



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

„Grenzen im Kopf?“

Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges mit Hilfe des Einsatzes sozialer
Netzwerke am Beispiel der Grenzregion Waldviertel / Südtschechien

Verfasserin

Victoria Kadernoschka, Bakk.phil.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt.
Studienblatt:

A 066 841

Studienrichtung lt.
Studienblatt:

Publizistik- und Kommunikationswissenschaften UniStG

Betreuerin / Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Geschlechtergerechte Sprache

In der vorliegenden Arbeit wurde durchgehend die männliche Schreibweise angewandt, nicht aus Bequemlichkeit, sondern um dem Lesefluss und der Lesbarkeit Rechnung zu tragen. Trotzdem der männlicher Schreibweise werden Männer und Frauen gleichermaßen angesprochen – mein Verzicht auf eine geschlechterneutrale Sprache stellt keine Form der Diskriminierung dar.

Wien, Februar 2012

Victoria Kadernoschka

Dimidium facit, qui coepit, habet

Die Hälfte des Werkes hat, wer nur erst angefangen hat.

Danke...

... möchte ich an dieser Stelle so vielen Menschen sagen, die mich durch mein Studium und vor allem durch das vergangene Jahr – dieses lange Jahr des Schreibens – begleitet haben.

Zum einen danke ich meinem Professor und Betreuer Dr. Wolfgang Duchkowitsch, der mich in den vergangenen Monaten unterstützt und motiviert hat und natürlich auch meinen Interviewpartnern, die sich für diese Arbeit zur Verfügung gestellt haben.

Mein größter und aufrichtigster Dank gilt an dieser Stelle meiner Familie – Großeltern, Eltern, meiner Schwester und meinem Freund.

Meinen Eltern - sie haben mir nicht nur mein Studium ermöglicht und sind immer hinter all meinen Entscheidungen gestanden. Sie haben mich auch zu einem weltoffenen, eigenständigen Menschen erzogen, der immer wieder gerne dorthin zurückkehrt, wo er aufgewachsen ist. Danke!

Meine Schwester – sie hat nicht nur eine Wohnung, sondern auch meine emotionalen Talfahrten während des Studiums mit mir geteilt und immer gewusst, wie sie mich wieder aufbauen und auf andere Gedanken bringen kann. Danke!

Mein Freund – die knappe Freizeit musste er mit meiner Diplomarbeit teilen, den oft sehr emotionalen Momenten ist er ruhig und gelassen begegnet. Wenn man seine Freundin auf dem Weg zur Magistra begleitet muss man viel ertragen können. Er hat es mit Bravour gemeistert, ihn erschüttert so schnell nichts mehr. Danke!

Studienkollegen wurden zu Freunden und Mitstreitern in einem „Kampf“, den wir nicht zu gewinnen glaubten. Aber dank der gegenseitigen Unterstützung und der ganz besonderen Freundschaft, die sich im Laufe der letzten Jahre entwickelt hat, haben wir es nun geschafft – das Studium ist abgeschlossen, die Freundschaft besteht weiter. Danke!

Danke an euch alle!

Inhaltsverzeichnis

1	Erkenntnisinteresse	1
2	Historischer Hintergrund der Grenzregion Waldviertel / Südschechien	5
2.1	Monarchie im Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1918	5
2.2	Erster Weltkrieg und Zwischenkriegszeit	9
2.2.1	Erster Weltkrieg	9
2.2.2	Zwischenkriegszeit	10
2.2.3	Spezialfall Südböhmen – Waldviertel	14
2.2.4	Exkurs über die Beziehungen zur benachbarten Region anhand einer vergleichenden Umfrage	16
2.3	Der KV Lepschi	18
3	Volk, Gemeinschaft, Gesellschaft	20
4	Gemeinschaft, Gruppe, Netzwerk	22
4.1	Gemeinschaft	22
4.2	Gruppe	23
4.3	Netzwerk	24
4.3.1	Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Gemeinschaften und Netzwerken	25
4.4	Online-Gemeinschaft	26
5	Nation und Identität	29
5.1	Nation und Nationalismus	29
5.2	Identität	33
5.3	Identität im virtuellen Raum	37
6	Grenze - der Grenzbegriff	40
6.1	Die Grenze zwischen Tschechien und Österreich – Ausprägungen und Bedeutungen nach Benedikter und Kubista	41
6.1.1	Politisch-territoriale Grenze	42
6.1.2	Ethnische und sprachliche Grenze	43
6.1.3	Grenze: Trennlinie zwischen Eigenem und Fremdem	44
7	Stereotype und Vorurteile	47
7.1	Merkmale von Stereotypen	48
7.2	Stereotyp vs. Vorurteil	51
7.3	Nationalstereotype	53
7.4	Der historische Wandel des Stereotyps	55
8	Kommunikation, Massenkommunikation	58
8.1	Medium und der Weg hin zu den „neuen Medien“ (Web 2.0)	59
8.1.1	Medium – eine Definition	59
8.1.2	computervermittelte Kommunikation	61

8.1.3 kommunikationswissenschaftliche Modelle computervermittelter Kommunikation (vgl. Köhler 2003, S. 26-30).....	62
8.2 Das Internet.....	63
8.2.1 Entwicklung	63
8.2.2 Funktion des Internets als Medium	66
8.3 Merkmale von Web 2.0-Programmen	66
8.3.1 Allgemeine Kriterien.....	66
8.3.2 Merkmale von Social Network Sites (SNS)	68
8.3.3 Social Network Services - Facebook.....	70
8.3.4 SNS als Plattform, auf der soziale Kontakte geknüpft werden - Kommunikationsformen im Internet nach Susanne In der Smitten.....	72
8.4 Interaktivität	76
8.5 Massenmedien und kultureller Wandel	79
9 Der Konstruktivismus	84
9.1 Identitäts- und Nationenbildung durch Konstruktivismus	84
9.2 Wirklichkeit vs. Realität.....	85
9.3 Gedächtnistheorie.....	90
9.3.1 kollektives Gedächtnis	90
9.3.2 Trennung von Geschichte und Gedächtnis	91
9.3.3 das kollektive Gedächtnis im medialen Wandel	92
10 Methoden	94
10.1 Forschungsfragen.....	94
10.2 methodisches Vorgehen	94
10.3 problemzentriertes Experteninterview	97
10.3.1 Das Experteninterview	98
10.3.2 Das problemzentrierte Interview	102
10.4 Fragebogen, Online-Befragung.....	103
10.4.1 Grundlegende Überlegungen zur Fragebogenerstellung.....	104
10.4.2 Konstruktion des Fragebogens	106
10.4.3 Vor- und Nachteile schriftlicher / Online-Befragung.....	110
11 Auswertung	111
11.1 Vorgehen bei der Auswertung	111
11.1.1 Experteninterviews	111
11.1.2 Fragebögen	118
11.1.3 Kategoriensystem.....	120
11.2 Darstellung der Ergebnisse.....	125
11.3 Beantwortung der Forschungsfragen	156
12 Ausblick.....	168

12.1	Hypothesen	168
12.2	Conclusio.....	170
13	Quellenverzeichnis	173
13.1	Literaturliste	173
13.2	Weiterführende Literatur	181
13.3	Internetquellen:.....	181
13.4	Abbildungsverzeichnis	181
14	Anhang.....	183
14.1	Detailergebnisse gegliedert nach Kategoriensystem:.....	183

Einleitung

Wann mi wer fragt: Wia geht's da denn
und wos si holt so tuat,
sog i, i bin a Behmenfan,
do geht's oan allweil guat.
Bei uns hearent in Österreich,
do san so hohe Preise,
drum moch i hoit so hie und do
amal a Behmenreise.

Z'erst fahr i noch Slavonice,
do tank i amal an,
wei ma mit an laaren Tank
net weiter kemma kann.
Dann fahr i no noch Iglau.
um Patronen für mei Gwia,
vo durt no glei noch Pilsen weita
um a Kisten Bier.
Wann i scho in Pilsen bin,
is nimma weit noch Prag
durt kriagt ma, hot ma oana gsogt,
an billigen Tabak.

Dann flitz i auf der Autobahn
zwoa Stunden bis noch Brünn,
dort tank i dann zum 2. mal
an billigen Benzin.
Dann iss i mi no urndli an,
wos obi geht mit Gwolt,
do brauch i dann dahoam nix mehr,
a halbe Wochen bold.
Weil i a nu Gurken brauch,
fahr i über Znoam,
do is dann nimma weit,
do bin i boid dahoam.

Wann I dann am Tacho schau,
do tuats mir gor net load,
I bin an Tog in Behmen gwest,
und hob ma viel daspoat
Drum: wann wer fragt: Wie geht's da
denn
und wos si hoit so tuat,
I sog i: I bin a Behmenfan,
do geht's oan allweil guat.

Für mi als alten Behmenfan
do is jo des ganz klor,
das i a jetzt alleweil
nach Behmen Haarschneid'n fahr.

Oamal bin i entn gwest,
do war i gor net z'frieden
do hot ma nämlich so a Bua
a mordstrum Glatzn gschnittn.
Schuld war i – des kimmt davon
wann man et g'scheit behmisch kann.
Wia i mi hob im Spiagl gsehn
do war man net zum Locha,
aber gschehn is leider gschehn,
do war nix mehr zum mocha.

Wia kimm i aber wieder hoam
der war mei größter Kumma,
wann die im Pass mei Büdl sehn,
de lossen mi net uma!
Wia i zu der Grenz hin kimm
mit Zittern und mit Banga
hab i ma denkt: Jetzt werns dann glei
mein Reisepass verlanga.
Gar net wahr! Der Behm hot glocht,
sei Deutsch war ganz passabel,
bitteschen nur weiter fahrn
Herr Birgermeister Rabl.

Und wann i amoi nimmer bin,
des moch i jetzt notarisch,
do grobns mi dreht in Behmen ein,
i bin jo doch net narrisch.
und zahl bei uns an Haufen Geld
für so a winzigs Fleckl,
do kriag i dreht a schene Gruft
mit an Marmordeckl.
Und wanns mi dann besuchen
kummts,
die Freund und die Verwandten,
do werden alle sicher sogn:
der hot des verstanden!

Dieses Gedicht, verfasst von Friedrich Kadernoschka und hier sehr verkürzt dargestellt, war Ausgangspunkt und Denkanstoß für diese Arbeit zugleich. Geschrieben nur wenige Jahre nach der Grenzöffnung 1989 spiegelt es heute durchaus die damalige Sicht auf den tschechischen Nachbarn wieder und zeigt zugleich die Euphorie, die zur damaligen Zeit im Grenzraum vorgeherrscht hat.

Dieses Gedicht meines Großvaters hat mich mit seiner satirischen aber umso ehrlicheren Art der Sprache und Bilder, die es zeichnet, dazu gebracht, über die Grenzbeziehungen zwischen Südböhmen und dem Waldviertel nachzudenken. Heute gibt es diese Euphorie nicht mehr, heute gibt es nur Nachbarn, die über eine offene Grenze miteinander verbunden sind. Jeder kann zu jeder Zeit diese Grenze überschreiten, ohne wie in Zeiten des Kalten Krieges Konsequenzen fürchten zu müssen. Aber keiner tut es, keiner überschreitet diese Grenze. Warum ist das so und welche Schritte können unternommen werden, die diese Situation zu ändern vermögen?

Überlegungen wie diese waren der Anlass dafür, diese Arbeit zu verfassen, sich mit den nachbarschaftlichen Beziehungen im Grenzgebiet auseinanderzusetzen und sich auf einer wissenschaftlichen Basis mit einem Phänomen zu befassen, das vielleicht sogar einzigartig ist.

„Grenzen im Kopf?“ setzt sich damit auseinander, wie die Menschen im Grenzraum übereinander denken, wie sie miteinander umgehen und ob man auf der Ebene der Kommunikation dazu beitragen kann, eine ähnliche Neugier, Euphorie oder Gemeinschaftsgefühl entwickeln kann, wie es nach 1989 noch zu finden war.

1 Erkenntnisinteresse

Die Grenze ist heute nicht mehr das, was sie einmal für uns war! Das Leben in der Grenzregion hat sich geändert, behaupten viele ältere Menschen aus dem Waldviertel, aber auch jene aus Tschechien. Und es stimmt, die Grenze und alles, was sie einmal dargestellt hat, haben sich verändert. Sie trennt nicht mehr zwei Nationen voneinander, vielmehr soll sie nur mehr markieren, wo der Übergang von einem Nachbarn zum anderen ist.

Die Anregungen für eine Forschungsarbeit liefert in den meisten Fällen der vorliegende Arbeit ist aus einem Zusammenspiel dieser Faktoren entstanden. Österreich ist seit 1995 und Tschechien seit 2005 Mitglied der EU, was sie zu gleichwertigen Partnern innerhalb dieses Staatengeflechts macht. Noch vor etwas mehr als 20 Jahren hat sich das Europa von damals seinen Bürgern anders dargestellt. Kommunismus und Demokratie – zwei grundlegend unterschiedliche politische Staatsformen dominierten den Kontinent. Seit 1955 galt "Österreich ist frei!" und damit hielt auch die Demokratie in Österreich Einzug. In Tschechien kamen von Russland dirigierte, kommunistische Politiker an die Macht, die ein totalitäres System errichteten. Während Österreich einen wirtschaftlichen Aufschwung erfuhr wurde Tschechien von seinen Machthabern "heruntergewirtschaftet".

Aber heute, 2011, hat sich das Blatt gewendet: Tschechen und Österreicher können als gleichwertige Nachbarn in der Europäischen Union ihre Beziehungen zueinander, die über einen langen Zeitraum von Neid, Hass aber auch Trauer geprägt waren, intensivieren. Bemühungen gibt es genug, doch es wird – so die eigene Einschätzung – noch länger dauern, bis die gemeinsame Vergangenheit, die die beiden Nationen so weit von einander entfernt hat, aufgearbeitet ist. Und an diesem Punkt, bei den vielen Bemühungen, nimmt die vorliegende Forschungsarbeit ihren Ausgang. Wie kann man diese Bemühungen vorantreiben und intensivieren, wie kann man größere Schritte aufeinander zu machen?

Stichworte in diesem Zusammenhang sind "Vernetzung" oder "grenzüberschreitender Dialog".

Sozialen Netzwerken wird die Eigenschaft zugeschrieben, die Menschen in aller Welt verbinden zu können, so dass es für den einzelnen ein Leichtes ist, Kontakte aufzubauen und zu pflegen, egal wo das Gegenüber wohnt. Aus dieser Eigenschaft Sozialer Netzwerke heraus hat sich auch das Forschungsinteresse generiert:

Ist es durch den Einsatz Sozialer Netzwerke auch möglich, die Menschen in der Grenzregion Waldviertel/Südtschechien so zu vernetzen, dass sie wieder intensiveren Kontakt zueinander pflegen, was wiederum zu einem "normalen", gleichberechtigten Miteinander führt? Gleichberechtigtes Miteinander, ohne den sprichwörtlichen Grenzen im Kopf, die die politisch und gesellschaftlich turbulenten Zeiten seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der auch den Wendepunkt in der gemeinsamen Geschichte dieser beiden Staaten markiert, kontinuierlich aufgebaut und verfestigt wurden.

Es ist eine komplexe Problematik, die im Folgenden behandelt werden soll. Viele Faktoren, manche schwerer, andere leichter zu fassen, spielen bei der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung dieser Region eine wichtige Rolle. Wie kam es dazu, dass sich die beiden Nationen voneinander wegbewegt haben? Welche gesellschaftlichen und politischen Faktoren spielen dabei eine Rolle? Welche Rolle kamen Vorurteilen und Stereotypen – wie sie unweigerlich in Gemeinschaften vorherrschen - in dieser Region zu?

All diese Fragen spielen im Vorfeld, vor der Beantwortung der eigentlichen Forschungsfrage, eine wichtige Rolle und sollen durch eine breit angelegte theorienbasierte Literaturanalyse weitestgehend beantwortet werden, bevor mittels Experteninterview und einem Online-Fragebogen auf die konkrete Fragestellung eingegangen wird.

Aus diesen grundsätzlichen Überlegungen und Gedanken hat sich eine forschungsleitende Frage ergeben, die wiederum durch die Formulierung von konkreten Forschungsfragen beantwortet werden soll.

Ist durch den Einsatz "neuer Medien" eine Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges zwischen Südtschechien und dem Waldviertel im Sinne einer nachbarschaftlichen Annäherung möglich?

Forschungsfrage 1:

Wie erfolgt der Umgang der befragten Mitglieder der zu untersuchenden Facebook-Gruppe mit Facebook. Warum nutzen sie es im Allgemeinen, wie nutzt sie die zu untersuchende Gruppe im Speziellen?

Forschungsfrage 2:

Trägt eine intensive Nutzung von Facebook dazu bei, sich auch fremden Personen und Gruppen anzunähern?

Forschungsfrage 3:

In wie weit ist es den Mitgliedern zweier Nationen möglich, sich einander auf der gesellschaftlichen Ebene – abseits politischer Diplomatie oder anderer Bemühungen – anzunähern?

Forschungsfrage 3.1:

Wie weit ist es durch elektronische Kommunikationsmittel wie Facebook möglich, einen grenzüberschreitenden Dialog zu unterstützen und es den Mitgliedern zweier Nationen zu ermöglichen, sich auf diesem Weg anzunähern?

Forschungsfrage 4:

Welche Rolle schreibt sich der „KV Lepschi“ in der Grenzregion Waldviertel/Südtschechien selbst zu und ist es den Usern der von „KV Lepschi“ betriebenen Facebookseite auch bewusst?

Forschungsfrage 4.1:

Kann durch den Einsatz einer FB-Seite der Grundgedanke von Lepschi in die Realität umgesetzt werden und wenn ja, wie?

Forschungsfrage 5:

Welche Punkte müssen vom Betreiber einer Facebookseite unbedingt bedacht werden, um eben diese Seite erfolgreich (= werden durch das Betreiben dieser Seite

grundlegende Ziele erreicht) zu führen?

Forschungsfrage 5.1:

Werden diese Punkte auch in der Praxis auf der Facebook-Seite des KV Lepschi umgesetzt?

2 Historischer Hintergrund der Grenzregion Waldviertel / Südtschechien

Wie schon an vorheriger Stelle angemerkt ist die Geschichte, auf die Tschechen wie Österreicher zurückblicken können, weitestgehend eine gemeinsame. Doch über Jahrhunderte hinweg hat es sich ergeben, dass vornehmlich das Trennende über das Gemeinsame gestellt wurde, wodurch eine immer größere Kluft zwischen den beiden Völkern entstand. Ein wesentlicher Teil dieser Arbeit, der auch zum Verständnis der Entwicklungen der letzten Jahrzehnte von Bedeutung ist, ist wenn auch nur ausschnittsweise, die Darstellung der historischen Geschehnisse aus einer möglichst objektiven, zumindest aber faktenbasierten, Sicht.

Weil es für das grundlegende Verständnis der nachbarschaftlichen Verhältnisse an der Grenzregion von verschwindend geringer Bedeutung ist, was vor einigen hundert Jahren passiert ist, soll an dieser Stelle die Darstellung der historischen Ereignisse Österreichs und Tschechiens mit einem Abriss der Monarchie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 beginnen und bis in die Gegenwart, in der beide Länder bereits Vollmitglieder der EU sind, reichen. Die Auswahl des Zeitfensters lässt sich zum einen mit der Komplexität der Geschichte begründen, zum anderen hat bereits Maurice Halbwachs in seiner sozialwissenschaftlichen Theorie über das Erinnern und die Erinnerung in verschiedensten Gesellschaften, festgehalten, dass durchschnittlich ein Zeitraum von drei Generationen – also rund 80 Jahre – erinnert werden kann (vgl. Assmann, Jan 2005, S. 75f, In: Koapoht / Laborde 2005 (Hrsg.)), was in Falle der Vorliegenden Arbeit ebenfalls dem im Folgenden beschriebenen Zeitraum entspricht.

2.1 Monarchie im Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1918

„Die böhmischen und österreichischen Länder durchlebten zwischen 1526 und 1918 eine gemeinsame Geschichte im Habsburgerreich, die zwar von vielen Kriegen gegen äußere Gegner (etwa die Osmanen, Schweden, Magyaren, Preußen und Franzosen), aber kaum von schweren gegenseitigen Konflikten – wie zu Zeiten der Hussitenkriege im 15. Jahrhundert – gekennzeichnet war.“ (Suppan 2005, S.8, In: Schriftenreihe Club Niederösterreich Nr. 8/9/2005)

Es wird an dieser Stelle der Versuch unternommen, eine möglichst faktenbasierte Darstellung der gemeinsamen Geschichte zu schaffen, da im Sinne der Wissenschaft der Faktenbezug ohne Interpretation der Geschehnisse durch die Autorin gegeben sein soll. Wie angedeutet kann es nur als Versuch gesehen werden, da auch die Autorin auf die Literatur angewiesen ist und eine objektive Darstellung historischer Ereignisse im Allgemeinen problematisch ist.

Die Darstellungen rund um die historischen Ereignisse und Geschehnisse in der Donaumonarchie zwischen dem Revolutionsjahr 1848 bis hin zum Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 werden, so besteht die Annahme, in Österreich und Tschechien in ihren heutigen Grenzen, sehr wahrscheinlich aus subjektiver Sicht wieder- und an kommende Generationen weitergegeben. Deshalb werden vornehmlich Lexika für den historischen Rück- und Überblick zur Hand genommen, um die Gefahr einer wertenden Beschreibung der Historie auszuschließen.

Wie bereits angedeutet herrschten auch in der Donaumonarchie größere und kleinere Krisen vor. Und auch wenn die Regentschaft eines Monarchen zu dieser Zeit unumstritten war und sich der Gedanke der freien Demokratie und des Parlamentarismus, wie man ihn gegenwärtig in Europa kennt, noch nicht durchgesetzt hat, so war Mitteleuropa dennoch von Krisen geschüttelt und gezeichnet. Nicht nur der Kampf an den Außengrenzen des Kaiserreiches machten der Monarchie zu schaffen, auch innere Differenzen zwischen den Völkern keimten immer mehr auf.

Zwei sehr wesentliche Faktoren für das Aufkommen von Krisenzeiten haben sich im Laufe der Jahre herauskristallisiert: zum einen waren sprachliche Barrieren (*vgl. Brockhaus 1999, S.120*) maßgeblich, zum anderen trieben auch religiöse Differenzen (*vgl. Suppan 2005, S. 12f*) einen Keil zwischen die einzelnen Kronländer, die alle Teile der Donaumonarchie waren. Immer mehr stellte sich heraus, dass die sprachlichen Unterschiede maßgeblich und nationenbildend waren, die religiösen und ethnischen Trennlinien zwischen den einzelnen Kronländern und ihren Bürger/innen traten in den Hintergrund. Auch heute spricht man, wenn man über die in der Monarchie vertretenen Nationen spricht, über „Sprachgruppen“, die sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges einen andauernden Kampf um die eigene Positionierung innerhalb des Staatenverbandes lieferten. „Es war kein Kampf gegen den Staat: Über die Monarchie hinaus dachten keine größeren Gruppen. Erst der

Krieg (*Erster Weltkrieg, Anm.*) selbst brachte hier den raschen Perspektivenwechsel.“ (*Brockhaus 1999, S.120*)

Nach der Inthronisierung Kaiser Franz Josefs I nach der Revolution 1848 wurden seitens des jungen Monarchen Versuche zur Modernisierung des neoabsolutistischen Staates unternommen. Das gelang freilich nicht in allen Gebieten, das neue Beamtentum und das Schulwesen sollten erste Anzeichen für eine modernere Monarchie sein. Doch gerade im Bildungsbereich war zu erkennen, dass die „1849 in der nachrevolutionären Verfassung festgeschriebene Gleichberechtigung der Nationen (...) an der Praxis scheiterte.“ (*Brockhaus 1999, S. 121*) Die Schulen waren, neben den Universitäten Böhmens und Österreichs, ein Platz, wo die Differenzen der Sprachgruppen augenscheinlich wurden und sich zu einem massiven Konfliktpotential entwickelten. Von den rund 16000 Volksschulen, die es in der Monarchie gab, wurde an etwa 6300 in deutscher, an knapp 3000 in tschechischer und an den übrigen in beiden Sprachen unterrichtet. Die Sprachentscheidung kann somit als eher pragmatische denn als ideologische gesehen werden (*vgl. Brockhaus 1999, S. 122*). Aus diesem Grund legte der böhmische Landtag im Mai 1865 ein Gesetz vor, dem zufolge die Gleichberechtigung beider Landessprachen an den Mittelschulen des Königreiches und weiters eine „Einteilung in tschechische, gemischte und deutsche Anstalten zu gelten habe.“ (*Suppan 2005, S. 24*)

Auch an den Gymnasien und Universitäten sollte eine derartige Regelung in Kraft treten, was aber von den liberalen Kräften im Land als „Sprachenzwang“ angesehen und mit dem österreichischen Schulgesetz von 1867 wieder abgeschafft wurde.

Noch vor dem Ausgleich mit Ungarn 1867 legte der tschechische Historiker und Politiker František Palacký eine Studie („Österreichs Staatsidee“) vor, in der er die nationale Gleichberechtigung der Kronländer vehement einfordert. (*vgl. Suppan 2005, S.25*) Auch in Form von Deklarationen, welche die Tschechen 1868 im böhmischen und mährischen Landtag einbrachten, wurde immer öfter und mit wachsendem Nachdruck die Forderung nach Eigenstaatlichkeit gestellt.

„Die Slawen stellten, wenn auch weder sprachlich noch territorial eine homogene Einheit bildend, die knappe Hälfte der Gesamtbevölkerung, und sie sahen sich durch den österreichisch-ungarischen Dualismus in ihren Entwicklungsmöglichkeiten behindert.“ (Brockhaus 1999, S. 123)

Die Frage der Sprache entwickelte sich im Laufe der Jahre bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges immer mehr zu einer ideologischen Frage, was sich letztlich auch in diversen von der Regierung Böhmens und Mährens auferlegten Sprach-Verordnungen widerspiegelte. 1880 beispielsweise wurden die Behörden dazu verpflichtet, „Amtshandlungen in jener Sprache abzuwickeln, in der die Eingabe erfolgt war.“ Damit war eine Zweisprachigkeit im „äußeren Dienstverkehr“ festgeschrieben, die Amtssprache blieb aber Deutsch.

„Die Tschechen wehrten sich aber (...) gegen die Anerkennung von Deutsch als ‚Staatssprache‘, die Deutschen verhinderten Tschechisch als ‚Landessprache‘ in Böhmen.“ (Brockhaus 1999, S. 126)

Es wurden seitens der Politik weitere Versuche unternommen, um die sprachlichen Differenzen in der heutigen Grenzregion zu beseitigen, die aber im Nachhinein betrachtet bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges nicht als erfolgreich betrachtet werden konnten. So hat beispielsweise der von Kaiser Franz Josef eingesetzte Statthalter Kasimir Graf Badeni 1897 eine Sprachverordnung für Böhmen und Mähren erlassen, die die Zweisprachigkeit im inneren und äußeren Amtsverkehr garantieren sollte. Doch sie scheiterte und trug somit nicht zum Abbau der sprachlich bedingten Spannungsfelder bei. Badeni wurde wieder abgesetzt und seine Nachfolger sorgten dafür, dass die Sprachverordnung Schritt für Schritt wieder zurückgenommen wurde. 1905 wurde schließlich ein mit allen Betroffenen ausgehandelter Kompromiss gefunden, der vom Kaiser auch sanktioniert wurde: der sogenannte „Mährische Ausgleich“ sah vor, dass die Gemeinden die freie Wahl für eine der beiden Sprachen hatten.

„Lebten in einer Gemeinde zumindest 20 Prozent der jeweils anderen Sprachengruppe, so musste die Eingabe in beiden Sprachen behandelt werden.“ (Brockhaus 1999, S. 127)

Trotz der letztendlich gefundenen Kompromisse zum Abbau der sprachlichen Differenzen wurde bis 1914 keine endgültige und dauerhafte Lösung des Problems gefunden. Man kann, so geht es aus der Literatur hervor, die sprachlichen Barrieren bzw. Unterschiede als erstes Konfliktpotential zwischen dem heutigen Tschechien und Österreich betrachten.

„Modernität und nationale Homogenität schienen (...) damals zusammenzugehören, zumindest im Sinn einer einheitlichen

Kommunikation die politisch, ökonomisch und kulturell die Voraussetzung zum leichten Umgang miteinander und zur raschen Durchsetzung von Neuerungen war.“ (Brockhaus 1999, S.124)

2.2 Erster Weltkrieg und Zwischenkriegszeit

2.2.1 Erster Weltkrieg

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 führte in erster Linie dazu, dass die Monarchie, das Staatesgebilde in der Mitte Europas, handlungsunfähig wurde.

„Das gesamte öffentliche, politische und kulturelle Leben wurde den Kriegsnotwendigkeiten untergeordnet.“ (Suppan 2005, S. 35)

Zu Beginn war es für das Kaiserhaus (überraschend) einfach, die Tschechen für den Einsatz im Krieg zu mobilisieren, sie traten in „überwiegender Mehrheit“ für die Aufrechterhaltung der habsburgischen Monarchie ein. Doch schon bald sollte sich auf tschechischem Gebiet eine Spaltung der politischen Lager vollziehen: Politik und Gesellschaft gliederten sich nach dem Tod Kaiser Franz Josefs 1916 in ein loyales und ein antihabsburgisches Lager. Die Auswirkungen des Krieges auf allen Ebenen hatten eher zersetzende denn verbindende Folgen. Das Beispiel des bereits 1914 ins Exil gegangenen Professors Tomás Garrigue Masaryk verdeutlicht dies: er suchte bereits Anfang 1917 in Frankreich Verbündete für die, so von ihm bezeichnete, internationale Lösung der tschechischen Frage. (vgl. Suppan 2005, S. 36f)

Die deutschen Parteien in Österreich hatten hingegen in der sogenannten „Osterbegehrschrift“ von 1916 einen eigenen Lösungsvorschlag für den Fortbestand der Nationen nach Ende des Krieges vorgebracht. Sie plädierten für die „Teilung der böhmischen Länder in einen tschechischen Teil mit tschechischer und deutscher Amtssprache sowie einen deutschen Teil mit ausschließlich deutscher Amtssprache; Zollunion mit Deutschland; (...).“ (Suppan 2005, S. 37)

Doch erst im Laufe der letzten beiden Kriegsjahre setzte die tschechische Elite ein Zeichen und begann sich Schritt für Schritt von der Monarchie, von Österreich-Ungarn, abzuwenden. Sie forderten im wiedereröffneten Reichsrat 1917 eine Umgestaltung der Monarchie in einen Bund, dem freie und gleichberechtigte

Nationalstaaten angehören sollten und weiters einen böhmischen Staat, in dem alle tschechischstämmigen Bürger Einlass finden sollten.

Aber die Entente hatte zu diesem Zeitpunkt bereits ihre Kriegsziele festgeschrieben, die die „Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen und Tschechoslowaken von fremder Vorherrschaft“ beinhalteten. Erst 1918 stimmten die Kriegsmächte Frankreich, Großbritannien und schließlich Amerika dem Wunsch des tschechoslowakischen Volkes nach Selbstständigkeit zu (vgl. Suppan 2005, S. 36f). Nach der Kapitulation der k.u.k Monarchie am 3. November 1918 war demnach der Weg für einen eigenständigen unabhängigen Staat des tschechoslowakischen Volkes frei. Genauso wie für die anderen Länder der 1918 zerfallenen, von den Habsburgern über knapp 100 Jahre regierten, Donaumonarchie.

Mährische Tschechen traten in der Zwischenkriegszeit für die Forderung nach staatlicher Souveränität der böhmischen Länder ein, deutsche Politiker aber machten sich für eine Orientierung dieser Länder hin zu einem deutschen Reich stark.

„Am Ende des Krieges suchten sie [die deutschen Politiker, Anm.] dann eine Abtrennung der vornehmlich von Deutschen bewohnten Territorien der böhmischen Länder zu erreichen und gemeinsam mit den österreichischen Deutschen bemühten sie sich im Rahmen des im Herbst 1918 proklamierten Deutschösterreich eine Angliederung an das Deutsche Reich durchzusetzen. Di Würfel waren damit gefallen – es bleibt der Hinweis, dass bei den nationalen Gegnern, die zugleich jahrhundertelange Nachbarn waren, sich in diametral entgegengesetzten Richtungen entwickelten...“ (Malir 2006, S. 73)

2.2.2 Zwischenkriegszeit

„Die am 28. Oktober auf dem Prager Wenzelsplatz ausgerufene Tschechoslowakische Republik und die am 12. November 1928 im Wiener Parlament proklamierte Republik ‚Deutschösterreich‘ standen sich von Beginn an misstrauisch, ablehnend, jedenfalls missgünstig gegenüber.“ (Suppan 2005, S. 38)

Der Sozialdemokrat Dr. Karl Renner bildete gemeinsam mit den drei stärksten Parteien im Herbst 1918 die erste (provisorische) Regierung, die nach der Abdankung des letzten Kaisers, Karl I, die Republik „Deutschösterreich“ ausrief. Diese verstand sich als Teil der „Deutschen Republik“. Weil das kleine Österreich

rechtlich als direkter Nachfolgestaat der Donaumonarchie angesehen wurde, wurde es durch den Vertrag von St. Germain zu Reparaturzahlungen – also zu Wiedergutmachungszahlungen – verpflichtet. Weiters wohnte diesem Vertrag ein Anschlussverbot an Deutschland inne, wobei die meisten Österreicher nicht an das Überleben des kleinen Österreichs glaubten, sich folglich damit nicht identifizieren konnten und sich daher nach einem Anschluss an Deutschland sehnten (*vgl. Fröhlich-Steffen 2003, S. 40f*).

Wenn auch mit einigen Hürden wurde aus Böhmen, das sich im Laufe der Jahrzehnte von den Habsburgern immer weniger wahr- und ernstgenommen gefühlt hat, nach dem Ende des Ersten Weltkrieges der erste tschechoslowakische Staat. Abgesehen von kleineren Ausschreitungen wurde diese Gründung in Prag friedlich begrüßt und gefeiert. „Es überwog die Freude über das Ende des Krieges, der Dynastie und des Staates, symbolisiert in der Demontage österreichischer Symbole.“ (*Perzi 2003, S. 84*)

Auch wenn im neu ausgerufenen Österreich die Bildung der Regierung, das Ende der Donaumonarchie und die Orientierung in Richtung eines Anschlusses an Deutschland von den Österreichern in unterschiedlichster Weise gesehen wurden, kann man im Großen und Ganzen durchaus davon sprechen, dass das Nationalbewusstsein in diesem Land wenig ausgebildet war, was auch die starke Orientierung hin zu Deutschland erklärt. Sie nahm aber, unter anderem nach der Machtergreifung Hitlers 1933, im Laufe der Jahre stetig ab, bis hin zum Verbot der NSDAP in Österreich. Diese blieb aber im Untergrund aktiv und bereitete den Weg zum Anschluss Österreichs an Deutschland 1938. Zwar unternahm die österreichische Politik Vieles, um den Einmarsch Hitlers in Österreich zu verhindern, doch das alles nutzte nichts und konnte den Einmarsch am 12. März 1938 nicht verhindern. (*vgl. Fröhlich-Steffen, 2003 S. 42-49*)

Auf tschechischer Seite betrachteten Sudetendeutsche und Tschechen den Zerfall der Donaumonarchie in unterschiedlicher Weise:

- 1) Tschechische Sicht: der neue tschechoslowakische Staat zählte zu den Siegerstaaten des Ersten Weltkrieges, die deutschen Gebiete wurden seit jeher als Teil der Böhmisches Länder betrachtet, mit denen sie wirtschaftliche, kulturelle und andere Fäden verbanden.

„Die Frage der Zugehörigkeit stellte sich eigentlich gar nicht. Das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen wäre auf Kosten des neuen Staates gegangen, der bei seiner Anwerbung und dem Abschluss der vier Provinzen an Deutschösterreich und/oder Deutschland ein lebesunfähiges Gebilde gewesen wäre. Friedenskonferenzen haben dies alles nur bestätigt.“ (Perzi 2003, S. 87)

- 2) sudetendeutsche Sicht: Der Zerfall der Habsburgermonarchie wurde von tschechischen Politikern, unter anderem durch das Selbstbestimmungsrecht, aktiv betrieben.

„Dies nahm man zwar für sich selbst in Anspruch, verweigerte es aber den Deutschen, die in einen tschechoslowakischen Nationalstaat hineingezwängt wurden. Den Krieg habe man gar nicht selbst begonnen, sondern ebenso wie die Tschechen nur der Dynastie und dem Staat gedient. Die Friedenskonferenz sei durch die diplomatische Offensive von Edvard Benes getäuscht worden und habe deshalb für die Tschechoslowakei und gegen das Selbstbestimmungsrecht entschieden.“ (Perzi 2003, S. 87)

Im Herbst 1935 waren tschechische Politiker Großteils damit beschäftigt, gemeinsam mit Moskau und Paris eine Art „kleine Entente“ zu bilden, die sich für den Fall der Restauration der Habsburger in Österreich rüsten wollte und für den Notfall auch an einen Einmarsch in Österreich gedacht hat. Erst Schuschnigg brachte es zu Stande, das Verhältnis zu Tschechien wieder zu verbessern, den „Habsburger-Komplex“ mehr oder weniger aus der Welt zu schaffen und ein beinahe freundschaftliches Verhältnis zu seinem tschechischen Amtskollegen aufzubauen (vgl. Suppan 2005, S. 47).

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das von Hitler diktierte Deutsche Reich unternahm Hitler sehr vehemente Versuche, auch die mehrheitlich von Sudetendeutschen besiedelten Gebiete in Tschechien an sein Reich anzuschließen. Die Briten und andere Großmächte konnten dem Druck Hitlers nur kurze Zeit standhalten und gaben diese ultimativen Forderungen schließlich an Prag weiter. Nach vergeblichen Versuchen, diese Sudetenfrage auf diplomatischem Wege zu lösen, ließ Hitler schließlich am 30. September 1938 das Münchner Abkommen unterzeichnen, das auf den Druck Hitlers hin im Endeffekt von den Großmächten und der tschechoslowakischen Regierung befürwortet wurde.

*„Zwischen dem 1. und 10. Oktober 1938 erfolgte der Einmarsch der deutschen Wehrmacht in die an Deutschland abgetretenen Gebiete, der vom überwiegenden Teil der Sudetendeutschen freudig begrüßt wurde.“
(Suppan 2005, S. 50)*

Der weitere Verlauf und der Ausgang des Zweiten Weltkrieges sollen hier nicht weiter ausgeführt werden, da viel mehr die weiteren historischen Entwicklungen für das Verstehen und das Untersuchen der tschechisch-österreichische Beziehung wesentlich bedeutender sind.

„Die Protektoratherrschaft hatte das über 800jährige Zusammen- und Nebeneinanderleben von Tschechen, Deutschen und Juden in den böhmischen Ländern weitgehend zerrüttet. Der ‚totale Krieg‘ hatte zu totaler Trennung, totaler Ausgrenzung und gegenüber den Juden zum Völkermord geführt.“ (Suppan 2005, S. 58)

Arnold Suppan beschreibt in einer knappen aber umso deutlicheren Aufstellung derer, die nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder in ihre (vermeintliche) Heimat überführt wurden, wie sich der Krieg und die Teilung der beiden Länder Österreich und Tschechien auf die gesellschaftliche Entwicklung ausgewirkt haben.

Durch den Artikel XIII im Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945 wird die tschechische Regierung ermächtigt, die deutsche Bevölkerung in humaner Weise nach Deutschland zu überführen:

Ende 1946 werden nun 1,2 Millionen Deutsche in die amerikanische und rund 800.000 in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands ausgesiedelt. In der Tschechoslowakei selbst bleiben etwa 200.000 Menschen. 600.000 „Industriespezialisten“ mit ihren Familien verblieben in der Grenzregion, rund 400.000 Deutsche in Mischehen und zirka 5.000 „Begnadigte“ wurden vom Abs Schub befreit. (vgl. Suppan 2005, S. 58f)

Weitere Zwangsumsiedelungen und Vertreibungen haben die noch heute viel diskutierten Benes-Dekrete zur Folge gehabt. Durch diese Dekrete wurde die Staatsgrenze der Tscheoslowakei erstmals nicht nur zu einer geographischen Trennlinie gegenüber Österreich und auch Deutschland, sie wandelte sich auch zu einer ethnischen und sprachlichen Grenze.

„Flucht, Vertreibung und gewaltsame Aussiedlung von knapp drei Millionen Sudetendeutschen sowie die Wiederbesiedlung der Grenzgebiete der böhmischen Länder mit über 1,8 Millionen Tschechen

und anderen Neusiedlern (Slowaken, Magyaren, Roma, Kroaten, Ukrainer, Serben, Bulgaren und ‚Griechen‘) stellten die größte Bevölkerungsverschiebung seit dem Mittelalter dar.“ (Suppan 2005, S. 63)

In weiterer Folge haben sich die beiden Länder, Österreich und Tschechien in zwei unterschiedliche Richtungen entwickelt: Österreich orientierte sich in Richtung „Westen“, in Richtung Demokratie und einem freien Rechtsstaat. Nach dem Ende der Besatzungszeit nach dem Zweiten Weltkrieg erklärte Österreich seine Unabhängigkeit und erklärte mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages eine souveräne und demokratische Republik Österreich. Tschechien hingegen orientierte sich in Richtung Osten, in Richtung UdSSR, was auch eine Entwicklung hin zum Kommunismus und zur Planwirtschaft nach sich zog.

2.2.3 Spezialfall Südböhmen – Waldviertel

Für eine konkrete Betrachtung des zu untersuchenden Grenzgebietes ist es sinnvoll, den Fokus der weiteren Ausführungen auch auf diesen speziellen Grenzraum zu richten. Deshalb sollen im Folgenden die Ausführungen von Andrea Kolomsky in den Mittelpunkt gerückt werden, da sie sich

sehr intensiv mit den historischen Ereignissen in eben diesem Gebiet auseinandergesetzt hat.

„Während die neu gezogene Staatsgrenze in der Zwischenkriegszeit noch durchlässig war, stand das Waldviertel nach 1945 mit dem Rücken zur Grenze. [...] Südböhmen wiederum stand mit dem Rücken zum Waldviertel.“ (Kolomsky 2006, S. 262)

Die Um- bzw. Neubesiedelungen des Grenzgebietes zogen vor allem auf tschechischer Seite gesellschaftliche Umwälzungen und Verwirrungen nach sich, auf österreichischer Seite waren die Auswirkungen nicht so deutlich zu spüren, wobei damit aber nicht gesagt werden soll, dass der Krieg keine deutlichen Spuren hinterlassen hat. In Tschechien waren aber diese gesellschaftlichen Neuorientierungen ein von vielen Autoren und auch Zeitzeugen oft genannter Grund dafür, dass der Kommunismus Fuß fassen konnte. Wurde er anfangs noch von vielen abgelehnt, gewann er mit der Zeit immer mehr an Boden, weil er Struktur in

das Leben der Menschen brachte und jedem Wohnung und Job garantieren konnte. Er bot – um es kurz zu fassen – in Zeiten des dynamischen gesellschaftlichen Wandels die Stabilität nach der die Gesellschaft gesucht hat.

Durch den Eisernen Vorhang, der sich im Laufe der ersten Nachkriegsjahre zu einer unüberwindbaren Grenze zwischen Südböhmen und dem Waldviertel entwickelt hat, war es auch – zumindest in der "Blüte" der kommunistischen Herrschaft – unmöglich, sich mit dem oft nur einige hundert Meter entfernt lebenden Nachbarn auszutauschen.

"Unter diesen Bedingungen konnten Interpretation der Geschichte und Bild des anderen unbehelligt von der tatsächlichen Begegnung existieren. Die Bevölkerung übernahm die jeweilige nationalgeschichtliche Deutung, in deren Rahmen auch das lokale Geschehen interpretiert wurde." (Kolomsky 2006, S. 263)

Nach dem Fall des Eisernen Vorhanges 1989 und dem damit einhergehenden Niedergang des Kommunismus und der Vorherrschaft der UdSSR in Ost-Europa, setzte sehr plötzlich ein neuer gesellschaftlicher Umbruch ein, der wiederum mit der Öffnung der Grenze einherging. Dadurch war der Weg zum Nachbarn wieder frei, man konnte sich mit dem Gegenüber wieder austauschen, was davor, in über 25 Jahren kaum, sehr schwer oder gar nicht möglich war.

"Eine Phase des gegenseitigen Kennenlernens setzte ein, im Zuge dessen die eigene Version der Geschichte mit jener der anderen konfrontiert wurde. Diese ersten Begegnungen waren eingebettet in ein Set von Fremd- und Selbststereotypen und bestimmt von den aktuellen Kräfteverhältnissen auf bilateraler und multilateraler Ebene." (Kolomsky 2006, S. 264)

Aus wissenschaftlicher Sicht bis dato noch nicht sehr ausführlich beleuchtet und aufgearbeitet ist die heutige politische, diplomatische und gesellschaftliche Situation im Grenzraum. Seit dem Beitritt Österreichs zur EU 1995 und jenem Tschechiens 2005 sind beide Staaten wieder Teil eines Nationengefüges, das von Historikern auch oft mit jenem Gefüge der vergangenen k.u.k Monarchie verglichen wird (vgl. u.a. *Interview mit Niklas Perzi im Anhang dieser Arbeit*).

In gewisser Weise kann man heute davon sprechen, dass sich der Kreis der Geschichte seit 2005 wieder geschlossen hat. Ob und in welche Richtung diese Entwicklung die nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten

beeinflusst hat, soll an diesem Punkt der Wissenschaft überlassen werden. Die Tatsache, dass beide Nationen nun Teil der Europäischen Union sind und somit auch gleichwertige Partner, soll an dieser Stelle als Feststellung und Denkanstoß – in welche Richtung bleibt dem Leser überlassen - genügen.

2.2.4 Exkurs über die Beziehungen zur benachbarten Region anhand einer vergleichenden Umfrage

(vgl.: <http://www.ild.cc/data/media/IRNP%20Auswertung%2009.pdf>)

In den Jahren 2008 und 2009 wurden im Zusammenhang mit der bevorstehenden bzw. 2009 stattfindenden grenzüberschreitenden Landesausstellung mündliche Befragungen durchgeführt, die zum Ziel hatten, herauszufinden, was die (potentiellen) Besucher von ihrem Nachbarn wissen bzw. wie sehr sie sich für diesen interessieren.

Das Sample bei dieser Umfrage bestand aus je ca. 250 befragten Personen aus Tschechien und ebenso vielen aus Österreich. Durchschnittlich wurden 52% Frauen aus Österreich, 50% Frauen aus Tschechien, sowie 48% Männer aus Österreich und 50% Männer aus Tschechien befragt. Das Sample ist somit sehr ausgeglichen und kann als repräsentativ angesehen werden. Genauso verhält es sich bei der Verteilung auf die Altersgruppen, jede relevante Alterskohorte¹ ist in einem annähernd gleichen Verhältnis in der Befragung berücksichtigt worden.

Die gestellten Fragen bezogen sich auf das Wissen und die Erfahrungen über und mit dem Nachbarn. Fragen nach bekannten Flüssen, Produkten oder Politikern aus dem Nachbarland sollten zeigen, wie groß das Interesse am "Nachbarn" ist und ob es durch den Besuch der oder zumindest das Wissen um die Landesausstellung eine Veränderung festzustellen ist.

In Summe kann festgehalten werden, dass die grenzüberschreitende Landesausstellung "Geteilt – Getrennt – Vereint" durchaus dazu geführt hat, dass sich eine Veränderung im Bewusstsein der Befragten feststellen lässt. Und zwar dahingehend, dass sie das Nachbarland bewusster wahrnehmen und auch mehr

¹ **AT:** unter 20 Jahre: 18%, bis 35 Jahre: 24%, bis 45 Jahre: 23%, bis 55 Jahre: 22%, über 55 Jahre: 13%

CZ: unter 20 Jahre: 27%, bis 35 Jahre: 22/, bis 45 Jahre: 21%, bis 55 Jahre: 10%, über 55 Jahre: 20%

über das jeweilige Land wissen bzw. mehr darüber berichten können (2009) als im Vergleichszeitraum 2008.

Das äußert sich dadurch, dass Österreicher sowie Tschechen signifikant mehr Gewässer im jeweils anderen Land nennen können oder sie auch mehr "benachbarte" Politiker beim Namen nennen können. Wohingegen sich das Besuchsverhalten auf tschechischer Seite nur sehr wenig und das der Österreicher im Grunde gar nicht verändert hat. Ein anderes Bild zeigt sich, wenn man die Umfrageergebnisse in der Sparte "Sprachkenntnisse" betrachtet.

Auf tschechischer Seite zeigt sich: *"Im Vergleich zu 2008 geben um 2,8% weniger der Befragten an gerade Deutsch zu lernen. Ein Plus von 2,1% geben hingegen an, sehr gut Deutsch zu sprechen. Hier ist im Lernverhalten eine deutlich rückläufigere Tendenz zu beobachten."* (ebd. Folie 15)

Wohingegen bei den Österreichern folgendes Ergebnis vorliegt: *"Signifikant ist hier das Lernverhalten mit einer steigenden Tendenz zu beobachten. 4,93% geben bei der Umfrage 2009 an Tschechisch zu lernen, 2008 waren es 0,42%."* (ebd. Folie 16)

Die für die vorliegende Arbeit aber wesentlichsten Ergebnisse dieser vergleichenden Umfrage sind, dass die Befragten aus beiden Ländern angeben, einen verstärkten Wunsch danach haben, mehr Informationen über das Nachbarland zu bekommen bzw. zu sammeln. Bei den Österreichern stieg dieser Anteil von 2008 auf 2009 von 32% auf 56%, bei den Befragten Tschechen von 59% auf 71%. Auf die Frage, auf welchem Gebiet dieser Informationsbedarf am stärksten ist, antworten beide Seiten mit "Tourismus". Politik beispielsweise liegt nur an sechster von acht Stellen.

Diese Umfrage weist in vielen Teilbereichen signifikante Steigerungen auf, z.B. die Kenntnisse über das Nachbarland oder auch der Wunsch nach mehr Information über den Nachbarn. Das ist, so die Interpretation der Autorin, auch darauf zurückzuführen, dass im Befragungszeitraum 2009 die grenzübergreifende niederösterreichische Landesausstellung stattgefunden hat, die das Bewusstsein für das Nachbarland geschärft hat. Dennoch sind die Umfragewerte für das Festmachen eines Status Quo hinsichtlich des nachbarschaftlichen Verhältnisses durchaus brauchbar und sollen in diesem einleitenden Kapitel kurz darstellen, wie sich die heutige (gesellschaftliche) Situation im Grenzraum darstellt.

2.3 Der KV Lepschi

Wofür der Verein „Lepschi“ steht und wodurch er seine Leitgedanken zur Umsetzung bringen will, wird auf der Homepage www.lepschi.org in kurzen Worten beschrieben, weshalb im Folgenden die Selbstbeschreibung des Vereines – zu finden auf eben dieser Homepage – in voller Länge angeführt ist (www.lepschi.org, 08.12.2011, 8:40 Uhr):

Verein zur Förderung der grenzüberschreitenden Kommunikation, Kunst und Kultur

Auf Tschechisch: lepši = besser

Im österreichischen Dialekt: auf lepschi gehen: zu etwas Schönerem, Besserem oder auf Brautschau gehen oder einfach unterwegs sein

Die Vision von lepschi ist, Menschen, MusikerInnen, KünstlerInnen, Projekte aus Tschechien und Österreich zu connecten, das heißt: sich kennen lernen, gemeinsame Projekte und Veranstaltungen realisieren, organisieren und vorantreiben. Geschehen soll das mit verschiedensten Arten von Veranstaltungen bei denen Menschen zusammen kommen wie beispielsweise: Konzerte, Partys, Ausstellungen, Lesungen, Filmabende, Familienfeste, Jamsession, etc., aber auch ganz ungezwungen. lepschi unterstützt die Subkultur – Subkultur die Kultur werden soll. Seit nun mittlerweile zwei Jahren ist eine Community über die Grenzen hinweg entstanden, die sich durch regelmäßige Treffen und gemeinsame Aktionen auszeichnet, wie die Zusammenarbeit beim Viertelfestival NÖ im Waldviertel beweist.

Wir, die wir uns unter dem Namen Lepschi zusammengefunden haben, sind eine Gruppe von einigen mehr oder weniger jungen Leuten, größtenteils aus dem oberen Waldviertel und darüber hinaus. Gemeinsam mit mehreren verschiedenen Partnern, wie beispielsweise Hudba proti rasismu (Musik gegen Rassismus), radios.cz, sub etasch, together, wollen wir grenzüberschreitende Veranstaltungen organisieren und durchführen - im Waldviertel und im tschechischen Grenzgebiet. Freiräume für Menschen sollen geschaffen werden, in denen familiäre Begegnungen und Kommunikation stattfinden und gemeinschaftliche künstlerische Prozesse entstehen und sich entfalten können. Als österreichischer Part der Kooperation ist uns einerseits wichtig, Kultur abseits des Mainstreams im Waldviertel zu unterstützen und verschiedene Kultur- und Vernetzungsinitiativen miteinander zu verbinden. Auf der

anderen Seite geht es uns darum jenseits der Grenzen zu blicken, die Subkulturen aus Tschechien und Österreich zusammenzufügen und aktiv mit zu gestalten.

Das Waldviertel und die benachbarten tschechischen Regionen (Südböhmen, Vysocina und Südmähren) haben ähnliche geographische, historische und soziale Ausgangsbedingungen. Sie alle liegen abseits der Ballungszentren der modernen Städte (Ausnahme: Budweis), sie alle lagen beinahe 40 Jahre an einer toten Grenze, getrennt durch den „Eisernen Vorhang“, sie alle sind betroffen von einer Abwanderung der Jugendlichen, einer Überalterung der Gesellschaft, einer finanziellen Benachteiligung gegenüber den Ballungszentren und einer höheren Arbeitslosenquote als in den übrigen Regionen unserer beiden Ländern. Deshalb haben wir Jugendliche uns zusammengeschlossen, um etwas für unsere Regionen und unsere Gegenwart zu bewirken. Unsere Ziele lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Vorurteile zwischen den beiden Gesellschaften abbauen, Informationsaustausch
- noch immer notwendig
- soziale Vernetzung der beiden Regionen: Beziehungen aufbauen und diese pflegen
- Förderung der kulturellen Vielfalt in beiden Regionen
- Förderung von regionalen, biologischen und nachhaltigen Produkten und Lösungsansätze
- Förderung von jungen Künstlern sowohl aus Tschechien wie auch aus Österreich
- Unterstützung und Zusammenarbeit mit verschiedensten Initiativen in den Bereichen Kultur, regionale Wirtschaft und Verkehr

3 Volk, Gemeinschaft, Gesellschaft

Die Begriffe „Volk, Gemeinschaft und Gesellschaft“ bedürfen gerade in einem wissenschaftlichen Kontext einer sehr konkreten und fundierten Definition, da sie grundsätzlich verschiedene soziale Phänomene zu beschreiben scheinen. Dennoch sollen sie in einem ersten Schritt gemeinsam betrachtet werden, da sich die Menschen in einer Nation, in einem Staat, als Teil einer Gemeinschaft oder Gesellschaft betrachten und sie – oft von Außenstehenden - gemeinhin auch gleichzeitig als Volk bezeichnet werden. Die grundlegende Überlegung ist jene, dass die Menschen sich selbst und das System in dem sie leben, mit den unterschiedlichsten Begriffen bezeichnen. Die wissenschaftlich genaue Abgrenzung der einzelnen Bezeichnungen ist für sie nicht von Bedeutung, viel mehr ist das, was sie miteinander verbindet, von Bedeutung.

Es sollen in diesem Kapitel aber in einem ersten Schritt die Begriffe der Gemeinschaft und Gesellschaft umrissen und festgemacht werden, um sie in einem nächste Schritt auf zwei für diese Arbeit wesentliche Lebenssituationen anzuwenden. Diese sind zum einen die Nation, in der die Menschen leben, in der sich Tschechen und Österreicher heimisch fühlen und zum anderen die Online-Gemeinschaft, in der sich Tschechen und Österreicher ebenfalls bewegen und sich, nach gewissen Faktoren orientieren, ebenfalls in Gruppen zusammenfinden und sich über diese als Gemeinschaft definieren. Dass man den Gemeinschaftsbegriff in unterschiedlichster Weise auf diese beiden sozialen Situationen anwenden muss, scheint plausibel, ist aber ein komplexes Unterfangen. Zum einen, weil Online-Gemeinschaften wissenschaftlich noch nicht so erschlossen sind wie andere soziale Phänomene, zum anderen hat sich im Laufe der Zeit die vormals scharfe Trennung der Begriffe Gemeinschaft und Gesellschaft verwässert, so dass heute seitens der Wissenschaft keine so scharfe Trennung mehr versucht wird (*vgl. In der Smitten 2007, S. 116f*).

In der Smitten fasst, nach dem Vorbild Ferdinand Tönnies (1887), die grundlegenden Unterschiede zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft in Schlagworten in einer Darstellung zusammen, wobei die gravierendste Unterscheidung wohl darin liegt, dass sich eine Gemeinschaft eher über ein inniges und persönliches Verhältnis der

Menschen untereinander definiert, wobei eine Gesellschaft wiederum auf eher zweckmäßigen Faktoren zu beruhen scheint.

	Gemeinschaft	Gesellschaft
<i>Grundlagen</i>	<ul style="list-style-type: none"> - „Wesenswille“ - Verständnis (consensus) - herzliche Verbundenheit (concordia) - Eintracht, Sitte, Religion - Blut, Ort, Geist 	<ul style="list-style-type: none"> - „Kürwille“ - Zweck - Konvention, Politik - Öffentliche Meinung - Tausch, Handel, Industrie - Kapitalismus
<i>Formen</i>	<ul style="list-style-type: none"> Ehe Familie Verwandtschaft Hausgemeinschaft Nachbarschaft Dorf (Klein-)Stadt Genossenschaft, Gilde, Zunft Freundschaft Religionsgemeinschaft Volksstamm Volksgemeinschaft 	<ul style="list-style-type: none"> Großstadt Handelsgesellschaft Aktiengesellschaft Verein Wissenschaftliche Zirkel
<i>Beschreibung / Bewertung</i>	real, organisch, vertraut, heimlich, von Geburt an, dauerhaft, echt	Ideell, mechanisch, öffentlich, fremd, vorübergehend, scheinbar

Abbildung 1

Ausgehend von dieser Unterscheidung ist es für den Zusammenhang der vorliegenden Arbeit sinnvoll, den Begriff der Gesellschaft auszublenden und in der Folge von Gemeinschaft zu sprechen, wenn man sich mit den Grenzbeziehungen zwischen Tschechien und Österreich auseinandersetzt und im Zuge dessen auch Faktoren zu bestimmen, durch welche sich Nationen definieren und damit auch voneinander abgrenzen. Es wird an einer anderen Stelle die Rede davon sein, dass die Indikatoren für das Zusammengehörigkeitsgefühl eher von dauerhafter und emotionaler Natur sind und weniger von zweckmäßiger.

4 Gemeinschaft, Gruppe, Netzwerk

4.1 Gemeinschaft

Émile Durkheim setzte sich im Zuge seiner soziologischen und ethnologischen Untersuchungen unter anderem mit dem Phänomen der Gemeinschaft auseinander und kam schließlich zu der Überzeugung, dass sich die Gemeinschaft und das was man heute gemeinhin darunter versteht, erst im Zuge der industriellen Revolution und der damit verbundenen technischen Weiterentwicklung entwickelt hat. Durch das stetige Bevölkerungswachstum und eben die technischen Errungenschaften begannen die Menschen, sich aufgrund der steigenden Arbeitsteilung in verschiedene soziale Rollen zu differenzieren. Das oft zitierte Beispiel, das dieses Rollenteilung am besten beschreibt, ist wohl jene des Familienvaters, der aber beruflich ein sehr konsequenter Manager ist und in seiner Freizeit die Rolle des Kapitäns einer Hobby-Fußballmannschaft ausfüllt. Durkheim geht also davon aus, dass mit dieser Ausdifferenzierung auch ein Wandel der sozialen Rollen und damit auch des gesamten sozialen Systems einhergeht. Hat man sich vor diesen grundlegenden technischen und sozialen Entwicklungen als Gemeinschaft noch eher über eine Blutsverwandtschaft definiert, so erfolgt die „neue“ Definition der Zusammengehörigkeit über die Funktionen, die sozialen Rollen, die der Einzelne ausfüllt.

„Die Menschen werden also nicht mehr in ihre zentrale Gruppenzugehörigkeit hineingeboren, sonder am Anfang steht eine freie Willensentscheidung, nämlich die der Berufswahl, aus der sich allerdings nachfolgende Rollenverpflichtungen ergeben.“ (In der Smitten 2007, S. 118, zit. nach: Durkheim 1977, S. 223)

Bei dieser „modernen“ Form der Gemeinschaft wird auch deutlich, dass die Menschen viel häufiger aufeinander angewiesen sind und das Gemeinschaftsgefühl dadurch nur noch mehr gestärkt wird. Die Ausdifferenzierung der Rollen bewirkt also gleichsam eine verstärkte Abhängigkeit voneinander und damit ein ausgeprägtes Gefühl des Zusammenhalts.

4.2 Gruppe

In der Smitten führt weiter aus, dass es neben der Verwässerung der trennscharfen Differenzierung der Begriffsdefinition von Gesellschaft und Gemeinschaft auch noch zu einer Erweiterung der Begriffe, die jede Art menschlichen Beisammenseins beschreiben, um „Gruppe“ und „Netzwerk“ gekommen ist. Wobei der Grund für diese Erweiterung unter anderem in der durch weitere technische Entwicklungen bedingten Unterscheidung zweier „Welten“ liegt, der virtuellen Online-Welt und der salopp gesprochen Offline-Welt. Wobei sich im Laufe der Zeit und der wissenschaftlichen Entwicklungen herausgestellt hat, dass es mehr Ähnlichkeiten bzw. Gemeinsamkeiten zwischen diesen Welten gibt als Unterschiede vorhanden wären (vgl. In der Smitten 2007, S.118f). Grundlegend ist ebenfalls, dass Tönnies (1963) einige Charakteristika der „Gemeinschaft“ gefiltert und festgeschrieben hat, die weitestgehend auch auf die „Gruppe“ angewendet werden können. Dieses sind unter anderem (vgl. ebd. S. 119):

- unmittelbarer direkter (Face-to-Face) Kontakt zwischen allen Mitgliedern
- enge multiplexe (vielfältige) Beziehung
- Wir-Gefühl
- Zusammengehörigkeit und Solidarität
- gemeinsame Normen und Werte
- keine Fokussierung auf nur einen bestimmten Gruppenzweck, aber unter gewissen Bedingungen doch die Verfolgung gemeinsamer Ziele

Daraus lässt sich eine synonyme Verwendung der Begriffe von Gemeinschaft und Gruppe ableiten, was in der Folge auch getan wird. Wird von einer Gemeinschaft gesprochen, ist gleichsam eine Gruppe gemeint, die die oben angeführten Kennzeichen und Merkmale, Tönnies folgend, aufweist. Es ist aber dennoch an dieser Stelle noch wichtig, einen zweiten Begriff einzuführen, der für die weiteren Ausführungen und Beschreibungen wichtig sein wird. Das „Netzwerk“ soll im Folgenden unter dem Aspekt der Abgrenzung zum Begriff Gruppe bzw. Gemeinschaft eingeführt werden.

4.3 Netzwerk

Das Netzwerk erfüllt gewisse Merkmale, die ebenfalls in einer Darstellung Susanne In der Smittens sehr übersichtlich aufgelistet werden. Die Ursprünge der Definition dieses Begriffes liegen allerdings in den Ausführungen von Franz Urban Pappi (1987) und der Sozialanthropologie. Die grundlegende Einheit für die Definition des „Netzwerkes“ ist die soziale Beziehung, die zwischen den einzelnen Mitgliedern eines Netzwerkes besteht. Wobei man sehr allgemein sagen kann, dass ein Netzwerk aus den zugehörigen Personen besteht, die als *„Knoten modelliert werden, und den Beziehungen zwischen ihnen, die man dann Brücken nennt.“* (In der Smitten 2007, S. 121, vgl. nach Schenk 1983, S. 89). Weiters kann man an zwei Stellen wiederum Unterscheidungen anstellen, man kann also bei genauerer Betrachtung zwei verschiedene Formen von Netzwerken mit unterschiedlich starken Bindungen der einzelnen Mitglieder differenzieren.

Zum einen existieren so genannte globale, komplette Netzwerke und zum anderen egozentrierte, persönliche Netzwerke, wobei für die vorliegende Arbeit die globalen, kompletten Netzwerke von größerer Bedeutung sind und die egozentrierten, persönlichen Netzwerke hintangestellt und nicht näher betrachtet werden sollen.

4.3.1 Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Gemeinschaften und Netzwerken

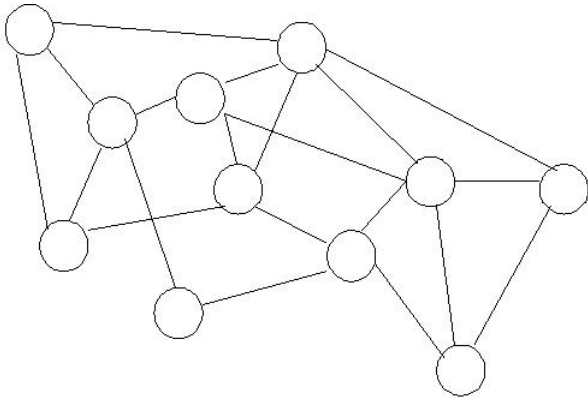
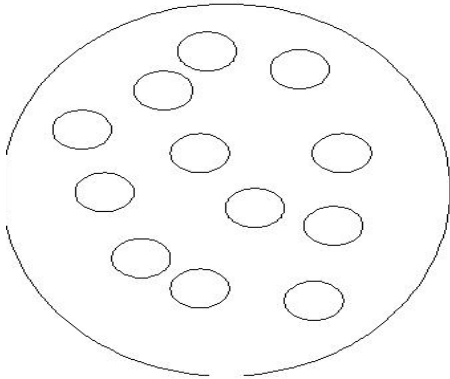
Netzwerk	Gruppe, Gemeinschaft
	
In der Regel nicht-hierarchische Zuordnungen, Herausbildung von Meinungsführern oder von Personen mit besonders hohen Ansehen aber nicht ausgeschlossen	Klare Rollen und Verantwortungen, teilweise hierarchisch
Personen stehen in direkter Beziehung zueinander, es kann allerdings sein, dass der Kontakt von A zu C über B führt.	Personen können auch zusammengehören, ohne in Beziehung zueinander zu stehen
Diffuse Grenzen, Netzwerk als solches ist nur sehr schwer abzubilden	Klare Grenzen, Zugehörigkeiten lassen sich an spezifischen Merkmalen festmachen
Netzwerk als solches wird meist nicht thematisiert	Gemeinschaft existiert als Thema und ist Teil der Identität der Mitglieder

Abbildung 2

Für die weiteren Ausführungen soll an dieser Stelle bestimmt werden, wie die Begriffe Netzwerk und Gruppe für die vorliegende Arbeit verwendet und angewendet werden sollen. Betrachtet man die Merkmale für Social Networking Sites und für die beiden gerade eben eingeführten Begriffe, wird deutlich, dass man in dem Fall der vorliegenden Arbeit jeweils Aspekte des Netzwerkes mit Aspekten der Gruppe/Gemeinschaft kombinieren muss. Da es im Falle von Social Networking Sites durchaus sehr unterschiedliche Formierungen von Menschen gibt, die sich aus den verschiedensten Gründen zusammen finden und dadurch auch genauso viele unterschiedliche Merkmale aufweisen, die es kaum zulassen jede Ansammlung von Menschen im virtuellen Raum als Gruppe/Gemeinschaft ODER Netzwerk zu bezeichnen. Sie weisen Merkmale von beiden auf und lassen sich demnach auch nicht eindeutig kategorisieren und definieren. Dennoch soll in einem nächsten Schritt versucht werden, eine Definition oder Kategorisierung für virtuelle Gemeinschaften/Gruppen oder Netzwerke festzumachen; auch wenn es sich hier nur

um einen Versuch handeln kann, da es alleine auf Grund der sehr raschen technischen Entwicklung, die immer neue Formen des Zusammenseins in der virtuellen Welt erlaubt, nicht möglich ist, eine endgültige und feststehende Definition zu finden.

4.4 Online-Gemeinschaft

„[...] vielmehr müssen zur technischen Infrastruktur die menschlichen Nutzerinnen und Nutzer hinzukommen und im Zuge ihrer netzbasierten Kommunikation eine entsprechende Gruppenbildung mit Rollenverteilung, sozialer Normierung usw. vollziehen. Ebenso wie ein fehlender aktiver Teilnehmerkreis die Gruppenbildung verhindert, kann sich jedoch auch eine fehlerhafte oder ungenügende technische Plattform als Hindernis für eine netzbasierte Gruppenbildung erweisen.“ (Döring 2003, S. 501)

Ausgehend von dieser zugegeben sehr allgemeinen und gut nachvollziehbaren Aussage Dörings lassen sich im Folgenden die Merkmale und Bedingungen von Online-Gemeinschaften im Hinblick auf die Analyse und Beantwortung der Forschungsfragen umreißen und darstellen.

Folgt man In der Smitten und Tönnies, so gibt es drei Gründe, sich einer Gemeinschaft anzuschließen und es existieren auch, kurz zusammengefasst, drei Arten von Gemeinschaften im virtuellen Raum, die sich durch ihre Entstehungsweisen und der Art ihres Bestehens unterscheiden (vgl. In der Smitten 2007, S. 126f).

Zum einen gibt es Gemeinschaften,

- welchen man sich *freiwillig* anschließt, die also der Zustimmung jedes einzelnen Mitgliedes bedürfen, um eine Berechtigung auf Existenz zu haben. Ein Beispiel hierfür ist ein Fußballverein oder eine Tanzgruppe. Daneben spricht man in der Wissenschaft auch von
- *semi-freiwilligen* Gemeinschaften, die sich dadurch kennzeichnen, dass man unfreiwillig einer Gemeinschaft angehört, es dem einzelnen Mitglied aber freisteht, aus der Gemeinschaft auszutreten, wie es beispielsweise bei einer

Glaubensgemeinschaft oder einer Dorfgemeinschaft ist. Man wird durch die Geburt, also eigentlich durch die Entscheidung der Eltern, Mitglied dieser Gemeinschaft, kann aber zu einem vordefinierten Zeitpunkt aus freien Stücken aus dieser Gemeinschaft austreten. Die dritte Form der Zugehörigkeit ist die

- *unfreiwillige*, welche durch äußere Einflüsse bestimmt wird und vom jeweiligen Mitglied kaum mehr oder nur sehr schwer rückgängig gemacht werden kann. Ein Beispiel hierfür ist die Schicht- oder Klassenzugehörigkeit.

Betrachtet man nun den Online-Bereich so zeigt Susanne In der Smitten drei grundlegend unterschiedliche Formen von Online-Gemeinschaften auf, die sich nicht mehr (nur) durch den Grad der Freiwilligkeit unterscheiden, sondern vor allem durch die Art ihres Zustandekommens.

„[...] Online-Gemeinschaften sind im Internet vorfindbare Netzwerke oder Gruppen, bei denen die zeitliche Positionierung und der Anteil der Online-Interaktionen an den Gesamtinteraktionen differieren können.“ (In der Smitten 2007, S. 128f)

Aus dieser Feststellung heraus generiert In der Smitten drei Formen von Online-Gemeinschaften (vgl. In der Smitten 2007, S. 128ff):

- **virtualisierte Gemeinschaften**

Bei diesem ersten Typ verlagert sich ein Teil der Offline-Aktivität in den virtuellen, also den Online-Bereich. Es ist der Online-Gemeinschaft also eine offline bereits bestehende Gemeinschaft vorausgegangen, wobei sich schließlich Teile derer ins Internet verlagert haben.

- **virtuelle Gemeinschaften**

Diese Gemeinschaften agieren im Gegensatz zu den virtualisierten Gemeinschaften ausschließlich im Online-Bereich. Sie haben sich dort formiert und (inter)agieren auch nur dort. In der Smitten spricht davon, dass einige Kritiker diesen virtuellen Gemeinschaften eine gewisse Beständigkeit absprechen, was aber bisher nicht nachgewiesen wurde.

- **devirtualisierte Gemeinschaften**

Dies bezeichnet jene Gemeinschaften, die zwar im Online-Bereich entstehen, die Mitglieder sich aber auch im Offline-Bereich treffen und sich persönlich auf dieser physischen Ebene begegnen (wollen).

Es eignen sich aber nicht alle Gemeinschaften zur Virtualisierung und damit zur Formierung im Online-Bereich. Jene Gruppen beispielsweise, bei denen eine Zusammengehörigkeit auch sehr stark vom Face-to-Face Kontakt und einer emotionalen Bindung abhängig ist, wie es zum Beispiel bei Liebespaaren der Fall ist. Im Gegensatz dazu sind jene Gemeinschaften für eine Virtualisierung sehr gut geeignet, bei denen die einzelnen Mitglieder zumindest das Interesse verfolgen, miteinander kommunizieren zu wollen, auch wenn sie sich geographisch gesehen sehr weit voneinander entfernt wissen, was ein Treffen in der Realität, also eine Offline-Begegnung, de facto unmöglich macht (vgl. In der Smitten 2007, S. 130f).

Nicola Döring formuliert, passend zu den Überlegungen In der Smittens, dass es sich lediglich um idealtypische Kategorisierungen handelt, wenn man eine analytische Abgrenzung von Online- und Offline-Gemeinschaften oder -Gruppen treffen will.

*„Denn nicht nur erweitern soziale Gruppen, die sich im Netz gebildet haben, oftmals ihr Medienspektrum und integrieren andere Medienkontakte wie Face-to-Face-Treffen – umgekehrt beschränken sich so genannte Offline-Gruppen keineswegs auf Face-to-Face-Kontakte.“
(Döring 2003, S.501)*

Aus dieser Aussage kann man schließen, dass es nicht DIE Offline- oder Online-Gruppe gibt, die ganz spezifische Merkmale und Handlungsmuster aufweist. Viel mehr spricht Döring (und auch In der Smitten) von Hybrid-Gruppen, die in ihren Handlungsmustern die traditionellen Face-to-Face-Kontakte mit Netzkontakten und anderen medialen Kontakten kombiniert, wobei die Kombinationen unzählig sind und in der Realität in den verschiedensten Mischverhältnissen anzutreffen sind (vgl. Döring 2003, S. 501).

5 Nation und Identität

Nils Zurawski spricht im Zuge seiner Untersuchungen zu Identität, Kultur und Internet davon, dass sich die „*Konstruktion von ethnischen und anderen Identitäten im Zuge von Nationenbildungen*“ vollzieht. (Zurawski 2000, S.51) Damit soll verdeutlicht werden, dass sich Menschen, wenn sie sich auf spezielle gemeinsame Eigenschaften oder Fähigkeiten beziehen können, sich als zusammengehörig betrachten, woraus sie wiederum – bewusst oder unbewusst sei an dieser Stelle unkommentiert – eine Art nationaler Identität generieren. Durch diese nationale Identität, genauer gesagt durch die Verteidigung dieser nach außen, entstanden und entstehen immer wieder nationale Konflikte, die sich gegen das „Fremde“ richten oder gerichtet haben, wobei das „Fremde“ wiederum alles bezeichnet, was sich von der nationalen Identität der verteidigenden Gemeinschaft unterscheidet oder von dieser nicht akzeptiert wird/werden kann.

Bevor man den Begriff der nationalen Identität vollständig definieren kann, ist es notwendig, die beiden Begriffen Nation und Identität separat genau zu betrachten, so dass am Ende eine spezifische Definition der „nationalen Identität“ steht, die zur Analyse der Forschungsfragen herangezogen werden kann.

5.1 Nation und Nationalismus

Wesentliche Persönlichkeiten der Wissenschaft, die sich auf unterschiedlichen Wegen dem Nationenbegriff angenähert haben, sind Anderson, Hobsbawn und Gellner, die jeweils eine sehr genaue und vor allem brauchbare Definition der „Nation“ eingeführt haben. Sie haben sich aber in ihren Werken nicht nur mit dem Nationenbegriff auseinandergesetzt, sie bezogen ebenfalls die Bedeutung von Nation und Nationalismus für die moderne Welt in ihre Analysen mit ein.

- Anderson (1996)

sieht die Nation als „vorgestellte politische Gemeinschaft“, also eine souveräne und begrenzte Gemeinschaft. Sie, oder besser gesagt der Nationalismus, ähnelt Anderson zu Folge mehr einer religiösen Denkweise als einer Ideologie, da sie die kulturellen Wurzeln für den Nationalismus durchgesetzt hat. Durch das Aufkommen des Buchdrucks war es notwendig, immer öfter das damals in der gedruckten Sprache gängige Latein durch die jeweilige Landessprache zu ersetzen, was wiederum dazu geführt hat, dass sich eine Massenleserschaft generiert hat. Diese Massenleserschaft war schlicht und einfach besser in der Landessprache zu erreichen und zu mobilisieren, als in einer Sprache, die beinahe ausschließlich der Elite vorbehalten war. Die Sprache war und ist nach wie vor ein sehr starkes und ausschlaggebendes Merkmal einer Nation bzw. einer Gemeinschaft, die sich als zusammengehörig betrachtet.

Weiters ist es noch wesentlich zu beachten, dass sich die Nationen in ihren heutigen geographischen Grenzen, über einen sehr langen und konfliktreichen Zeitraum gebildet haben. Von der kleinen Dorfgemeinschaft ausgehend, dehnten sich die Nationen, wie wir sie heute kennen, immer weiter aus, über die Grenzen hinweg. Was für die Nationenbildung, neben dem Faktum der Sprache und der geographischen Grenzen, ebenfalls ausschlaggebend war, war die Herausbildung von Medien, die nach traditioneller Vorstellung, mit der Erfindung des Buchdruckes begonnen hat und heute im Moment bei der immer rascheren Weiterentwicklung von technischen Kommunikationsmitteln und high-tech Medien steht (vgl. Zurawski 2000, S. 50ff).

„Ergebnis dieses Prozesses war zum einen die Schaffung einer Gemeinschaft (oder vieler Gemeinschaften), die im Bewußtsein waren, diese eine Sprache mit Hunderttausenden oder Millionen von Menschen zu teilen, zum anderen die Entstehung von ‚Machtsprachen‘, die sich in einem Gebiet durchsetzten bzw. offiziell durchgesetzt wurden.[...] Parallel dazu bekamen Sprache und Nation auch eine ethnisch-kulturelle Konnotation.“ (Zurawski 2000, S.53).

Eine Nation, besser gesagt die Gemeinschaft, die sich als Nation definiert und über gewisse Gemeinsamkeiten verfügt, definiert sich auch sehr stark über die gemeinsame Sprache. Diese ist ein wesentlicher Faktor dafür, dass sich Menschen

als Nation eine gemeinsame Identität zurechtlegen, über die sie sich formieren und definieren (können).

- Hobsbawm (1991)

Seine Analysen ähneln in seiner Betrachtung von Nation und Nationalismus in vielen Punkten jenen von Anderson (1996), unter anderem weil beide ihre Untersuchungsgegenstände aus einer historischen Betrachtung heraus erforschten. Hobsbawm definiert die Nation aus einer Perspektive heraus, die ihn dazu veranlasst, die Nation als ein - von ihm so bezeichnetes – Doppelphänomen zu betrachten. Doppelphänomen deshalb, weil er sagt, dass eine Nation zwar von oben herab konstruiert wurde, man das Konstrukt aber auch von unten nach oben, also aus der Perspektive des sprichwörtlich kleinen Mannes, betrachten muss (vgl. Zurawski 2000, S. 55).

Hobsbawm analysiert, wie und wodurch Bindungen von Gruppen an einen Staat bedingt sein können oder auch müssen, wobei er den Begriff des Protonationalismus etablierte, der kurz gefasst sagt, dass die Menschen eher zum Staat hin orientiert sind und weniger auf eine „*ethnisch fest umrissene Gruppe*“ (Zurawski 2000, S. 56). Er bezeichnet mit dem Begriff des Protonationalismus das Bewusstsein der Mitglieder einer nationalen Gemeinschaft, einem politischen Gemeinwesen anzugehören, dem viele ethnisch unterschiedliche Gruppen zugerechnet werden können. Die Loyalität der Menschen bezog sich auf den Staat und das souveräne Volk selbst. Er legt in seinen Ausführungen dar, was er unter einer Nation versteht und wodurch sich eine Nation formiert. Durch politische Prozesse, so Hobsbawm, konstruieren sich Nationen, wobei der Fokus auf den vorhandenen kulturellen, politischen und sozialen Verhältnissen liegt (vgl. Zurawski 2000, S. 58). Er ist der Überzeugung, dass die Sprache beispielsweise nur ein Kulturartefakt ist, und dass sich die Nation über einen Staatsapparat konstruiert, der ein Produkt aus der offiziellen Sprache und diverser weiterer nationaler Symboliken fördert und steuert.

- Gellner (1991)

Er ist ein weiterer Wissenschaftler, auf den bedeutende Überlegungen und Theorien zur Nationenbildung zurückgehen, der sich bei seinen Untersuchungen zur „Nation“ im Gegensatz zu den vorhergehend beschriebenen Wissenschaftlern mehr auf die zugrunde liegende Ethnizität konzentriert. Allgemein gesprochen ist der Ansatz Gellners philosophischer und mit besonderem Aspekt auf die anthropologischen Bedingungen der Nationenbildung ausgerichtet. Grundlage seiner Untersuchungen sind die diversen Stadien, die die Menschheit geprägt haben, wobei die letzte Phase, die industrielle Phase, jener Abschnitt war, der die moderne Nation hervorgebracht hat. In der Phase der Industrialisierung war das System Staat, so Gellner, unabdingbar, woraus er schließt, dass die Nation einen Staat voraussetzt. Die Nation wiederum definiert sich über die Kultur, über die anthropologische Komponente, oder genauer gesagt über die Menschen, die ein und dieselbe Kultur teilen (vgl. Zurawski 2000, S. 58ff).

Gellner geht auch einen Schritt weiter und spricht in seinen Ausführungen darüber, dass eine Nation von einer für diese Nation und die darin lebende Gesellschaft spezifischen Hochkultur durchdrungen wird, und diese Hochkultur von dem Gemeinwesen aufrechterhalten wird. Er sieht genau das als das Geheimnis des Nationalismus an (vgl. Zurawski 2000, S. 59). Weiters wird die Hochkultur, die beispielsweise durch eine gemeinsame Sprache und ein einheitliches Schulwesen gekennzeichnet ist, durch den modernen Verwaltungsstaat sichergestellt, wobei Gellner davon ausgeht, dass die *„Deckungsgleichheit von Staat und Kultur“* die Basis für das Phänomen Nationalismus ist (Zurawski 2000, S. 61).

„Ethnizität ist eine Quelle, auf die von Staaten, Nationen und internationalistischen Bewegungen zurückgegriffen wird, um für politische Ideen und Ziele zu mobilisieren.“ (Zurawski 2000, S.102)

Ausgehend von den Betrachtungen und Überlegungen von Anderson, Hobsbawm und Gellner kann man an dieser Stelle festhalten, dass die Ethnizität eine sehr tragende Rolle bei der Herausbildung eines Nationalstaates spielt, wobei sie auch bei beispielsweise nationalistischen Bewegungen, die keinem Staat angehören (Basken, Schotten, etc.), als zentrales Element festgestellt werden kann. Die Ethnizität ist aus einem speziellen Grund sehr wesentlich bei der Stabilisierung eines

Staates: durch die quasi Instrumentalisierung der Ethnizität für die Zwecke der Politik, also durch die Politisierung des Begriffes, verfolgen die einzelnen Staaten eine Strategie, die sicherstellt, dass der eigene Staat in den Köpfen der Mitglieder der Gemeinschaft erhalten bleibt und sich der Staat dadurch zu den anderen Staaten abgrenzen kann.

„Die Ethnizität [ist] einerseits getragen von sozialen Bewegungen, welche schwach strukturiert sind und welche aus kollektiven und spontanen Frustrationen heraus entstehen und andererseits von einem Identitätsmanagement, welches hierarchisch geordnet und organisiert [ist]. [...] Ethnizität von oben [wird] durch eine Elite oder eine Bürokratie gesteuert.“ (Zurawski 2000, S. 69)

5.2 Identität

Ethnizität an sich bedeutet eine Art sozialer Identität, wobei die vorhin angesprochene politisierte Ethnizität über diese Vorstellung hinausgeht. Weiter als der der sozialen Identität innewohnenden Zugehörigkeitsgedanke geht die politisierte Ethnizität. Sie wird mit einem bestimmten Ziel instrumentalisiert: politische Manipulation in all ihren Ausprägungen und Abstufungen. Diese Manipulation nutzt die Ethnizität und nutzt sie im Kampf um Macht und Einfluss über andere Gruppen oder Nationen.

„Ethnischer Nationalismus als eine Form politischer Ethnizität macht aus sozialer Identität eine politische Orientierung, die erleichternd für politische Mobilisation und Organisation ist.“ (Zurawski 2000, S. 70)

Zurawski spricht zusammenfassend davon, dass die Politik die Ethnizität, über die sich die Menschen einer Nation definieren und über die sie ihre kollektive soziale Identität generieren, zur Machtausübung und Machtkonzentration instrumentalisiert / instrumentalisieren kann.

Aber was versteht man unter dem Begriff Identität im Allgemeinen? Köhler definiert prägnant:

"Der Begriff der Identität bezeichnet zuerst die Identifikation einer Person durch sich selbst, indem also Subjekt und Objekt der Identifizierung in einer Person vereint sind." (Köhler 2003, S. 61)

Damit ist gemeint, dass Identität in einem ersten Schritt von jedem einzelnen Individuum hergestellt wird, in dem es sich selbst beobachtet und so ein Bild von sich selbst generiert. Es stellt also Wissen über sich selbst her, woraus wiederum die eigene Identität gewonnen wird.

Die Identität, die jedem einzelnen Menschen innewohnt und über die er sich definiert und sich durch sie auch von seinen Mitmenschen abzugrenzen vermag, ist nicht statisch.

„Identität ist die Verstetigung dieser zu Ich-Leistungen avancierten Identifizierungen unter dem Interesse ihrer Vereinheitlichung. [...] Sie stellt keinen abgeschlossenen Zustand dar, sondern akzentuiert sich in einem fortlaufenden Konflikt- und Differenzierungsprozeß (sic!) zwischen sozialer Erwartung und personaler Einzigartigkeit immer wieder neu.“ (Loth 2000, S. 357)

Im Zuge des Sozialisationsprozesses und der verschiedenen Rollen, die ein Individuum in der Gesellschaft ausfüllt, bildet sich auch die Identität heraus und befindet sich daher auch in einem stetigen Prozess der Wandlung und Ausdifferenzierung. Loth spricht weiter davon, dass sich aus diesen individualpsychologischen Überlegungen auch Erklärungsmuster für die Identität einer Gemeinschaft, anders gesagt für eine kollektive Identität, ableiten lassen.

Die zweite Form von Identität ist jene, die das soziale Umfeld dem Einzelnen zuschreibt. Wie schon beschrieben wurde, nimmt jeder Mensch in einer Gesellschaft gewisse soziale Rollen an, deren Merkmale und Rollenerwartungen er schließlich auch ausfüllt und sich ihnen anpasst. Identität wird hier als ein von außen zugeschriebener Merkmalskomplex verstanden (vgl. Köhler 2003, S. 61). Unter diesem Blickwinkel lassen sich nun auch sozialwissenschaftliche Problemstellungen analysieren.

„Individuell erlebte Wirklichkeiten werden im Licht kollektiver Wirklichkeitsmodelle und Wissensbestände gedeutet und tragen damit zur Verstärkung und Verstetigung dieser kollektiven Deutungen bei.“ (Loth 2000, S. 358)

So sind auch kollektive Identitäten einer Gemeinschaft ebenfalls einem stetigen Wandel unterworfen, durch welchen diese kollektive Identität immer wieder

modifiziert wird, was wiederum zur Herausbildung eines – ebenfalls im stetigen Wandel befindlichen – Wir-Gefühls führt, über das sich eine Gemeinschaft definiert bzw. sich der Einzelne als Teil einer Gemeinschaft begreifen kann.

Die Assoziation der eigenen Gemeinschaft ist zumeist positiv besetzt, woraus man wiederum ableiten kann, dass das Gegenüber, das Fremde, das der eigenen Gemeinschaft gegenüber steht, vice versa mit negativen Assoziationen besetzt ist. Das eigene Wir-Gefühl ist somit sinngabend für das Gemeinschaftsgefühl und die Identität einer Gemeinschaft, die sich dadurch vom Fremden, also von anderen Gemeinschaften, abzugrenzen vermag.

Diese Form der Identität dient aber nicht nur dazu, sich abzugrenzen, sie erfüllt noch eine weitere Funktion: die der Orientierung.

„Die Wirklichkeitsmodelle, die die zu ihrer Konstitutionierung beitragen, erleichtern die Einordnung und Deutung der Erfahrung; sie ordnen sie, reduzieren ihre Komplexität und ermöglichen damit Orientierung.“ (Loth 2000, S. 358)

Es ist aber auch möglich, Identität auf einer höheren, einer dritten Ebene, zu begreifen, nämlich als Kennzeichnung sozialer Systeme – Gruppen, Organisationen, Kulturen, Klassen und sozialer Schichten (vgl. Köhler, S. 62). Dazu zählen aber für Köhler auch jene Begriffe wie "Gruppenidentität", da der Begriff der sozialen Identität immer auf zwei Ebenen funktioniert, auf der Ebene der selbst erkannten Identität und jener der Gruppenidentität, also der Identität, die man innerhalb des sozialen Systems inne hat.

"In jedem Fall werden die Merkmale der Identität des Objektes über die Außenperspektive definiert, das Individuum als Mitglied eines oder mehrerer sozialer Systeme identifiziert, die nicht identisch mit sich selbst sind." (Köhler 2033, S. 62)

Neben der Identität des Individuums und jener der Gemeinschaft soll nun auch kurz auf die der Nation eingegangen werden. Eine nationale Identität kann vor allem auf Basis dreier Komponenten generiert werden: „*ethnische Gemeinsamkeiten, gemeinsame kulturelle Traditionen und gemeinsame Erfahrungen.*“ (Loth 2000, S. 359)

Daraus leitet Loth die politische Identität einer Nation ab, die er auch mit der, in einem späteren Kapitel erläuterten, Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs in Zusammenhang bringt. Die Nation und die damit verbundene Identität war und ist für ihre Bevölkerung sinnstiftend und vermittelt ihr in gleichem Maße *„Dynamik ohne Entwurzelung“* und *„unterschiedliche Hoffnungen auf Emanzipation [von anderen Nationen oder Gemeinschaften, Anm.] unter einem gemeinsamen Dach“* bündeln zu können (Loth 2000. S. 360).

Die beiden Nationen, die im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, Österreich und Tschechien, sind heute Teil der Europäischen Union, weshalb es als sinnvoll erachtet werden kann, auch auf den Begriff der europäischen Identität einzugehen. Dass dieses Unterfangen ein schwieriges ist, beweisen Praxis und auch der wissenschaftliche Diskurs zu diesem Thema. Der Nationalstaat als identitätsstiftender Faktor ist auch im Zusammenhang mit einer europäischen Identität nicht obsolet geworden. Ganz im Gegenteil vermag der Nationalstaat viel mehr, ein „mentales Orientierungsangebot“ zu liefern, als es [heute!] die Europäische Union vermag. Sie stellt, meiner persönlichen Meinung nach, ein zu abstraktes Konstrukt dar, das der Großteil der Bevölkerung der einzelnen Nationalstaaten kaum fassen und daher damit nur schwer umgehen kann, vor allem im Sinne einer Identitätsbildung.

Dennoch sei an dieser Stelle noch einmal Wilfried Loth zitiert, der durchaus die Möglichkeit einer europäischen Identität sieht.

„Die Funktionen des Nationalstaats müssen lediglich in Abgleichung mit staatlichen Funktionen der regionalen und der europäischen Ebene neu justiert werden. Dabei wird nationale Identität so aufgefüllt werden (müssen), daß sie mit der Bewußtsein der Zugehörigkeit zu regionalen Einheiten wie zur Europäischen Gemeinschaft kompatibel ist.“ (Loth 2000, S. 361)

Es ist jedoch, bezogen auf u.a. Frey und Hauser (1987) unbestritten, dass die Außen- und Innenperspektive von Identität zusammenhängen, da die Außenwelt dem Einzelnen Merkmale und Rolleneigenschaften zuschreibt, die er wiederum in sein Selbstbild integriert und umgekehrt. Identität ist in seiner Eigenschaft als Form der Selbsterfahrung durchaus auf die von der Außenwelt *„vorgenommenen Verortungen angewiesen.“* (Köhler 2003, S. 62)

An dieser Stelle sei noch eine Feststellung Köhlers erwähnt, auch wenn sie bereits auf eines der folgenden Kapitel vorgreift, da der Begriff des Stereotyps erst in Kapitel V eingeführt wird. Dennoch ist hier der Zusammenhang zur Identität von Bedeutung.

"Es wird [...] deutlich, dass sich mittels sozialer Stereotype nur bestimmte Teile sozialer Identität erklären lassen, somit die Trennung von Stereotypen als sozialem Phänomen und Repräsentation als individuell-psychologischer Komponente nur ein Ausgangspunkt für weitere Überlegungen sein sollte." (Köhler 2003, S. 69)

Weiter als der der sozialen Identität innewohnenden Zugehörigkeitsgedanken geht die politisierte Ethnizität. Sie wird mit einem bestimmten Ziel instrumentalisiert: politische Manipulation in all ihren Ausprägungen und Abstufungen. Diese Manipulation nutzt die Ethnizität und nutzt sie im Kampf um Macht und Einfluss über andere Gruppen oder Nationen.

„Ethnischer Nationalismus als eine Form politischer Ethnizität macht aus sozialer Identität eine politische Orientierung, die erleichternd für politische Mobilisation und Organisation ist.“ (Zurawski 2000, S. 70)

Zurawski spricht zusammenfassend davon, dass die Politik die Ethnizität, über die sich die Menschen einer Nation definieren und über die sie ihre kollektive soziale Identität generieren, zur Machtausübung und Machtkonzentration instrumentalisiert.

5.3 Identität im virtuellen Raum

Ausgehend von der Begriffsbestimmung "Identität" soll nun ein Blick auf das "Selbst im Internet" geworfen werden. Wie auch Köhler haben Herczeg und Döring in ihren Untersuchungen verschiedene Forschungsergebnisse zu diesem Thema zusammengetragen und diskutiert, wobei sich Herczeg immer wieder auf die Analysen Dörings bezieht.

Herczeg geht in einem ersten Schritt davon aus, dass sich grundsätzlich niemand *"[...] ausschließlich eine Online-Identität zurechtlegen"* (Herczeg 2007 S. 96) kann. Zumal er *"[...] kleine Fluchten in eine virtuelle Schein-Identität"* (ebd. S. 69) als die Ausnahme von der Regel bezeichnet. Es ist nämlich nicht die Absicht des Einzelnen, bewusst zu täuschen, sondern vielmehr eine gewisse Freiheit zu genießen und nur

gewisse Merkmale seiner Persönlichkeit nicht preiszugeben bzw. geringfügig zu ändern.

"Welche Identitäten wir entwickeln, wie wir sie darstellen und wie wir die Identitäten anderer Personen wahrnehmen, hängt entscheidend auch davon ab, in welchen medialen Umgebungen wir auf welche Weise mit anderen Menschen in Kontakt treten." (Döring 2003, S. 337)

Döring unterscheidet im weiteren Verlauf zwischen einer virtuellen Selbstdarstellung und der virtuellen Identität, wobei letztere hier von größerem Interesse ist und auch nur sie näher erläutert werden soll. Diesen Begriff erläutert Döring, indem sie ihn als eine *"wieder erkennbare und konsistente Repräsentation einer Person in netzbasierten Anwendungen"* (Döring 2003, S. 341) kennzeichnet. Es ist also notwendig, dass die Person regelmäßig und über einen längeren Zeitraum auf einer netzbasierten Plattform – wie im Fall der vorliegenden Untersuchung Facebook – agiert. Für eine virtuelle Identität ist es auch noch charakteristisch, so Döring (vgl. S. 343), dass sie per Mausklick, Tastatur oder anderer Anwendungen auf diese einwirken kann, wie ein Außenstehender. Döring bringt als Beispiel einer solchen virtuellen Identität einen sogenannten Avatar, also ein "virtueller Stellvertreter" (vgl. Herczeg 2007, S. 97), mit dem Online-Spiele (wie MUD's) gespielt werden. Für eine Untersuchung von Facebook muss man allerdings nicht so weit gehen. Hier kann man davon ausgehen, dass die Identitäten der Nutzer weitgehend jenen in der realen Welt entsprechen, da man die persönlichen Profil-Seiten, die jeder Facebook-Nutzer einrichtet, mit einer Art kleiner persönlicher Homepage vergleichen kann. Man gibt seinen Namen, Bilder, seine Freunde, Hobbies und Vorlieben, u.v.m. in unterschiedlichen Ausprägungen und Formen an, was man durchaus auch auf einer persönlichen Homepage tut. Herczeg formuliert nach Misoch (vgl. 2004, S. 206), dass diese *"als eine Stabilisierung einer Identität, die viele Selbst-Aspekte repräsentiert"* (Herczeg 2007, S. 98) bezeichnet werden kann.

Döring weist den allgemeinen Tenor, computervermittelte Kommunikation und virtuelle Identitäten würden zu einem Verstecken hinter Schein-Identitäten oder gar einem Verlust der Identität führen, zurück. Vielmehr würden die Nutzer diverser Plattformen ihre alltäglichen Identitäten vervollständigen oder ergänzen, allerdings nur, wenn die computervermittelte Kommunikation auch *"situations- und beziehungsangemessen"* verwendet wird (vgl. Döring 2003, S. 401).

"Soziale Kontexte wirken darauf ein, welche Identität ein Individuum zum Ausdruck bringen kann. Insbesondere in multimedialen, interaktiven Systemen ist der Ausdruck einer Identität von der Wahl des jeweiligen Mediums abhängig." (Herczeg 2007, S. 98)

Schon an dieser Stelle kann festgehalten werden, dass es sich bei Facebook um eine Plattform handelt, wo es primär darum geht, Leute kennenzulernen, sich zu befreunden oder Menschen wiederzufinden, die man über einen längeren Zeitraum nicht kontaktieren konnte. Man bettet sich als Nutzer zumindest in einem ersten Schritt quasi in das bestehende soziale Netz, dem man sich auch in der realen Welt zurechnen würde, ein um von dort aus schließlich neue Leute kennenzulernen und mit quasi Fremden in Kontakt zu treten. Wobei „Fremd“ im Zusammenhang mit Facebook auch bedeuten kann, dass man diese Person vom Sehen kennt, mit ihm oder ihr aber im realen Leben noch kein Wort gewechselt hat.

6 Grenze - der Grenzbegriff

Stellt man sich die Frage nach der Definition des Begriffes „Grenze“, so ist man dazu verleitet zu sagen, dass es durchaus einfach ist, eine solche Definition zu finden. „Was ist eine Grenze?“ Diese Frage ist schnell beantwortet; meint man. Geht man dem Begriff auf den Grund und beginnt man darüber nachzudenken, wird einem auch klar, dass man die „Grenze“ aus vielen Perspektiven betrachten kann und es demnach auch mehr als eine Definition für diesen Begriff geben muss. Die Grenze kann von einer einfachen geografischen Trennlinie zwischen zwei Grundstücken oder Staaten bis hin zu ideologischen Unterschieden zwischen zwei Völkern oder Staatsbürgern reichen. Unter Grenze kann man demnach auch viele unterschiedliche Phänomene, Situationen oder Zustände bezeichnen. Für die vorliegende Arbeit soll in einem ersten Schritt geklärt werden, wie der Grenzbegriff Eingang in die Wissenschaft gefunden hat, wie er im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrzehnte Anwendung in der Praxis fand und welche Bedeutungen ihm heute zugeschrieben werden.

Sehr grundlegend und kurz gefasst umreißen Benedikter und Kubista den Grenzbegriff in ihrem Aufsatz „Österreichisch-Tschechische Grenzen im Wandel der Zeit“, wobei sie erst den Ursprung des Begriffes festmachen und im Anschluss darauf eingehen, wie sich die ideelle Bedeutung des Grenzbegriffes im Laufe der Zeit gewandelt hat.

Aus etymologischer Sicht lässt sich „Grenze“ auf das westslawische bzw. pomoranische Wort „granica“ zurückverfolgen. Im 12. Jahrhundert fand der Begriff bereits seinen Platz in der deutschen Sprache und wurde als Bezeichnung für die Trennlinie zwischen privaten Grundstücken, aber auch für die Trennung zwischen Staatsgebilden verwendet. In der Folge erfuhr die „grancia“ einen Bedeutungswandel und wurde schließlich im 13. und 14. Jahrhundert zur „grenitza“ oder „greniza“, wobei dieser Begriff als Umschreibung für ein politisch-territoriales Gebildet diente (vgl. Benedikter, Kubista 2009, S. 278).

„Im 15. Und 16. Jahrhundert wurde der Ausdruck ‚Grenze‘ mit seiner linearen Konnotation im gesamten deutschen Sprachraum zum gängigen Begriff für die politisch-territoriale Abgrenzung. Vom 17. Bis zum 19. Jahrhundert erfuhr ‚Grenze‘ eine inhaltliche Verdichtung und in weiterer

Folge eine ideelle, wenn nicht gar ideologische Überhöhung.“ (Benedikter, Kubista 2009, S. 278)

Diese ideologische Überhöhung fand ihr Ziel schließlich, so die Autoren, im Laufe des 19. Jahrhunderts in der Idee, dass sich eine Nation auch als Sprach-, Kultur- und Abstammungsgemeinschaft darstellt oder dargestellt werden kann.

„Im 20. Jahrhundert kam es zu einer Erweiterung und Verallgemeinerung des Begriffs ‚Grenze‘. Es wurde zusehends auch für Abgrenzung konkreter und abstrakter Art in den verschiedenen Fachgebieten verwendet. Wortschöpfungen beziehungsweise -kombinationen wie Klima- und naturräumliche Grenze, Zivilisations-, Kultur- und Sprachgrenze, ökonomische, konfessionelle und soziale Grenze sind Bestandteile der Alltagssprache geworden.“ (Benedikter, Kubista 2009, S. 281)

Grundlegend für die vorliegende Arbeit und die anschließende Analyse sind zwei Formen des Begriffes Grenze. Zum einen soll es als natürliche oder politisch-territorial gewachsene Trennlinie zwischen zwei Nationalstaaten oder politischen Staatsgebieten verstanden werden, zum anderen sollen die ideellen Grenzen basierend auf Sprache, Kultur oder sozialer Unterschiede umrissen werden. Dies ist von wesentlicher Bedeutung, da diese beiden Formen und Definitionen von „Grenze“ grundlegend für das Verständnis des Nachbarschaftsverhältnisses von Tschechen und Österreichern sind.

6.1 Die Grenze zwischen Tschechien und Österreich – Ausprägungen und Bedeutungen nach Benedikter und Kubista

Die folgenden Überlegungen gehen auf die Ausführungen von Benedikter und Kubista zurück, die sich mit dem Grenzbegriff zwischen Österreich und Tschechien im Zuge der wissenschaftlichen Vorbereitungen zur niederösterreichischen Landesausstellung 2009 mit dem Titel „Geteilt – Getrennt – Vereint“ auseinandergesetzt haben. Sie beleuchten genau jene Grenze, die auch den Untersuchungsgegenstand für die vorliegende Arbeit darstellt. Aus diesem Grund sollen im Folgenden diese Ausführungen kurz dargestellt und für die qualitative Untersuchung, die am Ende dieser Arbeit stehen soll, aufbereitet werden.

Die beiden Wissenschaftler unterscheiden folgende Ausprägungen des Grenzbegriffes: politisch-territoriale Grenzen, kirchliche Grenzen, konfessionelle Grenzen, grundherrschaftliche Grenzen und ethnisch/sprachliche Grenzen. Nachdem im vorhergehenden Kapitel bereits dargelegt wurde, dass für die vorliegende Arbeit vor allem die Aspekte der politisch-territorialen und der ethnisch-sprachlichen Grenzen von Bedeutung sind, sollen auch nur diese Punkte im Folgenden ausgeführt werden.

Da sich die Autoren Benedikter und Kubista in ihrem Aufsatz sehr stark auf historisch konkret belegbare Tatsachen stützen, scheint es ausreichend, wenn an dieser Stelle nur ihre Überlegungen dargestellt werden.

6.1.1 Politisch-territoriale Grenze

Rund um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurde der „lineare Charakter“ der Grenze immer strenger und schärfer wahrgenommen bzw. gezeichnet. Dieser Trend, die Vereinheitlichung und Zentralisierung war in ganz Europa, zumindest in West- und Zentraleuropa, zu beobachten. Diese Entwicklung spitzte sich bis ins 18. Jahrhundert dahingehend zu, als dass zur Zeit der Regentschaft Maria Theresias die Einführung von Mautgebühren an den Grenzwegen und Landesgrenzen umgesetzt wurde,

„[...] womit gewissermaßen eine Schließung des Grenzraumes erfolgte und seine Definierung eine neue Dimension annahm. Bis 1850 wurden zahlreiche Gesetze und Anordnungen erlassen, welche die Personen- und Güterbewegung an der Grenze immer genauer regelten.“ (Benedikter, Kubista 2009, S. 284)

Andererseits war der Grenzraum zwischen Böhmen, Mähren und Österreich für Waren, speziell für Textilwaren, sehr durchlässig, was dazu führte, dass die auf den Export ausgelegte Textilindustrie einen wirtschaftlichen Aufschwung erfahren durfte. Aber die Grenze war nicht ausschließlich für Waren und deren Export durchlässig, *„sondern auch für (politische) Ideen und Menschen“ (ebd. S. 284)*. Die Durchlässigkeit war aber nicht für alle Menschen gegeben: Adelige und der Klerus waren in ihrer Bewegungsfreiheit in quasi keinem Bereich eingeschränkt, wohingegen sich jene am „unteren Ende des sozialen Spektrums“ erst mit der Aufhebung der Leibeigenschaft Ende des 18. Jahrhunderts mehr oder minder frei

bewegen durften. Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, also bis zum Ende der Habsburgermonarchie, waren die geografischen und territorialen Trennlinien im Reich quasi nur auf dem Papier gegeben, de facto waren die Bürger von den Grenzen nicht beeinträchtigt worden und konnten sich in der Monarchie frei bewegen. Mit dem Zweiten Weltkrieg und dem erst Ende der 1980er Jahre endenden Kalten Krieg wurde die Grenzziehung in West-, Zentral- und Osteuropa immer strenger und gerade zwischen Tschechien und Österreich war die Grenze an keiner Stelle nur annähernd durchlässig. Grund dafür war der „Eiserne Vorhang“.

Mit dem Beitritt Österreichs zur EU 1995 und dem Beitritt Tschechiens zur EU knapp 10 Jahre später begannen sich die Grenzen langsam wieder zu öffnen. Heute sind beide Länder neben der EU auch Mitglied im Schengen-Raum, in dem die Bewegungsfreiheit der Bürger dieser Länder wieder in vollem Umfang gegeben ist. Die ehemals streng bewachten und mit Stacheldraht eingefassten Grenzen stehen heute leer und erinnern in der Grenzregion nur noch an eine vergangene Zeit, in der die Ungleichbehandlung der Menschen Gang und Gäbe war.

6.1.2 Ethnische und sprachliche Grenze

Anders als die territorialen Grenzen sind sprachliche und ethnische Grenzen zwischen zwei Gesellschaften oder Völkern keine Erfindung irgendeiner Epoche oder eines Herrschers. Sie sind historisch gewachsen und bilden sich quasi von selber heraus und stellen, besonders für die untersuchte Region, eine sehr scharfe Trennlinie dar, wodurch sich auch ideologische Grenzen, wie z.B. jene des Nationalismus, herausbilden können.

„Erst der aufgestaute Nationalismus auf der tschechischen und [...] deutschsprachigen Seite ließ eine auf den ersten Blick imaginäre Grenze zu einer unüberwindbaren Barriere werden.“ (ebd. S. 287)

Benedikter und Kubista stellen in ihrem Aufsatz fest, dass durch den Ersten Weltkrieg, den Untergang der habsburgischen Donaumonarchie und dem Frieden von Saint-Germain neue und tatsächlich verankerte Grenzen festgelegt wurden, allerdings waren diese nicht natürlich gewachsen sondern mehr oder weniger willkürlich festgelegt, sodass es zu ungewohnten Konstellationen innerhalb der

Tschechoslowakei und Österreich kam, weil die traditionellen Grenzen aufgebrochen und neue festgelegt wurden.

1938 erfolgte der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich und die Eingliederung südböhmischer und südmährischer Gebiete in „Ober- und Niederdonau“. Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Vertreibung der rund 3 Millionen Sudetendeutschen aus dem Gebiet der ehemaligen Tschechoslowakei, war die Grenze zwischen 1959 und 1989 – bis zum Ende des Kalten Krieges – quasi unüberwindbar. Es sollte noch einige Jahre dauern, bis die Grenzen zwischen Österreich und Tschechien wieder das waren, was sie vormals – in der Zeit der Monarchie – dargestellt haben:

„eine Linie zwischen zwei Ländern, weder gut noch böse, sondern bestimmt von den Menschen auf beiden Seiten.“ (ebd. S. 287)

Die Geschichte lehrt uns also, dass Grenzen durchaus flexibel sind und dass die Menschen, die im Grenzraum nebeneinander leben auch miteinander leben können. Historische und politisch gravierende Einschnitte wie die zwei Weltkriege und der darauf folgende Kalte Krieg, der Ost- und Westeuropa weit auseinander getrieben hat, führten dazu, dass sich Österreich und Tschechien voneinander weg bewegten und erst seit einigen Jahren wieder dabei sind, ihre Nachbarschaft zu pflegen und die Grenzen (im Kopf) Schritt für Schritt abzubauen. Historisch belegt ist die Tatsache, wie auch hier kurz dargestellt wurde, dass die Grenze vor langer Zeit bereits das darstellte, was sie heute symbolisiert – eine Linie zwischen zwei Nationalstaaten, die den Menschen aber nicht im Weg, sondern durchlässig für Menschen, Waren und Ideen ist.

6.1.3 Grenze: Trennlinie zwischen Eigenem und Fremdem

Bei der Definition des Grenz-Begriffes ist es neben den politisch-territorialen und den ethnischen und sprachlichen Grenzen noch wesentlich, einen weiteren Aspekt der „Grenze“ zu betrachten. Ausgehend von den vorhergegangenen Kapiteln und einigen, die im weiteren Verlauf der Arbeit noch behandelt werden, lässt sich die Grenze auch als eine Trennlinie zwischen dem Eigenen und dem Fremden beschreiben, die in

gleicher Weise für die Abtrennung zwischen zwei Gemeinschaften wie auch für die Stärkung des Gemeinschaftswesens auf der jeweiligen Seite ist.

Es muss sich hier nicht zwingend um eine geografische Grenze handeln, wobei es aber oft der Fall ist, dass eine geografische auch gleichzeitig eine fiktive Grenze in den Köpfen einer Gemeinschaft ist, durch die sie sich vom Gegenüber (also von allem, was auf der anderen Seite der Grenze ist) differenzieren und so selbst definieren können.

Georg Simmel formuliert es in seinem Exkurs über den Fremden auf eine sehr radikale und zugespitzte Weise, dennoch kann man, seinen Ausführungen folgend, nachvollziehen, was eine Grenze zwischen Gemeinschaften bewirken kann.

„[...] in denen dem Andern gerade die generellen Eigenschaften, die man als eigentlich bloß menschlich empfindet, abgesprochen werden. Allein hier hat „der Fremde“ keinen positiven Sinn, die Beziehung zu ihm ist Nicht-Beziehung, er ist nicht das, als was er hier in Frage steht: ein Glied der Gruppe selbst.“ (Simmel 1908, S. 509-512, Absch. [40], [41])

Geht man nun von diesen Feststellungen Simmels aus, kann festgehalten werden, dass sich eine Gemeinschaft nicht nur über die ihr innewohnenden Eigenschaften - wie Sprache, Kultur, Religion u.a. - definiert, sondern auch über jene Eigenschaften, die dem Fremden innewohnen. Die Grenze trennt das Fremde, das Andere, das Bedrohliche vom Eigenen ab, was wiederum dazu führt, dass das eigene Gemeinschaftsgefühl gestärkt wird und die Wahrnehmung des Einzelnen, Teil einer Gemeinschaft zu sein, verstärkt wird. Konkreter als Simmel formuliert es Racek (2003), in dem sie feststellt:

„Um das Eigene zu schützen, werden Feindbilder konstruiert, da das Ausgrenzen von Anderen eine vorgestellte Homogenität erzeugt, die das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt und eine Erhöhung des Eigenen bewirkt.“ (Racek 2003, S. 51)

Mit der Feststellung von Racek lässt sich in weiterer Folge eine Art kybernetischer Regelkreis herstellen, der sich quasi endlos fortsetzen lässt. Eine Gemeinschaft, die jene Elemente, die sich auf der anderen Seite der Grenze befinden, als befremdlich oder auch bedrohlich empfindet, verstärkt dadurch aber gleichzeitig das Bewusstsein für die eigene Gemeinschaft und generiert so ein stärkeres Gefühl der

Zusammengehörigkeit, vor allem unter dem Aspekt, dass das „Fremde“ die Gemeinschaft zu bedrohen vermag.

Eine Gemeinschaft, so kann abschließend festgestellt werden, definiert sich also nicht nur über die eigenen Eigenschaften, sondern auch über jene bedrohlichen Aspekte, die sie auf der anderen Seite der Grenze zu erkennen glaubt. Die Grenze hat demnach eine gemeinschaftsstärkende Funktion, in dem sie zwischen dem Eigenen und dem Fremden trennt. Durch das Erkennen des Fremden oder abgeschwächt formuliert des Anderen auf der anderen Seite der Grenze formiert sich die eigene Gemeinschaft – als Gegenstück zum Fremden, das der eigenen Gemeinschaft einen neuen Aspekt des Zusammengehörens verleiht.

7 Stereotype und Vorurteile

„Die Wirklichkeit des Raumes, der Zeit, der Zahlen, der Beziehungen, der Gewichte ist verloren gegangen. Die Perspektive, der Hintergrund und die Dimensionen der Handlung sind durch Stereotype beschnitten und darin erstarrt.“ (Lippman 1964, S.114)

„Doch ist ein Volk ohne Vorurteile, ein Volk mit völlig neutraler Haltung, in jeder erdenklichen Kultur so unvorstellbar, daß man keinen Erziehungsplan auf diesem Ideal aufbauen könnte.“ (Lippman 1964, S.88)

Würden alle Menschen die Welt aus der gleichen Perspektive sehen, würde sich so manche (politische) Differenz zwischen ihnen erübrigt haben. Es stellt sich, besonders im Kontext der vorliegenden Arbeit die Frage, wie es dazu kommen kann, dass sich Gesellschaften, Völker, soziale Gruppen oder anders gelagerte Gemeinschaften im Streit, kulturellen oder politischen Differenzen oder gar in kriegerischen Handlungen wieder finden. Wenn man also den Versuch unternimmt, diesen Differenzen, die es in der Geschichte der Menschheit nachweislich immer wieder gegeben hat und die in Zukunft auch immer wieder zu finden sein werden, auf den Grund zu gehen, ist die Auseinandersetzung mit dem Begriff „Stereotyp“ unumgänglich. Unumgänglich deshalb, weil *„unsere stereotypisierte Welt [...] einfach die Welt unserer Erwartungen ist. [...] Wenn die Ereignisse damit übereinstimmen, entsteht das Gefühl der Vertrautheit, und wir fühlen, daß wir mit dem Gang der Ereignisse Schritt halten.“ (Lippman 1964, S.78)*

Die Menschen, so führt Lippman in seinem Werk „Die öffentliche Meinung“ weiter aus, würde sich mit dem Vorhandensein einiger Stereotype zufrieden geben, gäbe es nicht in jeder Generation einer jeden Gesellschaft eine überschaubare Anzahl von Persönlichkeiten, die die vorhandenen Stereotype ausbauen, in einen aktuellen, dem vorherrschenden System entsprechenden Kontext stellen und sie somit der in der Gesellschaft vorherrschenden Logik entsprechend standardisieren (vgl. Lippman 1964, S. 78f).

Was Lippman in seinem Werk grundsätzlich zum Ausdruck bringen will, ist, dass jede Gesellschaft, jedes Volk, jede Gemeinschaft nach Stereotypen handelt und sie auch als eine Art der Handlungsanweisung zur Vereinfachung der komplexen Umwelt für ihre Mitglieder einsetzt. Dass nun Vorurteile und Stereotype eng miteinander

verwoben sind, ist aus den eingangs formulierten Zitaten deutlich zu erkennen. Man kann an dieser Stelle, wenn man nach Lippman formuliert, die Behauptung aufstellen, Vorurteile würden aus Stereotypen resultieren. Aber bevor man diese Behauptung der genaueren Untersuchung unterziehen kann, soll der Begriff „Stereotyp“ genauer betrachtet werden.

7.1 Merkmale von Stereotypen

Ulla Quasthoff bestimmt in ihrer Arbeit „Soziales Vorurteil und Kommunikation“ (1973) einige Kategorien, die in dem sehr weiten Spektrum der Definitionen vom Begriff Stereotyp enthalten sind. Sie filtert aus der Fülle von Beschreibungsversuchen die wesentlichen gemeinsamen Bestandteile heraus, die sich aus der Literatur ergeben. Grundsätzlich sieht sie es aber als „außerordentlich schwer“ an, *„das verworrene Bild der verschiedenen Definitionen und Verwendungsweisen des ‚Stereotyps‘ [...] zu systematisieren.“* (Quasthoff 1973, S. 19). Dennoch unternimmt sie diesen Versuch der Systematisierung der Definition(sversuche) diverser Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen und stellt damit eine wesentliche Grundlage zur Verfügung, das Stereotyp greifbar zu machen.

- Als erste Kategorie nennt Quasthoff das **Vereinfachende** und **Verallgemeinernde**, das dem Stereotyp als Eigenschaft zugeschrieben wird. Wie auch Lippman sieht sie es als Bestandteil des Begriffes an, dass der verallgemeinernde Charakter der Stereotype dazu dient, die komplexe Umwelt, die die Menschen umgibt, zu vereinfachen und sie somit verständlich zu machen.
- Eine zweite Eigenschaft, die Quasthoff aber nur sehr kurz erwähnt und grundsätzlich als nicht näher beachtenswert erachtet, ist jene, die Wolf dem Stereotyp zuschreibt. Er stellt die Behauptung auf, dass der **Übereinstimmungsgrad** das einzig wichtige Merkmal ist, das diesen Begriff typisiert. Übereinstimmungsgrad soll heißen, dass ein Stereotyp nicht nur von

einer Person verwendet wird, sondern dass die Gruppe rund um diese Person mit ihr übereinstimmt, wenn sie auf das Stereotyp zu sprechen kommen.

- Außerdem hat der Stereotyp, wie es auch Sodhi und Berigus beschreiben, eine grundsätzlich **wertende Funktion**. Ein Stereotyp wird nicht dazu herangezogen, eine neutrale oder gar objektive Aussage über jemanden oder etwas zu äußern. Ganz im Gegenteil liegt es quasi in der Natur des Stereotyps, zu werten und somit auch zwischen zwei Menschen/Gruppen/Nationen/ etc. zu gewichten.
- Die vierte und nach Quasthoff auch letzte Kategorie von Stereotypen ist, dass sie Überzeugungen darstellen, die untrennbar **mit einer Kategorie verbunden** sind. Äußert man also ein Stereotyp, lässt sich gleichzeitig eine Kategorie festmachen, der man es zuordnen kann.

Quasthoff legt schließlich zwei Eigenschaften vor, die ihren Untersuchungen zu Folge dem Begriff Stereotyp zugeschrieben werden können. Ihrer Ansicht nach kann man *„kein Eigeninteresse des Bezugsobjektes eines ‚Stereotyps‘ an der Stereotypisierung voraussetzen, und das ‚Stereotyp‘ gehört zum ‚belief system‘ eines einzelnen – es ist nicht primär Teil der anonymen ‚öffentlichen Meinung‘.“* (Quasthoff 1973, S. 21)

Es soll so – ähnlich wie in den Ausführungen Lippmans - zum Ausdruck gebracht werden, dass ein Stereotyp zwar in einer gewissen Gemeinschaft, die es in gleicher Weise teilt und auch gleich interpretiert, vorherrschen kann, es sich aber dennoch in den Köpfen der einzelnen Mitglieder dieser Gemeinschaft festgesetzt hat und nicht als die einheitliche öffentliche Meinung dieser Gemeinschaft handelt. Stereotypisierte Aussagen lösen bei den Mitgliedern der Gruppe, in welcher sie bekannt sind, dieselben Reaktionen und Interpretationen aus, sie stellen deshalb eben nicht die öffentliche Meinung dieser dar.

Hans-Jürgen Lüsebrinks Formulierung der Definition des Begriffes aus kultursoziologischer Sicht ähnelt den Ausführungen Lippmanns:

„Stereotype sind kulturell bedingte, nicht hinterfragte, festgefahrene Meinungen einer Gruppe über Eigenschaften und Besonderheiten einer anderen. Es handelt sich um Formen der Wahrnehmung von Fremdem,

wobei die komplexe gesellschaftliche Wirklichkeit vereinfacht wird. Weiter zeichnen sie sich dadurch aus, dass sie relativ starr und sehr langlebig sind. Sie sind nicht notwendigerweise böse, im Gegenteil, sie können genauso gut positiv besetzt sein.“ (Lüsebrink 2005, S. xy)

Neben der Definition von Lüsebrink stellt auch Lippman gewisse Merkmale von Stereotypen zur Diskussion:

- Werden Stereotype über längere Zeit immer wieder angewendet und somit im Denken der einer Gemeinschaft angehörenden Menschen verhaftet, kommt man an einen Punkt, an dem die Dinge von selbst geschehen. Sie werden zu sogenannten „Progressionsstereotypen“, die bewirken, dass Tätigkeiten quasi von selbst ausgeführt werden, ohne dass die Fragen nach dem Warum oder Wie gestellt werden. (vgl. Lippman 1964, S.84)
- Durch die Anwendung von in einer Gemeinschaft gängigen Stereotypen vor allem gegenüber anderen Gemeinschaften wird die eigene Stellung in der Gesellschaft verfestigt bzw. verteidigt. (vgl. ebd. S.84)
- Sie sind auch ein Instrument vom Menschen, genauer von Wissenschaftlern selbst, geschaffen, um die komplexe Welt, in der wir uns täglich bewegen in vereinfachter Weise für uns greifbar und verständlich zu machen. Sie dienen uns sehr bildlich ausgedrückt als „Schaubild“. (vgl. ebd. S.86)

„Denn wenn ein System von Stereotypen gut verankert ist, wendet sich unsere Aufmerksamkeit den Tatsachen zu, die es stützen, und von den anderen, die ihm widersprechen, ab.“ (Lippman 1964, S.87)

- Jede Stereotype, die in unserem Denken verhaftet ist, ist gleichzeitig mit einem bestimmten Gefühl verwoben, das in uns aufkommt, werden wir mit einem bestimmten Stereotyp konfrontiert. Bewusst oder auch oft unbewusst üben Tatsachen, die mit unseren Einstellungen im Einklang sind Einfluss auf uns aus. So zum Beispiel lösen sie bewusst oder unbewusst Gefühle aus, die positiv oder auch negativ besetzt sein können. „Was immer an die Stereotype rührt, wird mit dem dazugehörigen Gefühl beurteilt.“ (Lippman 1964, S.88).

- Jede Gesellschaft, Gemeinschaft, soziale Gruppe o.Ä. orientiert sich in ihrem Handeln an einem gewissen festgelegten Sittencodex, der wiederum von Stereotypen und Vorurteilen behaftet ist. Dieser Codex bestimmt in einem sehr großen Ausmaß, „was wir sehen und wie wir es sehen sollen“. (vgl. Lippman 1964, S.89)
- Sittencodices stellt Lippman nun auch in den Kontext von Moralcodices, die seinen Ausführungen folgend im Mittelpunkt jedes Sittencodices stehen und dort den Kern bestehend aus psychologischen, soziologischen und kulturellen Stereotypenmodellen bilden. (vgl. Lippman 1964, S.91)

7.2 Stereotyp vs. Vorurteil

Es ist in der Wissenschaft ein strittiges Thema, ob Stereotyp und Vorurteil synonym verwendet werden können oder sollen oder ob eine begriffliche Trennung zwischen ihnen vorgenommen werden muss, um sie korrekt anwenden zu können. Quasthoff stellt dahingehend zur Diskussion, dass eine Abgrenzung der beiden im Hinblick auf ihr Bezugsobjekt nicht möglich oder besser gesagt nicht zielführend ist. Beide beziehen sich auf ihr soziales Umfeld, wobei der Bezug bei Stereotypen „durchgehender“ ist als bei „sozialen Vorurteilen“ (Quasthoff 1973, S. 25), dennoch eine dahingehende Unterscheidung der Begriffe aber nicht gegeben sein kann.

Magdalena Telus unternimmt ebenso den Versuch, die beiden Begriffe durch eine weitreichende Definition voneinander zu trennen, wobei sie aber gewisse Gemeinsamkeiten der beiden Begriffe festmacht (vgl. Telus 2002, S. 52):

- kollektiver Charakter
- Erwerb in der Sozialisation
- Bezug auf soziale Kategorie
- kognitive Funktion
- emotionale Belastung
- Wertcharakter

- Einfluß (sic!) auf die Handlungsbereitschaft
- Bipolarität

Obwohl sie die Meinung Quasthoffs teilt, dass die Begriffe Stereotyp und Vorurteil durchaus oft synonym verwendet werden und diese derartige Verwendung auch kein grundlegendes Problem darstellt, legt sie dennoch gewisse Kriterien vor, die zur begrifflichen Abgrenzung der beiden Termini dienen sollen (vgl. Telus 2002, S. 53ff):

- Stereotype sind viel stärker mit dem In/Out-Group-Schema² verbunden
- Im Gegensatz zum Vorurteil kann beim Stereotyp zwischen Auto- und Heterostereotypen unterschieden werden. Autostereotypen beziehen sich auf die vorhin bereits angesprochene In-Group (Individuum gehört zu dieser Gruppe, sie stellt die Bezugsgruppe dar), Heterostereotype beziehen sich auf die Out-Group (Fremdgruppe, die der Bezugsgruppe gegenüber steht).
- Laut Allport (1954), so hält Telus (S. 54) fest, basieren Stereotype in erster Linie notwendigerweise auf Überzeugungen, wohingegen Vorurteile aus „einer Einstellung (attitude) und einer Überzeugung (belief) besteht“. Außerdem, und dieser Aspekt ist bereits an anderer Stelle erwähnt worden, ist das Vorurteil an eine Kategorie gebunden.

Auch Quasthoff stellt dazu eine Überlegung an, die besagt, dass eine Einstellung eine „allgemeine Haltung“, eine Überzeugung einem Objekt „Qualitäten“ zu- oder abspricht (vgl. Quasthoff 1973, S. 27). Das Vorurteil „vereinigt beide Kategorien in sich. [... es kann sich...] auf verschiedene Weise äußern, es kann aber auch gar nicht zum Ausdruck kommen. Das Stereotyp stellt die verbale Äußerung der Überzeugung dar.“ (Quasthoff 1973, S. 27)

Zusammenfassend kann man an dieser Stelle sagen, dass dem Vorurteil und dem Stereotyp mehr Eigenschaften gemein sind, als man Unterschiede feststellen kann. Dennoch lässt sich aus den vorhergehenden Darstellungen ableiten, dass für eine Gemeinschaft mittels Stereotypen eine stärkere Differenzierung zwischen der eigenen und der in Opposition befindlichen Gruppe geschaffen werden kann.

² In/Out-Group-Schema geht laut Telus auf Sumner (1906) zurück, das im Wesentlichen die soziale Wirklichkeit unter dem Blickwinkel der Gruppenzugehörigkeit strukturiert. „[...] ist ein bis heute gültiger Standard in der Vorurteils- und Stereotypenforschung [...]“ (Telus 2002, S. 53)

Vorurteile wiegen schwächer und lassen nicht so starke Emotionen aufkommen, wie sie durch geäußerte Vorurteile entstehen (können). Des Weiteren kann man auch festhalten, dass für die vorliegende Untersuchung es als sinnvoller erachtet wird, eher mit dem Begriff des Stereotyps zu arbeiten, da es mit Hilfe der Unterscheidung von „Auto- und Heterostereotypen“ einfacher ist, Aussagen der Interviewpartner zu kategorisieren und die eingangs formulierten Forschungsfragen zu beantworten.

Einen weiteren Grund, warum die Untersuchung mit dem Begriff „Stereotyp“ erfolgen soll, liegt auch darin, dass der methodische Fokus auf dem qualitativen Interview liegt und Quasthoff dahingehend eine sehr konkrete Definition für den Begriff Stereotyp liefert:

„Ein Stereotyp ist ein verbaler Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugung. Es hat die logische Form eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional-wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu- oder abspricht. Linguistisch ist es als Satz beschreibbar.“ (Quasthoff 1973, S. 28)

7.3 Nationalstereotype

Um den Begriff Stereotyp in den Kontext dieser Arbeit einzubetten ist es notwendig, auf die Ausführungen Hannah Millings einzugehen, die sich in ihrem Beitrag „Stereotype in Massenmedien“ auf die Darstellung so genannter „Nationalstereotype“ konzentriert. Das ist in zweierlei Hinsicht für die vorliegende Arbeit von zentraler Bedeutung: zum einen sollen, der Grundannahme zu Folge, die Stereotypen und Vorurteile, die zwischen Tschechien und Österreich nach wie vor vorherrschen, aufgezeigt werden, zum anderen ist dieses Phänomen der „Nationenkonflikte“ auch im Zusammenhang mit den heutigen Massenmedien zu analysieren und zu diskutieren. Darum sollen im Folgenden die Überlegungen Millings dargestellt werden, bevor eine weitere Diskussion und Arbeitsdefinition des Begriffes Stereotyp erfolgt.

Milling stützt ihre Definition, wie es auch in der vorliegenden Arbeit der Fall ist, auf eine wesentliche Aussage Lippmans:

„[...] werden Stereotype inhaltlich aufgrund sozialer Gegebenheiten ausgefüllt. Sie sind innerhalb einer Gesellschaft konzeptualisierte, überindividuell geteilte Vorstellungen.“ (Milling 2010, S.137)

Milling extrahiert aus Lippmans Werk die Essenz und wendet die grundlegenden Merkmale eines Stereotyps auf ihre Definition eines Nationalstereotyps an.

Ein erstes Merkmal, das ein Nationalstereotyp aufweist, ist, dass es sich dabei um eine Art Träger vieler aus der Geschichte einer Nation entstandenen historischen Erfahrungen, die man im Grunde weder als richtig oder falsch kategorisieren kann. Sie sind historisch gewachsen und haben sich über mehrere Generationen in jedem Mitglied einer Nation in der gleichen Weise festgesetzt. Diese historischen Erfahrungen, die sich letztlich als Nationalstereotype darstellen, stellen die komplexe Realität, der sich eine Gesellschaft jeden Tag ausgesetzt sieht, in vereinfachter und verallgemeinernder Form dar, die dazu führt, dass Aussagen über andere Gesellschaften ebenfalls sehr einfach und allgemein sind.

„[Sie] basieren implizit stets auf der Rückführung auf Substanzen, beziehen sich auf das Wesen eines ganzen Volkes und suggerieren dessen unwandelbare Natur.“ (Milling 2010, S.138)

Im Grunde kann man den Begriff des Nationalstereotyps auf seine Essenz reduzieren und als vereinfachte und sehr allgemeine Sicht auf eine „Fremdnation“, die auf historischen Erinnerungen und daraus resultierenden Vorstellungen basiert, beschreiben. Wichtig dabei ist aber, so auch Milling, dass die *„kulturellen Differenzen [...] als naturgegeben konzipiert [werden] und kulturspezifische Sitten und Bräuche [...] auf einer Ebene mit dem so genannten Nationalcharakter gehandelt [werden].“* Die Fremdkultur spielt dabei die Rolle einer nicht hinterfragten oder nicht hinterfragbaren Prämisse. (vgl. Milling 2010, S.138) Abgeleitet von den ursprünglichen Annahmen Lippmans hat Milling nun drei grundlegende (vgl. Milling 2010, S.139-141) formuliert, die Nationalstereotype für die Gesellschaft und daraus resultierend auch für den Einzelnen erfüllen.

- **Kognitive Funktion:** in dieser Funktion dienen Nationalstereotype als Orientierungsfunktion, die für eine Vorstrukturierung der Wahrnehmung

essentiell erscheint, wobei sie auch dazu dienen, auf die Gesellschaft einströmende Informationsflüsse leichter zu verarbeiten.

- **Kommunikative Funktion:** hier kommt ihnen vor allem die Aufgabe zu, die Kommunikation über die komplexe Realität zu ermöglichen, in dem sie diese entlasten. Ganz besonders in Krisensituationen oder Phasen des Umbruchs werden Nationalstereotype als Erklärungsmodelle herangezogen. Der Grund hierfür ist, dass es einfacher ist, auf Altbekanntes zurückgreifen zu können, um etwas Neues zu verstehen.

„Schließlich können Stereotype in diesem Kommunikationskontext auch eine appellative Funktion haben, nämlich dann, wenn sie als Argument ideologisch-politisch instrumentalisiert werden und eine Handlungsempfehlung implizieren [...]“ (ebd.S.140)

- **Soziale Funktion:** auf dieser Ebene erfüllen Nationalstereotype eine soziale Integrationsfunktion, die es erlaubt, zwischen dem Eigenen und dem Fremden basierend auf einem Wir-Gefühl, das sich aus den historisch gewachsenen inneren Vorstellungen des Fremden generiert, zu unterscheiden. Durch ein subjektives Empfinden, einer Gruppe anzugehören, kreieren Nationalstereotype ein starkes „Wir-Gefühl“, das zur Gruppenidentitätsfindung unbedingt notwendig ist. Da aber Nationen zwangsläufig sehr heterogen sind und darüber hinaus noch sehr merkmalsreich, hat Titzmann 1999 die „selegierende Homogenisierung“ eingeführt.

„Es wird nur ein kleiner Teil der Merkmale einer Fremdgruppe wahrgenommen und sodann generalisierend – in Form von Stereotypen – der gesamten Fremdgruppe zugeschrieben.“ (ebd. S.140)

7.4 Der historische Wandel des Stereotyps

Grundlegend für die Untersuchung ist auch, dass man einen Blick auf die Entwicklung des Stereotyps im historischen Kontext wirft, um zu verstehen, in welcher Weise und mit welcher Intensität diese heute noch wirken und verwendet werden. Ohne eine wissenschaftliche Grundlage lässt sich mit dem häufig zitierten

„Hausverstand“ sagen, dass Stereotype im Laufe der Zeit schwächer werden. Setzt man einen Krieg zwischen zwei Nationalstaaten voraus, in dem die Politik das eigene Volk verbal und über die Medien gegen das gegnerische Volk „aufhetzt“ und sich im Zuge dieser Auseinandersetzung Auto- und Heterostereotypen bilden, wirken sie unmittelbar während oder nach dem Krieg stärker als beispielsweise 50 Jahre nach Kriegsende, wenn bereits eine neue Generation von Politikern das Land regiert und auch die Gesellschaft einen Wandel erfahren hat.

Quasthoff zieht als Grundlage für ihre Ausführungen zu diesem Punkt eine Studie heran, die mittlerweile einige Male wiederholt wurde und somit zu einer der wichtigsten im Bereich der Stereotypenforschung zählt. Katz und Braly haben im Zuge ihrer Untersuchungen, bei der sie die soziale Einstellung der Amerikaner gegenüber dem Teil der Bevölkerung mit dunkler Hautfarbe festgestellt, dass im Laufe der Zeit ein *„grundsätzliches Verblassen aller Stereotype“* festgestellt werden kann (Quasthoff 1973, S. 83). Wie bereits erwähnt, ist diese Studie nur in Amerika durchgeführt worden und es wäre falsch, würde man annehmen, dass die Ergebnisse der Katz-Braly-Studie gleichsam auf jede Gemeinschaft weltweit anwendbar sind. Vielmehr muss man sich immer vor Augen halten, dass jede Gemeinschaft eine eigene Vergangenheit hat, die den Herausbildungen von Stereotypen zugrunde liegt und daher keine Pauschalaussagen bezüglich der historischen Entwicklung von Stereotypen getätigt werden können und dürfen.

Dennoch, nach der Wiederholung der Katz-Braly-Studie durch Janowitz 1963, hat Quasthoff die Behauptung aufgestellt, dass man durchaus einen Trend zur Abnahme von Stereotypen verorten kann.

„Betrachtet man die Entwicklungen von ‚Stereotypen‘ auf übernationaler Ebene, so scheint sich auch hier ein Trend zur Abnahme negativer Vorurteile abzuzeichnen.“ (Quasthoff 1973, S. 85)

Weitere wissenschaftliche Studien zu diesem Thema, vor allem jene von Bergius und Sodhi, lässt Wolf (1969) die Hypothese vom Ost-West-Gefälle der Vorurteile aufstellen, die, so Quasthoff, nicht grundsätzlich bezweifelt werden kann, da sie durchaus in ausreichendem Maße empirisch gestützt ist.

„Gemeint ist das Phänomen einer negativen Einstellung gegenüber osteuropäischen und asiatischen Fremdgruppen, der eine ebenso grundsätzliche positive Einstellung zu den Völkern der germanischen

Sprachengruppe gegenübersteht. Eine Mittlerrolle – und damit gewissermaßen eine dritte Gruppierung – nehmen die Franzosen, Italiener sowie andere einzelne Fremdgruppen ein.“ (Quasthoff 1973, S. 87; zit. nach Becker/Wolf 1971, S. 520

8 Kommunikation, Massenkommunikation

Der Begriff „**Kommunikation**“ wird in der Literatur auf unterschiedliche Weise definiert und beschrieben. Sehr breit angelegte Beschreibungen gehen so weit, dass per definitionem „Kommunikation“ auch als biologischer oder technischer Vorgang verstanden werden kann. Für die vorliegende Arbeit erscheint sinnvoll, eine weniger breit angelegte Definition des Begriffes vorzulegen, da der Gegenstand der Untersuchung ein durchaus spezifischer ist. Eine erste Definition folgt jener von Jürgen Wilke (2008), wonach eine erste Eingrenzung wie folgt lauten kann:

„[Der Begriff] soll [...] zumindest auf die Übermittlung von Botschaften und die Verständigung zwischen Menschen (Humankommunikation) eingeschränkt werden.“ (Wilke 2008, S.2)

Doch auch nach diesem ersten Schritt fällt die Definition noch immer zu breit aus, da sie in diesem Fall – nimmt man sie wörtlich – die gesamte Kommunikationsgeschichte der gesamten Menschheitsgeschichte abdecken muss. Da dieser Umstand aber, wie schon der erste Versuch, für diese Arbeit nicht ausschlaggebend ist, wird eine weitere Einschränkung des Begriffes vorgenommen.

Der Begriff „**Massenkommunikation**“ erfuhr durch Maletzke 1963 eine Definition, die durch ihren allumfassenden, aber dennoch genau beschreibenden Umfang sehr oft Anwendung gefunden hat und auch im Zusammenhang mit dieser Arbeit als wichtige Grundlage für die Untersuchung herangezogen werden soll. „Massenkommunikation“ muss, um als solche bezeichnet werden zu können, gewissen Kriterien entsprechen, die Maletzke in seiner Definition anführt. Zum einen *„verbreitet sie sich indirekt (über ein technisches Medium), einseitig (vom Sender zum Empfänger) und öffentlich (im Prinzip allgemein zugänglich)“* und ist an ein *„dispersedes, sozial, verstreutes“ Publikum gerichtet.*“ (Wilke 2008, S.2)

8.1 Medium und der Weg hin zu den „neuen Medien“ (Web 2.0)

Ähnlich wie „Kommunikation“ wurde auch der Begriff „Medium“ von unzähligen Wissenschaftlern und Experten definiert und erfuhr dadurch verschiedenste Bedeutungen und Dimensionen. Die für unser Fach aber auch für diese Arbeit naheliegendste Definition ist die, die von der „Publizistikwissenschaft“ entwickelt und in der Folge auch angewendet wurde. Man versteht in diesem Zusammenhang unter Medium

„jene technischen Mittel [...], die zur Verbreitung von Aussagen an ein potentiell unbegrenztes Publikum geeignet sind.“ (Wilke 2008, S.1)

Auf Basis dieser im ersten Schritt eher allgemein gehaltene Definition liegt es nun nahe, dass der Medienbegriff unter einem technischen Aspekt zu betrachten ist.

„Aber nicht nur die Technik selbst wird mit ihm bezeichnet, sondern auch die Produkte dieser Technik und die jeweiligen Institutionen, die mit der Produktion und Verbreitung solcher Aussagen beschäftigt sind.“ (Wilke 2008, S.1)

8.1.1 Medium – eine Definition

Thomas Köhler (2003) kommt bei dem Definitionsversuch von „Medium“ zu dem Schluss, dass dieser Begriff im Laufe der Zeit bereits zu einem Teil des alltäglichen Sprachgebrauchs geworden ist, es ist nach ihm im „Alltagsverständnis“ verankert, sodass einige Wissenschaftler es nicht für nötig erachten, diesen Begriff konkret zu definieren (vgl. Köhler 2003, S. 16). Dennoch ist es für diese Arbeit unumgänglich, eine Definition von „Medium“ einzuführen, da im Folgenden auch kommunikationswissenschaftliche Theorien eingeführt werden, die einer derartigen Begriffsbestimmung bedürfen.

Es soll an dieser Stelle festgehalten werden, dass es als nicht zielführend erachtet wird, auf viele unterschiedliche Definitionsversuche einzugehen. Die Definition von Ulrich Saxer wird zur Anwendung kommen, da auch er in der Tradition der Systemtheorie steht und, wie es im weiteren Verlauf der Fall sein wird, Bezüge zu dieser Theorie und dem Konstruktivismus hergestellt werden.

Ulrich Saxer (1998) legt nun eine umfangreiche Definition für den Begriff Medium vor, der aus vier grundlegenden Teilen besteht, die Burkart (2002) zusammenfasst (vgl. ebd. S. 42ff):

- Medien stellen Kommunikationskanäle dar, die „*Zeichensysteme (auditive, visuelle, audiovisuelle) transportieren*“ (ebd. S. 42). Für die Etablierung eines technischen Kanals als Medium ist aber auch die Bereitstellung seitens der Industrie und die Akzeptanz dieses Kanals seitens der Nutzer Bedingung; dies ist nicht immer der Fall, und somit ist nicht jedes Medium auch im kommunikationswissenschaftlichen Sinn als solches zu definieren.
- Gleichzeitig stellen Medien Organisationen dar, die ihre Ziele durch Druck, Funk oder auf digitalem Weg für die Öffentlichkeit zugänglich machen. Sie tragen dadurch auch in einem wesentlichen Maße zur Entspannung, gesellschaftlichen Integration oder politischen Sozialisation bei, was wesentliche „*Leistungen [...] für die Gesellschaft*“ (ebd. S. 43) darstellt.
- Laut Saxer stellen Medien auch komplexe soziale Systeme her, die er unter anderem am Beispiel einer Tageszeitung und der darin beschäftigten Journalisten festmacht. Im Fall der vorliegenden Arbeit ist das Internet bzw. Facebook auch eine Form von sozialem System, wobei die Betreiber, aber vor allem die User der Seite die soziale Komponente bilden. Sie bilden durch ihre Aktionen und Interaktionen ein soziales System, ähnlich wie Saxer es versteht.
- Schließlich folgt aus dem vorhergehenden Punkt die Auffassung von Medien als Institutionen. „*Weil die moderne Gesellschaft auf Massenmedien angewiesen ist, werden Medien, um ihres umfassenden Funktionspotentials willen in das jeweilige gesellschaftliche Regelsystem eingeführt*“ (ebd. S. 43³) und somit institutionalisiert.

Abschließend ist festzuhalten, dass Saxer den Begriff Medium als „komplexe institutionalisierte Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischen Leistungsvermögen“ definiert. (ebd. S. 44) Wobei Burkart wiederum das allgemeine Fazit zieht, dass nicht jeder technikbasierte Kommunikationskanal auch als Medium

³ zit. nach Saxer, Ulrich (1998): Der Forschungsgegenstand der Medienwissenschaft. Beitrag für ein Handbuch von Erich Strassner (Hrsg.): in Vorbereitung (S. 1-38)

zu bezeichnen ist. Vielmehr stellen, so das angeführte Beispiel, Satellitenfernsehsysteme nur die technische Struktur dar, mit der das Medium Fernsehen vom Rezipienten konsumiert werden kann. Umgelegt auf das Internet lässt sich sagen, dass die Internetverbindung und das zugehörige Endgerät (Laptop, Smartphone etc.) die technischen Kanäle sind, mittels deren Hompages – wie eben Facebook – rezipiert werden können.

8.1.2 computervermittelte Kommunikation

„Computervermittelte Kommunikation zählt zu den Kommunikationsformen mit geringer sozialer Präsenz.“ (Köhler 2003, S. 27)

Ausgehend von der soeben erläuterten Definition von „Medium“ ist es nun auch möglich, auf die computervermittelte Kommunikation (CVK) einzugehen. Grundsätzliches Merkmal der „neuen Medien“, die die Basis computervermittelter Kommunikation bilden, ist der Unterschied zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Es ist durch sie möglich, mit Personen zu kommunizieren, die in einem völlig anderen räumlichen und zeitlichen Kontext leben, die also umgangssprachlich „weit weg“ wohnen (vgl. Köhler 2003, S. 17). Wieder kommt die systemtheoretische Sichtweise in Spiel, und zwar dahingehend, dass die grundlegenden Funktionen technischer Medien die „funktionelle Differenzierung“ (ebd. S. 17) von System und Umwelt sind. Aus dieser Perspektive betrachtet stellt Köhler drei Kommunikationsformen mittels technischer Medien vor, wobei die CVK als interpersonelle mediatisierte Kommunikation zu klassifizieren ist. Daraus ergibt sich Köhlers Definition von CVK:

„Unter computervermittelter Kommunikation [...] verstehe ich Kommunikation, bei der mindestens zwei Individuen in einer nicht face-to-face Situation durch die Anwendung eines oder mehrerer computerbasierter Hilfsmittel miteinander in Beziehung treten.“ (Köhler 2003, S. 19)

Wobei man an dieser Stelle der Definition von Köhler eine erweiternde Bemerkung hinzufügen muss: wie an einer anderen Stelle näher beschrieben wird, ist es in der heutigen Zeit nicht mehr nur mittels eines Computers möglich, Hompages etc.

aufzurufen. Mit Hilfe von Netbooks, Laptops, Tablet PC's oder Smartphones ist es beinahe überall möglich, das Internet zu nutzen. Diese technische Weiterentwicklung verdeutlicht aber auch, was Köhler ebenfalls anspricht. Die computervermittelte Kommunikation ist immer mehr in unseren sozialen Alltag integriert worden; durch die Entwicklung kleiner portabler Endgeräte wird es deutlich, dass wir diese Art der Kommunikation immer mehr integrieren und nicht darauf verzichten wollen.

8.1.3 kommunikationswissenschaftliche Modelle computervermittelter Kommunikation (vgl. Köhler 2003, S. 26-30)

8.1.3.1 Social Presence Theory (Short, Williams & Christie)

Diese Theorie besagt, kurz gefasst, dass die „social presence“ als Eigenschaft eines Mediums gilt, die wiederum unter den Nutzern von CVK ein Gefühl der sozialen Anwesenheit anderer Nutzer suggeriert. Man versteht darunter also das Gefühl, das man gemeinsam mit anderen „in die kommunikative Interaktion involviert“ (Köhler 2003, S. 27) ist. Weiters ist der Grad der „social presence“ von der Anzahl der Kanäle eines Mediums abhängig.

8.1.3.2 Media Richness Theory (Daft & Lengel): Zur Integration der Social Presence Theory (Short et al)

„Rationale Medienwahl besagt, dass CVK für bestimmte Kommunikationsanlässe geeignet ist, für andere Kommunikationsanlässe weniger.“ (Köhler 2003, S. 27)

Diese Theorie geht davon aus, dass eine mediale Vermittlung vereinfacht gesagt zur subjektiven Verarmung interpersoneller Kommunikation führt. Die Nutzer neuer Medien bewerten, dieser Theorie folgend, Medien nach ihrer Lebendigkeit; also wie sozial die interpersonelle Kommunikation tatsächlich ist (ihrer Empfindung nach). Sie bilden dadurch eine subjektive Rangreihe, an deren Spitze immer die durch höchste persönliche Nähe gekennzeichnete face-to-face Kommunikation steht. Aus dieser Hierarchie heraus entscheiden sich die Individuen quasi je nach Bedarf für ein

Medium: man wird mit der Familie eher telefonieren, als Chatten oder bei einer Kontaktaufnahme mit einem Unbekannten eher auf E-Mails zurückgreifen als ein persönlichen Treffen ins Auge zu fassen.

8.2 Das Internet

8.2.1 Entwicklung

Das Internet ist heute – am Beginn des 21. Jahrhunderts – aus keinem Bereich des öffentlichen und auch des privaten Lebens mehr wegzudenken. Wenn überhaupt, dann ist es die „Großelterngeneration“, die mit dem Internet kaum oder gar nicht in Berührung kommt, wohingegen junge Menschen sich bereits in der Schule damit auseinandersetzen sollen und müssen. Müssen deshalb, weil sehr viele Dinge in der „heutigen Zeit“ ohne das Internet nicht mehr denkbar wären. Beispielsweise an den Universitäten werden Seminararbeiten „online“ abgegeben, Lernunterlagen findet man in Onlineforen zum Download und auch die Anmeldung zum Studium erfolgt online. Aber auch der Gesetzgeber verfolgt seit Jahren das Ziel, gewisse Verwaltungsaufgaben auf das Internet zu verlegen, so dass die Einwohner keine langwierigen Amtswege mehr vor sich haben, wenn sie beispielsweise einen Meldezettel benötigen. Kurz gefasst: das Internet und vor allem der Umgang damit ist das Um und Auf, wenn man sich im öffentlichen und privaten Leben ohne Probleme zurecht finden will.

Die Anfänge und die technische Entwicklung des Internets soll hier nur in verkürzter Weise dargestellt werden, um die Vollständigkeit zu gewährleisten. Für die Untersuchung an sich, die in einem weiteren Kapitel dargestellt wird, ist der Umstand der Entwicklung über die Jahrzehnte von geringerer Bedeutung. Vielmehr ist die Tatsache, dass das tägliche Leben der Menschen heute vom Internet teilweise dominiert wird, zumindest aber ist das Internet ein fixer Bestandteil im Alltag von Jugendlichen, jungen Erwachsenen und Erwachsenen geworden, und dieser Umstand ist unbestritten. Genaue Daten und Fakten dazu finden sich schließlich in einem weiteren Abschnitt der Arbeit.

Die Wurzeln des Internets kann man in den 1950er Jahren festmachen, als der damalige Präsident der USA (Eisenhower) plante, die Kommandozentralen der amerikanischen Streitkräfte mit der Waffenindustrie zu vernetzen. Dieser „Befehl“

kann als Ausgangspunkt für die weltweite Vernetzung der Menschen untereinander angesehen werden. Anfang der 1970er Jahre glückte es der amerikanischen Firma IBM erste leistungsfähige Verbindungen nach Europa herzustellen, 1980 schließlich gelang es mit Hilfe der sogenannten TCP/IP-Technik, „einer ersten standardisierten Übertragungstechnik“, Anlagen im großen Stil zu errichten um eine breite Vernetzung von Unternehmen auf die Beine zu stellen (vgl. In der Smitten 2007, S.68). Dies kann, so In der Smitten, als „Geburtsstunde“ des Internets bezeichnet werden. Nach diversen technischen Weiterentwicklungen, Verfeinerungen und Verbesserungen gelangte das Internet schließlich von der Unternehmerebene in die Haushalte der BürgerInnen.

„Mittlerweile zeigt sich eine Konvergenz unterschiedlicher Technologien, die es beispielsweise ermöglicht, über das Internet zu telefonieren, Radio zu hören und fernzusehen. Neuere Entwicklungen werden unter dem Begriff ‚Web 2.0‘ zusammengefasst, der im Jahr 2004 [...] von dem Publizisten Tim O’Reilly geprägt wurde.“ (In der Smitten 2007, S. 68)

Wie schnell sich das Internet weiterentwickelt kann man an der Tatsache festmachen, dass In der Smitten die eben zitierte Aussage vor vier Jahren in ihrem Werk „Online Vergemeinschaftung“ festhielt. In ihrer weiteren Ausführung spricht sie davon, dass das Internet sich in eine spezielle Richtung weiterentwickeln soll. Im Nachhinein kann man feststellen, dass sie mit ihren Vorhersagen durchaus richtig gelegen ist. Unter anderem hielt sie fest, dass

„es sozialer werden [soll], indem es einfacher wird, Texte, Bilder und andere Dateien per Mausklick in den Bereich einer Community zu verschieben, so dass die Dinge dort diskutiert werden können und eine Zusammenarbeit zwischen mehreren Anwendern erfolgen kann.“ (In der Smitten 2007, S. 69)

Betrachtet man vor dem Hintergrund dieser Aussage die Kriterien, die die an einer anderen Stelle beschriebenen Social Network Sites aufweisen, wird man feststellen, dass In der Smitten mit ihren Vermutungen auf dem richtigen Weg war und sich das Internet tatsächlich in diese Richtung entwickelt hat. Natürlich besteht das Internet aus weit mehr Nutzungs- und Anwendungsmöglichkeiten als die Beschäftigung mit Online-Communities oder Diskussionen zu Bildern und Texten. Doch es ist im Zusammenhang mit dieser Arbeit in erster Linie die Kenntnis und das Verständnis

von Online-Communities von Bedeutung, weshalb der Fokus auch auf diesen Bereich gelegt wird.

Aber nicht nur das Internet selbst steigt stetig in seiner Wichtigkeit, es bedarf auch sogenannter Endgeräte, über die es dem Nutzer möglich ist, mit und im Internet zu arbeiten und zu agieren. Man kann die Computer als sogenanntes „Schlüsselmedium“ bezeichnen, da sie die ersten Geräte waren, die den mehr oder weniger problemlosen Zugang zum Internet ermöglichen konnten. Ihre portablen „Nachfolger“ waren die Laptops, Netbooks und schließlich sogenannte Smartphones und Tablet PC's. Sie alle ermöglichen es seit einigen Jahren, das Internet auch unterwegs zu nutzen.

Seit Anfang der 1980er Jahre halten der Computer - und seine Nachfolger – Einzug in die Haushalte der ÖsterreicherInnen. In Amerika begann der Boom, wie bei vielen anderen Innovationen auch, einige Jahre zuvor. Anfänglich wurden die Computer und die Möglichkeit, sich über das ebenfalls im Vormarsch befindliche Internet, zu vernetzen und so schneller an mehr Informationen zu kommen, begrüßt, doch Ende der 1980er Jahre wurden erste Zweifel an den neuen Innovationen laut.

„[...] der Computer als ‚Job-Killer‘, die Vernetzung der Computer von Polizei, Verfassungsschutz und anderer Sicherheitsorgane und damit die Bedrohung der Demokratie, die Durchleuchtung des Bürgers und seiner medizinischen, sozialen, wirtschaftlichen und konsumbezogenen Daten im Sinne eines ‚gläsernen Menschen‘.“ (Faustich 2006, S.168)

Der Computer ist auch seit den 1980er Jahren aus dem Alltag der Menschen nicht mehr wegzudenken, die Zahl der Neuanschaffungen steigt seither von Jahr zu Jahr. Es liegen im Moment zwar keine aktuellen Zahlen vor, aber es ist nicht falsch anzunehmen, dass beinahe 100% der österreichischen Haushalte über zumindest einen Computer verfügen. Das „neue Medium“, wie viele innovative Kommunikationsmöglichkeiten oft schwammig bezeichnet werden,

„profilierter [...] sein spezifisches Leistungsvermögen als komplexes Kommunikationssystem in dreierlei Hinsichten: erstens durch eine enorme Akzeleration bei der Erfassung, Verarbeitung, Übermittlung von Daten, wie sie in den 80er Jahren in nie gekannter und vorstellbarer Fülle aufgefallen sind; zweitens durch eine praktisch unbegrenzte Speicherfähigkeit auf engstem Raum und drittens durch eine universelle Anwendbarkeit, wie sie für die zunehmende Kompatibilität und Normierung im Zuge der Globalisierung der Wirtschaft und Kultur notwendig war.“ (Faustich 2006, S.169)

8.2.2 Funktion des Internets als Medium

Wie im vorhergehenden Kapitel bereits erwähnt, soll in der vorliegenden Arbeit das Internet als Medium begriffen werden und nicht die Computer oder Smartphones, mittels derer man im Internet aktiv sein kann. Diese sollen viel mehr als „Endgeräte“ verstanden werden, die die Nutzung des Internets als Medium zur Kommunikation mit anderen Nutzern ermöglichen.

8.3 Merkmale von Web 2.0-Programmen

An dieser Stelle werden die allgemeinen Kriterien, die die sogenannten Web 2.0-Programme erfüllen müssen, dargestellt, bevor im folgenden Kapitel auf die Social Network Plattform Facebook eingegangen werden kann. Um zu verstehen, welche Besonderheiten derartigen Internet-Plattformen aufweisen und wie sie im Alltag speziell von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zur Anwendung kommen, muss man einen allgemeinen Blick auf die Kriterien werfen, die solche Social Networks erfüllen (müssen).

8.3.1 Allgemeine Kriterien

Im Grunde ist die Bezeichnung der neuen, nutzerorientierten Internet-Plattformen, als „Web 2.0-Programme“ nur bedingt korrekt, was vor allem durch die kontinuierliche Weiterentwicklung des Internets begründet ist. Man kann keinen direkten Vergleich zwischen Web 1.0 und Web 2.0 anstellen, da der Begriff des Web 1.0 weder in der Literatur noch im alltäglichen Sprachgebrauch existiert und weiters kein plötzlicher großer technologischer Sprung festzumachen ist, aus dem sich das Web 2.0 entwickelt hat. Vielmehr kann man eine kontinuierliche Entwicklung des Internets beobachten, die die vormals sehr starren Grenzen zwischen Produzenten und Rezipienten aufgeweicht und letztlich fast zur Gänze verdrängt hat, und weiters das

Internet eine immer größere Bedeutung für die Nutzer als Service-Plattform (bekommen) hat (vgl. *Neumann-Braun, Autenrieth 2011, S.9*).

Im Grunde findet man im Internet eine Reihe von Web 2.0 Programmen oder genauer gesagt von Social-Web-Angeboten, die für den Nutzer unterschiedliche Funktionen erfüllen und aus diesem Grund auch in spezifischen Feldern eingesetzt werden. Weite Verbreitung finden zum Beispiel:

- **Blogs:** charakterisieren kann man Blogs als „virtuelles Tagebuch“, das für eine vom Autor bestimmte Öffentlichkeit bzw. genauer gesagt für eine vom Autor bestimmte Leser-/Nutzergruppe zugänglich ist.
- **MMOGs** (Massively Multitplayer Online Games): sind „Massen-Mehrspieler-Online-Rollenspiel“. Es finden sich mehrere Spieler online zusammen und schlüpfen für die Dauer des Spieles in verschiedene Rollen.
- **Micorblogging-Plattformen:** die zur Zeit bekannteste ist „Twitter“. Auf diesen Plattformen können, nachdem man sich als Nutzer registriert hat, Botschaften jeglicher Art online gestellt werden, die dann wiederum allen anderen Nutzern potentiell zugänglich sind. „Microblogging“ wird es deshalb genannt, weil die Botschaften mit 140 Zeichen beschränkt, sehr kurz gehalten werden müssen.
- **Social Networt Sites** (SNS): in diese Gruppe fällt zum Beispiel Facebook. Allgemein beschrieben erlauben diese Seiten dem Nutzer nach der (sehr einfachen) Registrierung das Anlegen eines persönlichen Profiles, eine Liste mit verlinkten Kontakten (Freunden) und das Sichtbarmachen dieser Listen (vgl. *Neumann-Braun, Autenrieth 2011, S. 9ff*).

Die hier sehr knappe Darstellung der derzeit im Internet genutzten Web 2.0 Programme dient an dieser Stelle lediglich als Überblick, weshalb die Beschreibung der diversen Angebote nur sehr kurz ausfällt. Wie schon in der Einleitung formuliert wird eine Erhebung auf der zur Zeit weltweit am häufigsten genutzten Plattform „Facebook“ eine grundlegende Säule der vorliegenden Arbeit bilden, weshalb es im nächsten Schritt darum gehen wird, allgemeine Kriterien festzulegen, die ein Internet-

Angebot wie Facebook erfüllt, um den Wünschen und Ansprüchen der Nutzer zu entsprechen.

8.3.2 Merkmale von Social Network Sites (SNS)

Social Network Sites (SNS), wie auch Facebook eine ist, lassen sich im Grunde alle an sehr allgemeinen Kriterien festmachen, die von den Anbietern auf den einzelnen Seiten spezifisch ausgestaltet werden. Diese Kriterien treffen sowohl auf weltweit agierende Sites, wie eben Facebook, zu, sie finden sich aber auch auf regional oder lokal bekannten Sites wieder.

Neumann-Braun und Autenrieth liefern in ihrem 2011 erschienen Sammelband „Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web“ einen sehr allgemeinen und deshalb umso besseren Überblick über die verschiedensten Funktionen, die SNS Angeboten zugeschrieben werden. Es ist für die Betreiber von SNS Angeboten, umgangssprachlich gesagt, ein „Muss“ geworden, die folgenden Funktionen und Kriterien zu erfüllen, da der Nutzer dieser Sites es sich schlicht und einfach erwartet, sie nutzen zu können (*vgl. Neumann-Braun, Autenrieth 2011, S.10-19*)

- Social Network Sites erlauben es dem User soziale Strukturen und Netzwerke aufzubauen und ermöglichen die Interaktion mit diesem sozialen Umfeld. Neben dem Knüpfen von Online-Freundschaften schafft das SNS Angebot auch die Möglichkeit, mit Hilfe diverser Funktionen, diese Freundschaften zu pflegen.
- Die Nutzer (User) dieser Seiten sind nicht nur Konsumenten des Angebotes, sie gestalten es auch aktiv mit, indem sie beispielsweise Fotoalben online stellen oder ihre Statusmeldungen immer wieder aktualisieren.
- Das Internet wird im Allgemeinen immer mehr als Service-Plattform genutzt, weshalb sich in den letzten Jahren auch SNS Angebote immer mehr etablieren konnten.

- Social Network Sites stellen speziell multimodales Potential zur Verfügung, wodurch die sozialen Beziehungen eines Users sichtbar gemacht und gleichermaßen artikuliert werden können.
- Sie bieten Raum für die Aushandlung des Status eines Einzelnen und der Hierarchie innerhalb von Peergroups.
- Bisherige Untersuchungen zu SNS und deren Nutzung im Alltag haben ergeben, dass diese Angebote nicht zum aktiven Networking (also aktiv zum Kennenlernen neuer Leute) eingesetzt werden, sondern viel mehr dazu dienen, die bereits bestehenden „Offline-Beziehungen“ in den virtuellen Raum zu übertragen, sie dort abzubilden und zu artikulieren. SNS dienen so gesehen als „public displays of connections“, also als öffentliches Abbilden von (bereits bestehenden) Beziehungen.

„Für die meisten Nutzer von Social Network Sites stellen diese also keine virtuelle im Sinne einer alternativen Welt dar, sondern werden als weiterer Kommunikationskanal für eine Reihe von Praktiken der Freundschafts- und Beziehungspflege verwendet.“ (ebd. zit. nach Osgerby 2004; Lenhart/Madden 2007)

- Ein weiterer wesentlicher Punkt ist, dass durch die verschiedenen Möglichkeiten zur Kommunikation (persönliche Nachricht, öffentliche Statusmeldung, Chatmöglichkeit, etc.) auf derartigen Plattformen diese SNS eine Art „Peer-Review-System“ (ebd. S. 18) etablieren, das es den Usern ermöglicht, die verschiedenen dargestellten Identitätsentwürfe und Lebensstile auszuprobieren, sie zu testen.
- Letztlich haben Wissenschaftler im Zuge einiger Studien feststellen können, dass im Falle von SNS die Kommunikation, die offline begonnen hat/wurde, online fortgesetzt, vertieft und differenziert wird. Umgekehrt können auch anfängliche Online-Unterhaltungen offline weiterverfolgt werden.

8.3.3 Social Network Services - Facebook

In der vorliegenden Arbeit sollen Web 2.0-Programme, wie Social Network Services auch oft genannt werden, im Allgemeinen und das Social Network Service Facebook im Speziellen Gegenstand der Untersuchung sein. Da auch der Verein „lepsi“, der seit etwa eineinhalb Jahren über die Plattform Facebook versucht, seine Mitglieder im Sinne einer grenzüberschreitenden Gemeinschaft miteinander zu vernetzen, als Untersuchungsgegenstand herangezogen wird, wird im folgenden Kapitel vor allem Facebook mit dem Fokus auf seine vernetzende Funktion hin dargestellt.

Facebook hat sich seit Februar 2004 zu einer weltweit aktiven „*Internetplattform zur Entwicklung sozialer Netzwerke*“ (Nickels 2010, S.9) entwickelt, die im Juli 2011 bereits rund 500 Millionen aktive Mitglieder zählte. Die Idee von Facebookgründer Mark Zuckerberg war eine denkbar einfache: Die Studentinnen und Studenten der Harvard University sollten sich mit Hilfe von Facebook, das zum Zeitpunkt der Gründung noch „thefacebook“ (vgl. www.gosmo.de/facebook-zeitlinie-history) nannte, untereinander vernetzen können. Im Laufe der Zeit wurde Facebook dann auch für Studierende anderer amerikanischer Universitäten zugänglich, bis 2006 schließlich auch Nicht-Studenten Zugang zu der Plattform bekamen (vgl. Nickels 2010, S.9f).

Wenn man über Facebook spricht ist es von besonderer Bedeutung, dass Chancen, Möglichkeiten aber auch Nachteile, die eine derartige Seite mit sich bringt, bedacht werden. Gerade in den letzten Wochen und Monaten kam die Seite und ihr Gründer immer mehr in die Kritik von Nutzern und außenstehenden Beobachtern, da - Gerüchten zufolge - Facebook die Daten ihrer Nutzer immer öfter der Industrie zur Verfügung stellt, damit diese sie zur Weiterentwicklung ihrer Konsumentendaten verwenden kann. Doch es scheint, wenn man die private Nutzung betrachtet, dem Erfolg der Seite keinen Abbruch zu tun, denn die Zahl der aktiven User steigt nach wie vor.

Eine wesentliche Funktion von Facebook ist die Generierung sozialer Netzwerke im virtuellen Raum. Diese Funktion hat sie nicht nur im privaten Bereich, auch in politischer Hinsicht wurde neben Twitter auch Facebook im Jahr 2011 zu einem Instrument politischen Widerstandes und der „modernen“, über das Internet formierten, Revolution. Zumindest werden die Revolutionen in Ägypten, Tunesien

und anderen Teilen Nordwestafrikas in unserem gesellschaftlichen Kontext als „Facebook-Revolutionen“ interpretiert, da sich Aufständische oft über Facebook aber vor allem über Twitter formierten.

Die Social Network Plattformen haben also, allgemein gesprochen, zwei grundsätzliche Funktionen im 21. Jahrhundert zu erfüllen: Sie dienen Privatpersonen zur Vernetzung mit Freunden und zur Herausbildung sozialer Netzwerke im virtuellen Raum, zum anderen stellen sie eine Säule im politischen System einiger Länder zur Formierung von (Widerstands-)Gruppen dar, die sich gegen das herrschende System, welcher Art sich dieses auch darstellt, auflehnen.

Die US-amerikanische Soziologin Saskia Sassen unternimmt in einem Interview mit der österreichischen Wochenzeitung „Der Falter“ einen Versuch, Facebook zu charakterisieren und auf Grund seiner Funktionen für die Gesellschaft zu definieren.

„[Facebook ist] im Grunde nichts anderes als eine Ansammlung von kleinen geschlossenen Netzwerken. Facebook in zehn Jahren stelle ich mir als ein Transportsystem für unzählige lokale Initiativen vor, sie alle haben ihre starken Vor-Ort-Interessen. [...] Facebook vernetzt die Gruppen untereinander, es multipliziert deren Lokalismen.“ (Falter 24/11, S.26)

Nutzungsverhalten junger Erwachsener („early adopters“ der „Ersten Generation“?)

Eine der jüngsten Untersuchungen zum Nutzungsverhalten von Social Network Sites wie Facebook stammt aus 2010, durchgeführt von Wächter, Triebswetter und Jäger. Diese Erhebung beschränkte sich allerdings auf Jugendliche im Alter zwischen 12 und 19 Jahren, vermutlich auch, um Vergleichbarkeit zu Deutschland und der Schweiz herstellen zu können, da die bisherigen Studien in diesen Ländern mit Jugendlichen in diesem Alter durchgeführt wurden. Der Fokus dieser Arbeit liegt allerdings auf jungen Erwachsenen ab zirka 18 Jahren, was dazu führt, dass die Studie von Wächter et al keine genauen Daten für den zu untersuchenden Personenkreis darstellt, sie aber ohne Zweifel als Orientierungshilfe dienen kann. Deshalb sollen die zentralen Ergebnisse im Folgenden auch schematisch dargestellt werden, um anschließend auf das Nutzungsverhalten junger Erwachsener einzugehen. Dies kann nur durch einen Querschnitt der bereits in Europa durchgeführten Studien erfolgen, da in Österreich, ausgenommen einiger weniger Basiserhebungen, noch keine fundierten Langzeitstudien für diese

Untersuchungsgruppe durchgeführt worden sind (vgl. Wächter, Triebswetter, Jäger 2010, S.55).

Wächter et al haben mittels eines Online-Fragebogens das Nutzungsverhalten Jugendlicher zwischen 12 und 19 Jahren von SNS durchgeführt. Von den Befragten in dieser Altersgruppe haben 93% angegeben, mindestens ein persönliches Profil auf einer SNS angelegt zu haben (vgl. ebd. S.61), wobei mehr als die Hälfte der Befragten angibt, gleich zwei oder mehrere persönliche Profile zu besitzen. Hier wird deutlich, dass vor allem die Älteren in der Untersuchungsgruppe (16 - 19 Jahre) über mindestens zwei Profile verfügen, was darauf zurückzuführen ist, dass sie schon länger SNS nutzen und dass sich die Vorlieben des/der Freundeskreis(e) oder der Peergroup für verschiedene SNS im Laufe der Jahre immer wieder geändert hat bzw. sind im Laufe der Jahre neue SNS hinzugekommen, was ebenfalls die Mehrfachnutzung rechtfertigen kann. Ein dritter Grund kann sein, so die Autoren der Studie, dass eine Person in mehreren Freundeskreisen vertreten ist und diese verschiedenen Freundeskreise wiederum in unterschiedlichen SNS verkehren. So ist es beinahe unumgänglich, sich mehrere Profile anzulegen, will man seine Kontakte pflegen.

62,2% (vgl. ebd., S.62) geben an, die SNS, in denen sie vertreten sind, täglich zu nutzen, 21,2% machen dies mehrmals die Woche. Somit kann man feststellen, dass, summiert man die Nutzung, 83,4% aller Befragten SNS mehrmals wöchentlich nutzen, wobei kein Unterschied zwischen den Altersgruppen oder den Geschlechtern festgestellt werden konnte. Hier deckt sich das Ergebnis für Österreich fast vollständig mit den Daten, die in Deutschland und der Schweiz erhoben wurden. Das beliebteste, zumindest am häufigsten genutzte SNS-Angebot ist „Netlog“ (38,7%), gefolgt von „Facebook“ (25,9%) und „MySpace“ (23,3%).

8.3.4 SNS als Plattform, auf der soziale Kontakte geknüpft werden - Kommunikationsformen im Internet nach Susanne In der Smitten

Bei der Kommunikation im Internet stellt In der Smitten in einem ersten Schritt die Begriffe Interaktion und Interaktivität gegenüber, in dem sie feststellt, dass die Interaktivität im Internet immer bedeutender wird.

„Die Interaktion von handelnden Personen ist als Prozess begrifflich zu unterscheiden von der Interaktivität als dem Potential eines genutzten Mediums.“ (In der Smitten 2007, S. 70; vlg. nach Scherr/Peuckert 2003, S. 155f)

Interaktion kann allgemein als die Handlung mindestens zweier oder mehrerer Personen sein, die ihr Handeln aufeinander beziehen. Sie ist grundsätzlich durch zwei Züge gekennzeichnet: Aktion und Reaktion. Die Interaktivität hingegen ist vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass die Informationen nicht in einer strengen Reihenfolge in oder über ein Medium organisiert sein müssen, der Nutzer kann nach seinem eigenen Ermessen die Informationen rezipieren und darauf reagieren – oder auch nicht. Die Nutzer interaktiver Medien können durch ihr Nutzungs- und Zugriffsverhalten selbst entscheiden, wie sie mit den zur Verfügung gestellten Informationen umgehen.

Ein zweiter sehr wesentlicher Aspekt ist aber neben der technischen Interaktivität die der sozialen Interaktivität, die überall dort vorherrscht, wo die Interaktion zwischen zwei oder mehreren Personen zum einen ermöglicht oder zum anderen gar erleichtert wird.

„Dieser Grad der Interaktivität variiert insofern zwischen den verschiedenen Kommunikationsformen des Internets, als die Kommunikationsbeiträge unterschiedlich präzise an bestimmte Personen adressiert werden und eine Antwort hinsichtlich ihres Ob und Wann unterschiedlich üblich ist.“ (In der Smitten 2007, S. 70)

Daraus resultieren auch diverse Formen der Kommunikation über das Internet, wobei man für die vorliegende Arbeit im Hinblick auf Social Network Sites grob zwei unterschiedliche festmachen kann. Zum einen findet man die sogenannte „One-to-Many“-Kommunikation, die sich im Wesentlichen dadurch auszeichnet, dass eine einzelne Person sich an mehrere andere Personen wendet. Zum anderen herrscht auch die „Many-to-Many“-Kommunikation vor, wobei bereits aus der Bezeichnung ersichtlich ist, dass sich mehrere Personen mit mehreren anderen Personen (vgl. eine Diskussion) unterhalten/sie miteinander interagieren.

In Anlehnung an die Graphik über verschiedene Kommunikationsstrukturen im Internet, die Susanne In der Smitten als Grundlage für ihre Ausführungen verwendet, sollen in einer eigenen Darstellung die Kommunikationsvarianten „One-

to-Many“ und „Many-to-Many“ angewendet auf die Social Network Site Facebook beschrieben werden.

	One-to-Many	Many-to-Many
Chat	Oder auch eher One-to-One, es besteht allerdings die Möglichkeit, mit mehreren Personen zu chatten. Aber es ist keine One-To-Many Kommunikation im klassischen Sinne. Die Gruppe, an die man sich wendet, ist überschaubar und dem Chatter bekannt.	
Nachricht/Instant Message	Vergleichbar mit dem Chat, wobei es hier durchaus der Fall ist, dass sich der Sender der Nachricht an ein disperses und ihm (persönlich) nicht bekanntes Publikum wendet.	Many-to-May ist beim Fall der Nachrichten zwar seltener der Fall, aber durchaus möglich. Wenn sich mehrere Menschen mit demselben Anliegen über eine gemeinsame Nachricht an ein disperses Publikum wenden.
Veranstaltungen	Ein Veranstalter richtet sich mittels Online-Einladung an mehrere Personen, wobei er in den meisten Fällen die Adressaten kennt.	
persönliche Pinnwand	In diesem Fall kann man von einer One-to-Many Kommunikation sprechen. Zumindest dann, wenn der Eigner der persönlichen Seite alle Inhalte seines Profiles für jeden anderen Nutzer der SNS zugänglich macht. Es ist immer öfter der Fall, dass User ihre Profile nur für Freunde einsehbar halten und für ihnen unbekannte Nutzer sperren.	

Abbildung 3

In der Smitten beschreibt in weiteren Abschnitten ihres Buches diverse Funktionen des Internets, wie Chats, Mailinglisten, Newsgroups oder den Einsatz von Content-Management-Systemen, mittels derer Nutzer dieser Seiten auch selbst Inhalte erstellen können, ohne über ein spezielles technisches Vorwissen zu verfügen (*vgl. In der Smitten 2007, S. 69ff*). Alle diese Funktionen finden sich heute auch gebündelt und in ausdifferenzierter Form in den verschiedensten SNS und werden dort von den Nutzern auch täglich in unterschiedlicher Intensität verwendet. Diese

Kombination von unterschiedlichen Funktionen und Anwendungsmöglichkeiten ermöglichen es den aktiven Nutzern miteinander zu kommunizieren, selbst Informationen, Bilder, Videos und interessante Links online zu stellen und die Informationen anderer Nutzer zu kommentieren und zu diskutieren. Es ergeben sich so, aus der Fülle an Möglichkeiten, auch komplexere und im Hinblick auf die in der Literatur ausführlich beschriebenen Arten neuartige Formen der Kommunikation, Interaktion und Interaktivität. Die Neuerungen bestehen in dieser Hinsicht aus der eben beschriebenen Kombination der Kommunikationsmöglichkeiten (vgl. *In der Smitten 2007, S. 68ff*):

- *E-Mail*
- *Chat*
- *Gruppen oder Veranstaltungsseiten*: vergleichbar mit den von In der Smitten beschriebenen Newsgroups
- *Pinnwand oder Kommentarfunktionen*: vergleichbar mit der Beschreibung der Content-Management-Systeme bei In der Smitten; ohne spezielle technische Kenntnisse können die Nutzer eigene Texte oder andere Inhalte auf einer Internet-Seite platzieren und so für die anderen Nutzer sichtbar machen
- *Login, digitale Signatur*: auch hier lassen sich Vergleiche mit In der Smitten herstellen: die Nutzer und auch der Anbieter der SNS wollen wissen, wer diese Seiten noch nutzt und mit wem man es bei der (täglichen) Interaktion zu tun hat.
- *Erscheinungsbild des Kommunikationspartners*: In der Smitten spricht davon, dass dieses Erscheinungsbild nur in seltenen Fällen erkennbar wird, was aber auf SNS heute nicht mehr zutrifft. Wie bereits beschrieben ist es ein wesentlicher Bestandteil dieser Sites, dass jeder Nutzer ein eigenes persönliches Profil von sich einrichtet, wobei Fotos oder ganze digitale Fotoalben ein Hauptbestandteil sind. Somit ist also die Kritik In der Smittens, die soziale Komponente und somit der soziale Status würde durch ein Wegfallen des Erscheinungsbildes gemindert werden oder zum Großteil gänzlich wegfallen, zu einem wesentlichen Teil hinfällig.
„Falsch wäre [...] die Vorstellung, dass der soziale Status im sozialen Raum überhaupt keine Rolle spielt.“ (*In der Smitten 2007, S.76*)

Schlussendlich lassen sich nach unter anderem Gräf (2007), Rheingold (1994), Müller (2001) und In der Smitten (2007) zentrale Charakteristika „computervermittelter Kommunikationsprozesse“ (vgl. In der Smitten 2007, S.74) festhalten:

- Die Kommunikation ist nicht an gewisse Räume im geographischen Sinn gebunden.
- Sie verläuft überwiegend asynchron in dem Sinne, als dass der Nutzer nach seinen eigenen Interessen und Vorstellungen Informationen preisgeben oder kommentieren kann.
- Die Kommunikation ist „entkörperlicht“, da die (Kommunikations-)Partner nicht „kopräsent“ sind.
- Die Möglichkeiten sich auszudrücken, sind weitestgehend nur auf textlicher Basis möglich und somit auf die Texteingabe beschränkt.
- Die Kommunikation kann auch als „sozial offener“ bezeichnet werden, da „nicht auf äußerliche Zeichen auf den gesellschaftlichen Status des [oder der] Kommunikationspartners geschlossen werden kann“.
- Es besteht grundsätzlich die Möglichkeit der Anonymität, da der Nutzer, wenn er das wünscht, seinen Benutzernamen fälschen kann oder es auch vermeidet Bilder von sich online zu stellen.

8.4 Interaktivität

Der Begriff der „Interaktivität“ ist in der Umgangssprache der Menschen seit einigen Jahren fest verankert und wird vor dem Hintergrund der immer stetiger wachsenden Zahl der Internetnutzer auch immer häufiger verwendet. „Interaktiv sein“ ist heute ein Muss, auch wenn die Menschen, würde man sie nach der Bedeutung des Begriffs fragen, wahrscheinlich nicht wüssten, was damit gemeint ist. Aber es ist auch keinem zu verdenken, dass „Interaktivität“ auch auf der wissenschaftlichen Ebene nicht eindeutig festgemacht werden kann. Oder besser gesagt, es liegen in allen Bereichen der Wissenschaft unzählige Vorschläge vor, was Interaktivität ist und wie sie zu definieren ist. So zeigt Philomena Schönhagen in ihrer Arbeit „Soziale Kommunikation im Internet“ das weite Spektrum der Definitionsversuche diverse

Wissenschaftler auf, wobei für die vorliegende Arbeit nur ein Ausschnitt dieser Ausführungen Verwendung finden kann.

Sie beschreibt eingangs die Überlegungen, wonach Interaktivität beispielsweise bereits durch die Interaktion von Computer und Mensch alleine durch das Öffnen von Websites vorliegt.

*„Der Abruf von Informationen aus Datenbanken hat mit Interaktivität zunächst nichts zu tun. Allerdings werden in der kommunikationswissenschaftlichen Literatur nicht selten schon derart gesteigerte Wahlmöglichkeiten, wie etwa die Auswahl verschiedener Kameraperspektiven beim Fernsehen, als interaktiv angesehen.“
(Schönhagen 2004, S. 33)⁴*

Natürlich stellt man bei näherer Betrachtung dieser Aussagen fest, dass diese zu einer Zeit getätigt wurden, in der von der kommerziellen Nutzung sogenannter „Web 2.0“-Programme noch keine Rede war und sie somit an dieser Stelle auch keine nähere Erwähnung finden sollen, da sie als Basis für diese Arbeit als nicht geeignet erachtet werden. Im Laufe der Zeit, einhergehend mit der steigenden Nutzung und Erweiterung der Internetangebote, wurden auch die Begriffsdefinitionen modifiziert und erweitert. Wobei jene von Carrie Heeter (1989) noch vor dieser technischen Entwicklung entstanden ist, greift sie bereits weiter als die Mitte der 90er Jahre etablierten Definitionen. Sie zeigt darin aber bereits sechs Faktoren auf, die „Interaktivität“ charakterisieren, so dass sie auf „Interaktivität“ in Bezug auf Social Network Sites (SNS), wie Facebook eine ist, anwendbar scheinen (vgl. Schönhagen 2004, S. 38, vgl. nach Heeter 1989):

- **der Nutzer hat die Möglichkeit auszuwählen**

In Bezug auf Social Network Sites angewendet bedeutet diese Dimension, dass der Nutzer die Wahl hat, mit wem er kommuniziert und auf welchem Weg (Chat, über das Profil eines anderen, über Instant Messages etc.) er das ausführt.

- **Nutzungsaufwand**

⁴ zitiert nach Jäckel (1995): Interaktion. Soziologische Anmerkungen zu einem Begriff, In: Rundfunk und Fernsehen, 43. Jg., Heft 4, S. 473; Bezug nehmend auf Harms/Voermanek 1994, S. 241

Um eine SNS in ihren Grundfunktionen nutzen zu können, bedarf es keines großen Aufwandes, da diese Seiten speziell für technische Laien konzipiert wurden. Würde es zu großen Anstrengungen bedürfen, diese Seiten zu nutzen und über sie zu agieren und zu kommunizieren, würden sie bis heute nicht den enormen Zuspruch bekommen haben, der sich in den Nutzungszahlen widerspiegelt.

- **Grad der Antwortfähigkeit des Systems**

Dieser Punkt trifft nicht zu einhundert Prozent auf SNS-Anwendungen zu, da nicht das System (also die Seite selber) reagiert bzw. antwortet, sondern das Gegenüber des Nutzers, also ein anderer Nutzer, der ebenfalls vor dem Computer sitzt. Betrachtet man aber, um diese Dimension näher zu erläutern, den „anderen Nutzer / das Gegenüber“ als das System, so ist der Grad der Antwortfähigkeit sehr hoch, da SNS es erlauben, auf alles, was ein Nutzer (von sich) preisgibt, zu reagieren und es zu kommentieren.

- **die Mediennutzung kann durch den Nutzer kontrolliert werden**

Gerade bei SNS ist diese Dimension sehr stark ausgeprägt, da der Nutzer nicht nur durch gewisse Einstellungen seine Privatsphäre schützen kann, sondern auch eigenständig kontrollieren kann, wie er mit dem Medium (der SNS) umgeht und wie intensiv und weitreichend seine Mediennutzung ist.

- **der Nutzer hat die Möglichkeit eigene Informationen hinzuzufügen**

SNS funktionieren nach genau diesem Prinzip. Die Nutzer legen ein persönliches Profil an, auf dem sie schließlich neben Informationen auch Bilder und Videos von sich oder beispielsweise ihres Lieblingsschauspielers veröffentlichen können. Die Nutzer alleine bestimmen also, welche Informationen auf die SNS gelangen und füllen dadurch die eigentlich leere Maske der Seite erst mit Inhalt.

- **die interpersonale Kommunikation wird vereinfacht**

Diesem Punkt ist grundsätzlich keine nähere Erläuterung mehr hinzuzufügen, da sie für sich selbst spricht. Durch Chat, Instant Messages, Pinnwandeinträge und alle weiteren Anwendungen von SNS ist eine eindeutige Vereinfachung der interpersonalen Kommunikation gegeben.

8.5 Massenmedien und kultureller Wandel

Die Definition und Geschichte der (Massen)Medien ist nun in einem ersten Schritt erfolgt. Im Zusammenhang mit der Arbeit ist es aber auch notwendig, sich der Bedeutung des medialen Wandels für die kulturelle und soziale (Weiter-)Entwicklung der Gesellschaft und des einzelnen Menschen zuzuwenden und sie genauer zu betrachten. Siegfried Schmidt hat sich in seinem Werk „Kognitive Autonomie und soziale Orientierung“ mit diesen Entwicklungen und den aus dem Wandel der Medien resultierenden Folgen auseinandergesetzt und stellt die Meinungen und Erkenntnisse bedeutender Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen einander gegenüber, um daraus schließlich eigene Schlüsse zu ziehen.

„Neue Medien schaffen neue Umwelten und damit neue Formen menschlicher Kommunikation.“ (Schmidt 1994, S.262)

Durch die Modifikation alter oder der Einführung neuer Medien werden die Menschen, also die Nutzer dieser Medien, dazu angehalten, sich mit ihnen vertraut zu machen und diese Medien in ihren Alltag zu integrieren. Der Mensch tut dies bereits seit Jahrhunderten und es ist wohl keine leere Vermutung, wenn man dem Menschen unterstellt, dass er sich gerade in Anbetracht der schnellen Entwicklung der Medien in den letzten Jahren daran gewöhnt hat, den Umgang mit neuen oder modifizierten Medien schnell zu erlernen und ihn täglich zu praktizieren. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Schmidt die These aufstellt, dass neue Medien auch unweigerlich neue Umwelten schaffen. Durch die technischen Entwicklungen,

speziell seit das Internet kommerziell Fuß gefasst hat, wurden immer neuere und einfacher zu bedienende Kommunikations- und Interaktionsräume geschaffen, die sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreuen. Gerade so genannte Social Network Sites, wie sie im vorangegangenen Kapitel näher ausgeführt und beschrieben werden, nutzen Millionen Menschen weltweit. Ausgehend von der Theorie Schmidts werden, das zeigt auch die eigene Erfahrung mit derartigen Kommunikationsmitteln, durch Social Network Sites die Kommunikationsräume dahingehend erweitert, als dass der Nutzer auch mit Leuten in Kontakt treten und bleiben kann, die am „anderen Ende der Welt“ wohnen. Sie können sich über Chats, persönliche Mails oder öffentliche Statusmeldungen verständigen. Der springende Punkt dabei ist aber, dass dies durch Social Network Sites Kommunikation potentiell immer möglich ist und der Nutzer heutzutage – auch bedingt durch technische Errungenschaften wie Mobiltelefone, die Internetverbindung haben – auch so gut wie immer online ist bzw. zumindest versucht, sehr oft online zu sein.

Kommunikation mit Freunden, Bekannten, aber auch Fremden ist über große Distanzen hinweg nahezu immer möglich und auch die Art, wie die Nutzer miteinander kommunizieren hat sich gewandelt: kurze Nachrichten oder Chat-Gespräche ersetzen immer öfter das persönliche Gespräch. Auch wenn manche Wissenschaftler die These vertreten, dass man über Social Network Sites (SNS) oft nur mit Leuten befreundet ist, die man auch aus dem „Offline-Leben“ kennt, so wird die Kommunikation über SNS dennoch immer wichtiger und ersetzt in vielen Fällen tatsächlich den Griff zum Telefon oder den gemeinsamen Kaffeehausbesuch – dabei spielen zeitökonomische Gründe auch eine Rolle. Durch das einfache Versenden einer kurzen Nachricht wird Aufmerksamkeit gegenüber seinen Freunden suggeriert und trotzdem raubt es dem Einzelnen weniger Zeit. Durch den medialen Wandel

„steht [es] heute wohl außer Frage, daß Veränderungen in den Kommunikationsmustern zu sozialem Wandel führen.“ (Schmidt 1994, S.262, zit.nach: Meyrowitz, 1987)

Den sozialen Wandel kann man, und dies wird in einem weitere Kapitel noch näher erläutert werden, insofern festmachen, als dass durch die neuen Medien und im Speziellen durch SNS eine vermehrte Interaktion zwischen den Kommunikationspartnern stattfinden kann und es durch eine gewisse Form der „Öffentlichmachung“ von Meinungen und Kommentaren auch dazu führt, dass man

sich als Nutzer dieser Seiten auch mehr mit dem Gegenüber auseinandersetzen kann und in gewisser Weise auch muss.

Philomena Schönhagen geht bei ihren Ausführungen auch der Frage nach, ob die Menschen durch die Kommunikation über das Internet wieder zum Versammlungsprinzip zurückkehren. Eine starke Öffentlichkeit, die sich zum Ideenaustausch durch Menschenansammlungen auf der Straße, in Kaffeehäusern oder in Vereinen etabliert hat, so zeigt die Geschichte, war schon oft der Stein des Anstoßes für einen gesellschaftlichen und sozialen Wandel. Diktatoren und totalitäre Systeme, wie beispielsweise der Nationalsozialismus eines war, haben Versammlungen dieser Art – auch das „Zusammenstehen“ auf der Straße – verboten, um den Menschen jede Möglichkeit zu nehmen, miteinander zu kommunizieren und sich im Zuge dessen gegen das System zu formieren. Doch im Europa des 21. Jahrhunderts dominiert das Prinzip der Demokratie das politische Feld, was auch die Versammlungsfreiheit in jeder Form garantiert. Der Ansatz, über das Internet könne eine neue Form des Versammlungsprinzips entstehen, ist es im Kontext der vorliegenden Arbeit durchaus wert, diskutiert zu werden. Ohne sich in einem ersten Schritt auf eine wissenschaftliche Basis zu beziehen, wirkt der Gedanke, im Internet eine starke virtuelle Öffentlichkeit zu bilden, die ihre Gedanken und Ideen schließlich auch in das „reale“ Leben übernimmt, durchaus schlüssig. Globale Vernetzung der Menschen ist eine wesentliche Aufgabe und Funktion, die dem Internet und im Speziellen Social Network Sites zugeschrieben wird, woraus sich durchaus eine neue Form des Versammlungsprinzips herausbilden kann. Man „versammelt“ sich auf Facebook oder in anderen Foren und tauscht seine Gedanken, Ideen und Anliegen aus.

Dem ursprünglichen Versammlungsprinzip liegt zum einen die Gleichzeitigkeit aber auch die räumliche Anwesenheit der Kommunikationspartner zugrunde, wodurch Kommunikation und die direkte Reaktion darauf möglich war. Technische Vermittlungssysteme, wie etwa der Telegraf, Live-Sendungen im Radio oder Fernsehen oder das Telefon, konnten diese wesentlichen Funktionen des Versammlungsprinzips nicht erfüllen, wobei das grundlegende Problem darin lag, dass die Gleichzeitigkeit der Kommunikation nicht gegeben war. Erst durch „neue“ Kommunikationsformen, die das Internet mit sich brachte, geriet das Prinzip der

Gleichzeitigkeit wieder immer mehr in den Mittelpunkt der Kommunikation. Mit der stetigen Weiterentwicklung der Vermittlungstechniken über das Internet – bis hin zum Webcam-Chat – kristallisierte sich immer mehr eine neue Form des Versammlungsprinzips im Sinne der gleichzeitigen Kommunikation der Kommunikationspartner heraus, ohne dass ihre körperliche und gleichzeitig räumliche Anwesenheit notwendig war (vgl. Schönhagen 2009, S. 191ff).

„Bei der Zurückgewinnung des Prinzips der Gleichzeitigkeit geht es aber um mehr als nur die zeitliche Parallelität von Aussage und Rezeption. Insbesondere wird damit auch die wechselseitige Mitteilung nicht anwesender Partner in zeitlich unmittelbarer Folge möglich, ähnlich wie in der Versammlungskommunikation, aber ohne die Bedingung der räumlichen Anwesenheit.“ (Schönhagen 2009, S.193)

Neben der Gleichzeitigkeit der Kommunikation ist ein zweiter wesentlicher Faktor kennzeichnend für das traditionelle Versammlungsprinzip: die Mediengleichheit. Während das traditionellste aller Medien die Sprache ist, hat sich im Laufe der Zeit die Mediengleichheit zurückentwickelt bis zu jenem Punkt, an dem nur noch wenige Menschen die Medien beherrschten und die Informationen für die breite Masse stark vorselektiert wurde - beispielsweise durch Fernsehjournalisten oder Zeitungsinhaber. Doch mit der Weiterentwicklung des Internets und der Möglichkeiten, über das Internet zu kommunizieren, war wieder eine Annäherung an die Mediengleichheit möglich. Vor allem die immer einfacher gewordene Handhabung der Kommunikationsmöglichkeiten, die das Internet bietet, macht

„eine partnereigene bzw. partnerunabhängige Vermittlung öffentlicher Kommunikation in einem vorher nicht gekannten Ausmaß möglich.“ (Schönhagen 2009, S. 194)

Vor allem Facebook – der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit – erfüllt die beiden wesentlichen hier angeführten Kriterien, die einem „neuen Versammlungsprinzip“ zugrunde liegen: die gleichzeitige Kommunikation von zumindest zwei oder mehreren Kommunikationspartnern ist beispielsweise im Chat oder auch durch die Kommentarfunktion auf Pinnwänden möglich. Jeder Kommunikationspartner hat binnen Sekunden die Möglichkeit, seine Reaktionen zu „posten“. Und auch das Kriterium der Mediengleichheit kann als erfüllt angesehen werden, da den Usern dieser SNS jeweils die gleichen Möglichkeiten zu reagieren

zur Verfügung stehen und der Umgang mit dieser SNS so einfach ist, dass ihn sich der Nutzer binnen kürzester Zeit aneignen kann.

9 Der Konstruktivismus

9.1 Identitäts- und Nationenbildung durch Konstruktivismus

„Gerade weil Erkenntnissysteme selbstreferentiell geschlossen sind, vermögen sie sich erfolgreich von der Umwelt abzugrenzen. [...] Erkennende Systeme konstruieren Wirklichkeiten, deren Bezug zur Realität unterstellt, aber nicht belegt werden kann (vgl. Luhmann 1990). Im Bereich der Sozialisation führt eine radikal-konstruktivistische Erkenntnistheorie selbstreferentiell geschlossener Systeme konsequenterweise zu einer Theorie der Selbstorganisation.“ (Suttner 2009, S. 39)

Diesen Ausführungen zu Folge geht der radikale Konstruktivismus davon aus, dass Organismen, also die Menschen, sich selbst organisieren und damit auch sich selbst erhalten, weil sie ihre Operationen – ihre Handlungen – auf sich selbst beziehen, sie also selbstreferentiell sind. Das soll bedeuten, dass die Wahrnehmung eines Menschen nicht der äußeren Realität, der Realität der Umwelt, entspricht, sondern viel mehr eine durch kognitive Vorgänge konstruierte Wahrnehmung ist. Manche Überlegungen gehen auch so weit, dass sie behaupten, das Gehirn alleine sei das erkennende System, es deutet neuronale Signale und konstruiert so eine Wahrnehmung, die der äußeren Realität nicht entspricht (vgl. Suttner 2009, S. 38ff).

Grundlegend kann formuliert werden, dass also die äußere Umwelt, die uns Menschen umgibt, vom Einzelnen so nicht erkannt werden kann, wie sie sich tatsächlich darstellt. Sie wird wohl wahrgenommen, aber im gleichen Schritt auch mit eigenen und innewohnenden Assoziationen und Interpretationen angereichert, so dass der Mensch nur sein eigenes Konstrukt wahrnimmt, ohne sich dessen aber bewusst zu sein.

„Zwar kann man unterstellen, dass Erfahrungen etwas mit einer äußeren Realität zu tun haben, man kann es aber nicht wirklich überprüfen.“ (Sutter 2009, S.42)

Sutter fasst in diesem einen Satz zusammen, was beispielsweise auch Maturana schon festgestellt hat: Der Mensch weiß um seine neuronalen Konstruktionen nicht Bescheid, deshalb ist es auch nicht möglich zu unterscheiden, was beispielsweise Wahrnehmung oder Illusion ist. Illusion ist im Zusammenhang mit der vorliegenden

Arbeit nicht der richtige Begriff, viel mehr sollte man sagen, dass die Menschen nicht unterscheiden können, was Wirklichkeit und konstruiertes Weltbild ist. Das soll bedeuten, dass die Menschen nicht wissen, dass sie sich ein eigenes Weltbild konstruieren, innerhalb dessen sie fremden Gemeinschaften oder Nationen unbewusst Eigenschaften zuschreiben und diese auch für wahr erachten, obwohl sie in der äußeren Wirklichkeit wahrscheinlich gar nicht in dieser Form existieren. Als Illusion kann hier also das konstruierte Weltbild mit den zugehörigen Charakterzuschreibungen bezeichnet werden.

Es empfiehlt sich an dieser Stelle eine kurze Unterscheidung dessen zu skizzieren, was man im Konstruktivismus unter „Wirklichkeit“ und „Realität“ versteht. Auch um der Abgrenzung zur Abbildtheorie Genüge zu tun, sollte dieser kurze Exkurs unternommen werden, da die Abbildtheorie wie schon kurz angeschnitten besagt, dass die äußere Realität so wahrgenommen und erkannt werden kann, wie sie „wirklich“ ist.

9.2 Wirklichkeit vs. Realität

Tilmann Sutter (2009) fasst die Unterscheidung von Wirklichkeit und Realität sehr deutlich und kurz zusammen, sodass man eine relativ klare Grenze zwischen diesen beiden Begriffen im Zusammenhang mit dem Konstruktivismus ziehen kann. Den Vorreitern des radikalen Konstruktivismus, wie von Foerster, Maturana, von Glasersfeld oder auch Piaget folgend, stellt Sutter in erster Linie fest, dass jene Außenwelt real ist, die ohne kognitive Konstrukte existiert. Es kann aber nicht der Anspruch erhoben werden, diese Realität je wirklich erkennen geschweige denn beweisen zu wollen (*ebd. vgl. S. 42f*).

„Die Realität wird zur Wirklichkeit des erkennenden Systems: Die Wirklichkeit ist das, was wir für real halten mögen, tatsächlich aber nur ein Resultat unseres konstruktiven Erkenntnisprozesses. Die Außenwelt ist nur als beobachterabhängige Wirklichkeit, nicht aber als Realität zugänglich.“ (Sutter 2009, S. 43)

Es ist eine Erkenntnis für den erkennenden Organismus durchaus „wahr“, auch wenn der direkte Realitätsbezug der konstruierten Wirklichkeit weichen muss.

„Gerade weil Erkenntnissysteme selbstreferentiell operieren, sind wahre Erkenntnisse möglich.“ (Sutter 2009, S. 44)

Die selbstreferentiellen Systeme, also die Organismen, sind durchaus in der Lage, mit ihrer Umwelt in Beziehung zu treten und sie zu erkennen, aber eben auf einer konstruktivistischen Ebene.

Der Konstruktivismus soll hier als eine theoretische Säule dienen, mit deren Hilfe dargestellt werden soll, wie die Menschen sich ihre Wirklichkeit bzw. ihre Realität, in der sie leben, konstruieren (können). Die unterschiedlichen Strömungen, die der Konstruktivismus im Laufe der Jahre und Jahrzehnte hervorbrachte, sind hier nicht alle in ihrem vollen Umfang darzustellen, was im Grunde aber auch als nicht notwendig erachtet wird. Im Folgenden werden die grundlegenden Aspekte dieser Denkrichtung aufgezeigt und in den Kontext der dieser Arbeit zu Grunde liegenden Forschungsfragen gestellt, um ein theoretisches Fundament für die am Ende stehende Beantwortung eben dieser zu schaffen.

„Die Menschen werden in eine historisch entstandene soziale und kulturelle Außenwelt hineingeboren. Das Vermögen eines Zuganges zu dieser Außenwelt bringen sie aber nicht schon von Natur aus mit, sie müssen es ontogenetisch erst ausbilden.“ (Sutter 2009, S. 14)

Betrachtet man Nationen im Kontext mit Stereotypen und Vorurteilen, gewinnt man die Erkenntnis, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft, wie es eine Nation im Großen auch ist, einer gemeinsamen Kultur und Geschichte, die den Anspruch erhebt, wahr zu sein und der Realität zu entsprechen, teilen. Doch betrachtet man diese Kultur und Geschichte genauer, wird man erkennen, dass gerade die tradierte Geschichte kein Abbild der Realität ist, sondern mit sinnstiftenden Aspekten angereichert ist.

„Vielmehr ist davon auszugehen, daß sich im Prozeß der Kommunikation zwischen Individuen, die über eine gemeinsame biologische Ausstattung und ähnliche Sozialisation verfügen, partielle Parallelisierungen ihrer kognitiven Systeme herausbilden, wodurch konsensuelle Bereiche entstehen und vergleichbare Wirklichkeitsmodelle erzeugt werden.“ (Nünning 1992, S. 96)

Dies manifestiert sich schließlich auch im Vorhandensein von Vorurteilen und Stereotypen, die – wie schon ausgeführt wurde – zur Abgrenzung gegenüber

anderen Nationen oder Gemeinschaften herangezogen werden. Gleichzeitig dient die Kultur und Geschichte einer Gemeinschaft auch dazu, die Mitglieder zusammen zu schweißen.

Diesem Kapitel liegt auch die Annahme zugrunde, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft, wenn diese wiederum, betrachtet man sie vor dem Hintergrund des radikalen Konstruktivismus, ein selbstreferentielles System darstellt, ihre Erkenntnisse und Wahrnehmungen durch dieselben oder zumindest sehr ähnliche Parameter konstruieren. Daher kann man davon ausgehen, dass durch die gemeinsame Kultur und Geschichte einer Nation oder Gemeinschaft gerade im Hinblick auf die Wahrnehmung von sich selbst und den „anderen“ / dem „Fremden“ ähnliche „Wahrheiten“ konstruiert werden. Auf diesen Wahrheiten fußt eine ganze Gemeinschaft, sie wird von ihnen gestützt, und führt auch dazu, dass sich die Gemeinschaft nach daraus resultierenden Denkmustern ausrichtet und sich so von anderen Gemeinschaften abgrenzt.

„[Ideas] are the means by which we perceive, understand, judge, or manipulate our experiences and our lives. The meaning we give to our actions, what Durkheim called the ‚social facts‘, form the very structure of our social world. They make social behaviour not just comprehensible but possible. [...] The meanings we give are public ones, and they are defined and delimited by the conventions and language of the culture of the time. It is in this sense that culture or ideology creates behaviour.“ (Nünning 1992, S. 100⁵)

Zur Kultur einer Gemeinschaft gehört auch die Abgrenzung zu anderen Gemeinschaften, was wiederum über Vorurteile und Stereotype geschieht. Sie legen (ideologische) Grenzen fest, die sich oft, aber nicht immer, auch in geografischen Grenzen widerspiegeln, aber zumindest eine Gemeinschaft als solche definieren. Diese Grenzen nun wieder aufzuweichen oder gar aufzubrechen ist nicht einfach, auch deshalb, weil den Menschen in den meisten Fällen auch gar nicht bewusst ist, warum sich Grenzen aufgebaut haben. Doch unter besonderen Umständen und über einen Zeitraum, der lange genug ist, ist ein solches Aufbrechen durchaus möglich.

Nünning stützt ihre Ausführungen grundsätzlich auf den Konstruktivismus, wobei der Fokus auch gleichzeitig auf dem Änderungsverhalten der Menschen bezüglich ihrer

⁵ zit.nach: G.S. Wood, „Ideology and the Origins of Liberal America“, In: William and Mary Quarterly 44 (1987), 628-640, S. 631

individuellen Einstellungen liegt, das sie als Basis für die das Herausbilden des Weltbildes der Menschen sieht. Erklärungen für den Willen oder anders formuliert der Nicht-Willen des Menschen, seine grundlegenden Einstellungen gegenüber der Welt zu ändern, findet man unter anderem in den Forschungen Jean Piagets. Er geht davon aus, dass „übereinstimmende Beziehungen zwischen den verschiedenen Einstellungen als angenehm erlebt werden“ (Nünning 1992, S. 106), wobei Widersprüchlichkeiten nur in geringem Maße toleriert werden (können). Der Mensch empfindet es als angenehm, wenn er neue Erfahrungen und neue Erkenntnisse, die er aus der Umwelt aufnimmt, in seine gewohnten Denkmuster und Einstellungsstrukturen, also in ein bereits existierendes Wirklichkeitsmodell einbetten kann, als neue Einstellungen zu generieren.

„Größere Veränderungen im Wirklichkeitsmodell sind nur zu erwarten, wenn sich zentrale Einstellungen verändern, die als subjektiv sehr wichtig empfunden werden. [...] tiefgreifender Wandel ist demnach weniger durch Modifizierung einzelner Einstellungen bestimmt, als durch die Veränderung der Beziehungen zwischen ihnen.“ (Nünning 1992, S. 106)

Vera Nünning will anhand dieser Aussage vermitteln, dass sich die Menschen nur gegenüber großen und für sie wesentlichen Dingen, wie der Auffassung von Religion oder des Selbstbildes, ihr Weltbild zu modifizieren bereit sind.

Auch der Zeitfaktor spielt in diesem Zusammenhang eine wesentliche Rolle. Die Menschen wollen ihr gewohntes Weltbild, auch in Verbindung mit ihren Einstellungen, so lange wie möglich unverändert beibehalten, weil jede Änderung oder jede Diskrepanz als störend oder zumindest unangenehm empfunden wird. Daraus lässt sich ableiten, dass dies auch der Grund dafür ist, warum Weltbilder und Einstellungen gegenüber der Umwelt auch über mehrere Generationen hinweg erhalten und weitergegeben werden.

Aber nicht jeder Mensch hat seine ganz individuelle Einstellungen und ein „persönliches“ Weltbild, das sich zu jenen der einzelnen Mitmenschen unterscheidet. Es ist viel mehr der Fall, dass ein bestimmtes Weltbild in einer großen Gemeinschaft oder auch in mehreren Gemeinschaften geteilt wird und die Menschen, die sich als Teil dieser Gemeinschaft(en) bezeichnen, demnach auch dieselben Einstellungen teilen. Diese Weltbilder können auch unterschiedlich weit verbreitet und unterschiedlich intensiv ausgeprägt sein. Das römisch-katholische Weltbild ist

beispielsweise in Amerika und Europa weit verbreitet, wobei politische Weltbilder von Nation zu Nation unterschiedlich sein können.

Dennoch ist es grundsätzlich möglich, dass sich jedes Weltbild über Kurz oder Lang verändert, bzw. die Beziehungen der Einstellungen, die ein Weltbild mit sich bringt, sich verändern.

Für die vorliegende Arbeit sind diese Feststellungen, die Nünning in ihrem Aufsatz trifft, von zentraler Bedeutung, da sie im Zusammenhang mit einer zentralen Forschungsfrage stehen. Es lässt sich an dieser Stelle die allgemeine Aussage festhalten, dass sich auf Basis grundlegender und stetiger Veränderungen in der (Um)Welt auch die Einstellungen der Menschen immer weiter gewandelt haben, was in letzter Konsequenz, wenn die neuen Eindrücke nicht mehr mit den gewohnten Einstellungen in Einklang zu bringen sind, auch zu einer Modifizierung des Weltbildes führen, was wiederum neue Einstellungen mit sich bringt.

Dieser Kreislauf kann nun auch auf die Grenzsituation zwischen dem Waldviertel und Südböhmen (Südschechien) angewendet werden.

Es wird nun von der Annahme ausgegangen werden, dass auch im zu untersuchenden Grenzgebiet zwischen dem Waldviertel und Südböhmen, eine Modifizierung der Einstellungen und des Weltbildes innerhalb beider Gemeinschaften hinsichtlich einer nachbarschaftlichen Annäherung stattfinden kann. Jedoch ist es vorauszusetzen, das zeigen auch die vorherigen Ausführungen, dass es einer gewissen Zeitspanne von einigen Jahren oder Jahrzehnten bedarf, bis sich ein derartiger Wandel feststellen lässt. Vor allem muss man in der zu untersuchenden Region auch die Tatsache berücksichtigen, dass es in der Geschichte beider Länder durchaus konträre Entwicklungen gab, die über weite Strecken von Krieg und Zerwürfnis geprägt waren. Erst in den letzten rund zwanzig Jahren kann man von einer längeren Periode des Friedens und der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung in dieselbe Richtung sprechen. Dies, die Zeit der - polemisch gesprochen - Ruhe und des Friedens, dürfte auch der Hauptgrund dafür sein, dass sich die Menschen erst jetzt mit der Pflege der Nachbarschaft auseinandersetzen.

9.3 Gedächtnistheorie

Die Gedächtnistheorie ist die letzte wesentliche Säule, auf die sich diese Arbeit stützt. Dies nicht zuletzt deshalb, weil auch schon in den vorhergehenden Kapitel ein theoretisches Fundament für die Erläuterung und das Verständnis um nachbarschaftliche Beziehungen zwischen zwei Nationen bzw. nationalen Gemeinschaften gelegt wurde. Die Gedächtnistheorie oder viel mehr die Theorie des kollektiven Gedächtnisses stellt hier die logische Ergänzung zu den vorherigen Ausführungen dar.

"Unser Erinnern ist nicht nur sozial, sondern auch kulturell determiniert, und andererseits ist Kultur nicht einfach Wissen wie jedes andere Wissen auch, sondern auf ein Selbstbild bezogen und insofern eine Form von Gedächtnis." (Assman 2005, S. 74)

9.3.1 kollektives Gedächtnis

Grundsätzlich liegt dieser Theorie die Annahme zugrunde, dass eine Gemeinschaft oder eine Gruppe, also ein Kollektiv, über ein gemeinsames Gedächtnis verfügt. So wie der einzelne Mensch ein subjektives Gedächtnis besitzt, ist auch eine Gruppe im Besitz von gemeinsamen Erinnerungen und daraus resultierenden Sinnzusammenhängen.

"Wir bewahren aus jeder unserer Lebensepochen einige Erinnerungen, die wir immer wieder reproduzieren, und durch diese hindurch hält sich wie in einer kontinuierlichen Verkettung das Gefühl der Kontinuität." (Halbwachs 1985, S. 132)

Das trifft, so der Begründer der Gedächtnistheorie Maurice Halbwachs, auch auf Gruppen oder Gemeinschaften zu, die aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit heraus ein Gedächtnis ausbilden, das jedes Mitglied der Gemeinschaft in sich trägt, über das sie aber gleichzeitig auch eine Form von gemeinsamer Identität generieren. Das gemeinsame, identitätsstiftende Gedächtnis ist aber nicht allumfassend und ohne zeitliche Grenzen – im Gegenteil. Es ist – das sagt einem der gesunde Menschenverstand – nahezu unmöglich die gesamte Vergangenheit einer Gemeinschaft in Form eines kollektiven Gedächtnisses zu erinnern, zumal eine Person teilweise nicht einmal das eigene Gedächtnis rekonstruieren kann. Ein weiterer Grund dafür, dass sich das kollektive Gedächtnis in einem stetigen Prozess

des Wandels befindet, ist, dass sich auch die Rahmenbedingungen eines solchen – gesellschaftliche, soziale und politische – in einem Prozess befinden, wie beispielsweise ein politischer Machtwechsel einen solchen Prozess darstellt.

"Die Gruppen, in denen sich früher Konzeptionen und Geisteshaltungen bildeten, die eine Zeitlang die gesamte Gesellschaft beherrschten, treten bald zurück und machen anderen Platz, die ihrerseits während einer bestimmten Zeit Sitten und Gebräuche bestimmen und die öffentliche Meinung nach neuen Modellen formen." (Halbwachs 1967, S. 50)

9.3.2 Trennung von Geschichte und Gedächtnis

Was im vorhergehenden Abschnitt nicht strikt durchgehalten wurde, fordert Halbwachs im Sinne einer umfassenden Definition des kollektiven Gedächtnisses vehement ein. Seinen Ausführungen nach ist eine strikte Trennung der Begriffe Geschichte und Gedächtnis unumgänglich, will man sich mit dem Phänomen des kollektiven Gedächtnisses auseinandersetzen.

Der zentrale Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen ist, dass die Geschichte einer Nation oder Gemeinschaft immer in irgendeiner Form aufgezeichnet ist, damit sie für spätere Generationen erhalten werden kann. Das Gedächtnis muss erst dann festgeschrieben werden, wenn es droht, vergessen zu werden. Alles, woran sich die Menschen erinnern können, und was sie selbst reproduzieren können, ist grob gesagt als kollektives Gedächtnis zu bezeichnen (vgl. Halbwachs 1967, S. 64f).

"[Sobald] die Erinnerung an eine Folge von Ereignissen nicht mehr eine Gruppe zum Träger hat [...] ist das einzige Mittel, solche Erinnerungen zu retten, sie schriftlich in einer fortlaufenden Erzählung festzuhalten [...]." (Halbwachs 1967, S. 66)

Zumindest zwei wesentliche Dinge unterscheiden das kollektive Gedächtnis von Geschichte: zum einen ist es eine, wie Halbwachs es bezeichnet, kontinuierliche Denkströmung, für die nur jene Inhalte der Vergangenheit beinhaltet, die für die Gruppe, die über das kollektive Gedächtnis verfügt, wesentlich sind. Im Gegensatz zur Geschichte, die möglichst alle Aspekte beinhaltet und über die Grenzen der Gruppe hinausgeht, was das kollektive Gedächtnis per definitionem nicht tut. Der zweite Punkt ist, dass es bedingt durch die Tatsache, dass es mehrere Gemeinschaften bzw. Gruppen gibt, auch mehrere kollektive Gedächtnisse gibt. Im

Gegensatz zur Geschichte, die ungeteilt bleibt und – wenn man vom Idealfall ausgeht – auch nur einmal existiert, da sie alle wesentlichen Aspekte der Vergangenheit umfasst⁶ (vgl. Halbwachs 1967, S. 68-71).

Jeder Gruppe oder Gemeinschaft, die sich - wie bereits in einem vorhergehenden Kapitel ausgeführt - als solche über gewisse Strukturen und Faktoren als solche definiert, verfügt also über ein kollektives Gedächtnis, das es ihr auch ermöglicht, sich von anderen Gemeinschaften abzugrenzen, weil diese – einfach gesprochen – wiederum über ein eigenes kollektives Gedächtnis verfügen. Dieses kollektive Gedächtnis bewirkt wiederum, dass es den "Besitzern" möglich ist, Operationen, die aus vergangenen Ereignissen resultieren, für laufende Operationen anzuwenden. Elena Esposito beschreibt daher das Gedächtnis als etwas, das "Redundanz und Varietät erzeugt" (Esposito 2002, S. 32).

9.3.3 das kollektive Gedächtnis im medialen Wandel

"Speziell gesellschaftliche Formen von Gedächtnis können nur dann ausgebildet werden, wenn Kommunikationstechnologien – Schrift, Buchdruck und schließlich, als letzte Errungenschaften, elektrische und elektronische Medien – zur Verfügung stehen." (Esposito 2002, S. 34)

Esposito geht bei der Definition des kollektiven Gedächtnisses also noch einen Schritt weiter und stellt die Behauptung auf, dass mit der Herausbildung immer besserer Kommunikationstechnologien auch die Entwicklung und Dynamik des kollektiven Gedächtnisses beschleunigt wurde. Sie stellt zwar keine Vermutungen darüber an, aber der Verdacht liegt nahe, dass die Dynamik des kollektiven Gedächtnisses eher in Richtung eines schnelleren Vergessens bzw. eines schnelleren Aufbaus eines neuen kollektiven Gedächtnisses geht, was vor allem durch die immer schnellere Entwicklung der Medien und Kommunikationstechnologien unterstützt wird.

Zusammenfassend kann man nun festhalten, dass jeder Mensch Mitglied verschiedenster Gemeinschaften ist, unter anderem ist er Teil einer Nation, die

⁶ Wie vollständig die Geschichte überhaupt sein kann und welche Faktoren bei der Unvollständigkeit eine Rolle spielen sei an dieser Stelle unkommentiert, da es für die vorliegende Arbeit unerheblich ist.

wiederum über ein gemeinsames Gedächtnis resultierend aus der Geschichte dieser Nation verfügt. Die Gemeinschaft an sich ist aber nicht Träger der Erinnerung, vielmehr sind es die einzelnen Mitglieder, die über diese Fähigkeit verfügen. Dadurch, dass sie sich an die Vergangenheit in derselben Weise erinnern und diese auch in derselben Weise auslegen, ergibt sich das kollektive Gedächtnis. Wenn sich der Bezugsrahmen der Gruppe bzw. der Gemeinschaft ändert – beispielsweise politische Umstrukturierungen – wird auch das kollektive Gedächtnis einer Änderung unterworfen. (vgl. *Frauenhuber 2002, S. 33*)

Es soll hier nur zur unmissverständlichen Unterscheidung vom kollektiven Gedächtnis vom Idealfall, also einer umfassenden und lückenlosen Geschichte, ausgegangen werden.

10 Methoden

10.1 Forschungsfragen

Ist durch den Einsatz "neuer Medien" eine Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges zwischen Südschechien und dem Waldviertel im Sinne einer nachbarschaftlichen Annäherung möglich?

Diese forschungsleitende Frage liegt dieser Arbeit zu Grunde und soll im Folgenden mittels Experteninterview und Online-Fragebogen beantwortet werden. Mit dem Begriff „neue Medien“ wird im konkreten Fall eine Facebook-Seite bezeichnet, deren Betreiber es sich zur Aufgabe gemacht haben, den grenzüberschreitenden Dialog in der Region Waldviertel / Südschechien zu intensivieren. Um aber auch eine fundierte Antwort auf diese sehr allgemeine und weit greifende Fragestellung geben zu können scheint es sinnvoll, präzisere Forschungsfragen zu formulieren, deren Beantwortung eindeutig zu bewerkstelligen ist. Diese sollen in einem letzten Schritt wiederum eine Antwort auf die forschungsleitende Frage möglich machen.

10.2 methodisches Vorgehen

Wie bereits einleitend zum methodischen Teil erwähnt, sollen die oben angeführten Forschungsfragen mittels **Experteninterviews** und einem Online-Fragebogen beantwortet werden. Es stehen für die Erhebung zwei **Historiker** als Experten zur Verfügung, die beide für die "Waldviertelakademie" arbeiten und sich vorrangig mit der auch in dieser Arbeit thematisierten Grenzregion auseinandersetzen. Zuletzt stellten sie die Ausstellung "Stories – Kultur an der Grenze" zusammen, weiters folgt ein wissenschaftlicher Band, der die gemeinsame Geschichte Tschechiens und Österreichs in der Zeit von 1989 bis heute aufarbeitet. Sie sind also bedingt durch ihre beruflichen Tätigkeiten durchaus als Experten für die vorliegende Forschungsarbeit geeignet. Weiters ist Mag. Niklas Perzi, einer der Historiker, selbst aus dem Waldviertel und Frau Mag. Jitka Zimmermann eine gebürtige Tschechin, die

selbst erst vor ein paar Jahren durch ihre Heirat ins Waldviertel gezogen ist. Sie erfüllen also auch dadurch den Anspruch, Experten zu sein, da sie neben der wissenschaftlich-historischen auch aus zwei unterschiedlichen Perspektiven (der tschechischen und der österreichischen) Auskunft über die Thematik geben können.

Sie sollen vor allem die folgenden Gebiete abdecken:

- Die historische Entwicklung der Grenzregion mit Fokus auf politische und gesellschaftliche Entwicklungen.
 - Aus diesem Fragenkomplex, der im Leitfaden näher ausformuliert sein wird, sollen auch die für die Grenzregion wesentlichen historischen Einschnitte hervorgehen, die nach der Analyse der Interviews noch näher dargestellt werden sollen⁷.
- In wie weit spielen Vorurteile und Stereotype – der Theorie folgend – auch in diesem Gebiet eine Rolle?
- Kann man von Vergemeinschaftungs-Tendenzen im Grenzraum sprechen? Sind bereits Schritte in Richtung Annäherung getan worden?
- Woran kann man diese Annäherung erkennen?
- Ausblick auf die weitere Entwicklung unter der Bedingung einer engeren Vernetzung der beiden Nationen in der Grenzregion (gesellschaftlich, politisch, wirtschaftlich)

Zum zweiten soll in Bezug auf **"neue Medien"** ein **Experte** auf dem Gebiet der sozialen Netzwerke befragt werden, der selbst beruflich Unternehmen in Sachen Einsatz neuer Medien/Sozialer Netzwerke berät. Diese jahrelange Erfahrung ist Voraussetzung dafür, ihn als Experten für die Untersuchung heranzuziehen. Als Gegenpart wird eines der Vorstandsmitglieder des "KV Lepschi", der die zu untersuchende Facebook-Gruppe betreibt und betreut, ebenfalls im Rahmen eines Experteninterviews befragt werden. Er soll aus der Perspektive des Betreibers über Erfahrungen, Eindrücke und Vorstellungen sprechen, die er als Betreiber der

⁷ Da es zu weit führen würde, die ganze Geschichte der beiden Staaten seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 niederzuschreiben, sollen nur die von den Historikern als wichtig erachteten "Meilensteine" näher ausgeführt werden. Der Grundgedanke dabei ist, dass die Historiker aus ihrer wissenschaftlichen Tätigkeiten auch auf gesellschaftliche und soziale Umstände eingehen können, die wiederum mit der Heraus- oder Zurückbildung von Vorurteilen und Stereotypen einhergehen, was auch für die Forschungsarbeit ausschlaggebend ist.

Facebook-Seite gewinnen konnte bzw. sollte er auch einen Ausblick geben können, in welche Richtung die Bemühungen des Vereines im Allgemeinen und die Bestrebungen mittels Sozialen Netzwerken im Speziellen gehen sollen.

Grundgedanke bei der Gegenüberstellung dieser beiden Experten ist, dass jeder auf seinem Gebiet ein Experte ist, sie jedoch aus zwei verschiedenen Perspektiven Auskunft geben können. Der eine als Betreiber der Seite, der aus seiner Sicht Nutzen und Nachteile der Gruppe beschreiben kann. Der andere als Experte für Soziale Netzwerke, der allerdings auf Unternehmen spezialisiert ist, dessen Expertise aber durchaus auch auf die zu untersuchende Gruppe anwendbar ist.

Sie sollen auf die folgenden Problemstellungen eingehen:

- Was muss ein soziales Netzwerk bieten, um auch grundsätzlich Fremde einander näher zu bringen?
- Wie betreut man eine solche Facebook-Gruppe, die den Anspruch erhebt, zwei Staaten im Grenzgebiet zu vergemeinschaften?
- Welcher Grundgedanke liegt (bei der Gründung) einer solchen Gruppe zugrunde?
- Wie funktioniert eine Gruppe in einem Sozialen Netzwerk für Unternehmen und welche Schlüsse könnten daraus für die zu untersuchende Gruppe gezogen werden?

Die Leitfäden, die für die Experteninterviews konstruiert wurden, wurden aus den Forschungsfragen abgeleitet, um möglichst die gleichen Themen abzudecken. Jedoch wurden nicht allen vier Experten die exakt gleichen Fragen gestellt, da sich zum einen der Gesprächsverlauf in verschiedene Richtungen entwickeln kann, und zum anderen haben die vier Experten, wie bereits weiter oben beschrieben, unterschiedliche (berufliche oder private) Hintergründe, die bei der Leitfragenkonstruktion wiederum mitbedacht werden müssen. So kann die Frage nach gezielten Marketingstrategien für Soziale Netzwerke wie Facebook von einem Historiker nicht so ausführlich und konkret beantwortet werden wie von einem Social-Media-Experten. Das ist auch der Grund, warum die geführten Interviews in paraphrasierter und bereits kategorisierter Form im Anhang zu dieser Arbeit zu

finden sind. Es erscheint durchaus ausreichend, wenn das Datenmaterial bereits kategorisiert ist und so in einer nachvollziehbaren Form bereitgestellt wird.

Die **Online-Umfrage** soll schließlich die gesammelten Daten komplettieren. 406 Personen sind mit der Facebook-Gruppe "KV Lepschi" befreundet, sie stammen aus Tschechien und aus Österreich. Es soll der Online-Fragebogen an sie alle versandt werden, um auf die Forschungsfragen, die sich konkret auf die Nutzung der Gruppe beziehen, Antworten geben zu können. Dies sind vor allem die Fragen 1, 1.1, 1.2.1, 1.3, 1.4.

Die Stichprobe ergibt sich aus der Anzahl der befreundeten Facebooknutzer: Der Fragebogen wird an alle versandt (via Facebook) und auf der Seite des KV Lepschi gepostet, um möglichst viele Nutzer zu erreichen. Ziel soll es sein, zumindest ein Drittel der versendeten Fragebögen wieder retourniert zu bekommen. Dies scheint für die Erhebung ausreichend und ist ebenfalls ein realistisches Ziel, da die Rücklaufquote bei derartigen Fragebögen eher gering ist.

10.3 problemzentriertes Experteninterview

Bei dieser Form des Interviews handelt es sich um halboffene Befragungen von Experten, also von Menschen, die ihre besonderen Kenntnisse und Erfahrungen über/mit dem Untersuchungsgegenstand dem Interviewer zur Verfügung stellen. Gerade beim Experteninterview birgt die halboffene Verfahrensform, also ein Leitfadeninterview, viele Vorteile gegenüber der standardisierten geschlossenen Befragung.

"Das nicht-standardisierte Interview gestattet [...] die Standardisierung von Bedeutung als die der oberflächlichen Aspekte der Reizsituation; es ist insofern zuverlässiger, als es zu den lebensnäheren Antworten ermutigt; es ist elastischer." (Atteslander 1975, S.93)

Mit einem nicht-standardisierten Interview, bei dem der Interviewer lediglich einen Leitfaden zur Hand hat, um die Schwerpunkte der Befragung nicht aus den Augen zu verlieren, handelt es sich um eine qualitative Erhebungsmethode, bei der es im Grunde darum geht, neue Gesichtspunkte und Informationen rund um den

Forschungsgegenstand zu gewinnen (vgl. *Atteslander 1975, S 93f*). Es soll eine solche Erhebungsmethode den Befragten "möglichst frei zu Wort kommen" (*Mayring 2002, S.67*) lassen, um Eindrücke und Auskünfte über Zusammenhänge und Wirkungen in Bezug auf den Untersuchungsgegenstand zu gewinnen, die in weiterer Folge zu Hypothesen führen können, die im Rahmen weiterer Untersuchungen überprüft werden können (vgl. *Atteslander 1975, S.94*).

Mayring (2002, S. 68f) formuliert folgende Vorteile eines offenen Interviews:

- Es ist überprüfbar, ob man vom Interviewten überhaupt verstanden wurde.
- Die Befragten sind in der Lage, ihre subjektiven Perspektiven und Deutungen offen zu legen.
- Im Rahmen des Interviews können die Befragten selbst Zusammenhänge und größere kognitive Strukturen entwickeln.
- Es können auch die konkreten Bedingungen der Interviewsituation angesprochen/thematisiert werden.

10.3.1 Das Experteninterview

Die Methode des qualitativen Experteninterviews wird im Rahmen dieser Untersuchung zur Anwendung kommen, da es sich bei der vorliegenden Forschung um ein Feld handelt, das in dieser Form in der Vergangenheit noch kaum untersucht wurde. Das Experteninterview soll nun dazu dienen, sich thematisch und inhaltlich zu orientieren. Im Allgemeinen, so Bogner und Menz, kann man diese Erhebungsmethode "zur Schärfung des Problembewusstseins des Forschers oder auch als Vorlauf zur Erstellung eines abschließenden Leitfadens" (*Bogner, Menz 2009, S. 64*) heranziehen. Der Leitfaden, der das Interview strukturieren und lenken soll, ist im Vorfeld der Erhebung bereits erstellt worden, allerdings sollen aus den geführten Interviews mit Inhalten versehene Kategorien hervorgehen, die schließlich zur Beantwortung der Forschungsfragen herangezogen werden können.

Bogner und Menz stellen in ihren Ausführungen drei Formen des Experteninterviews vor, wobei die Form des Interviews, die für die vorliegende Arbeit als ideal erscheint, eine Mischform darstellt – eine Mischform aus dem explorativen und dem

theoriegenerierenden Experteninterview (Bogner, Menz 2009, S. 64-66).

- **exploratives Interview**

"[...] sollen möglichst offen geführt werden, doch empfiehlt es sich [...]zumindest zentrale Dimensionen des Gesprächsablaufs vorab in einem Leitfaden zu strukturieren."

- **systematisierendes Interview**

"[...] zielt auf systematische und lückenlose Informationsgewinnung [ab]. Der Experte wird hier also als in erster Linie als [...] Inhaber von spezifisch gültigen Kenntnissen gesehen [...]."

- **theoriegenerierendes Interview**

"[...] zielt im Wesentlichen auf die kommunikative Erschließung und analytische Rekonstruktion der ‚subjektiven Dimension‘ des Expertenwissens [ab]."

Ausgehend von diesen drei kurzen Darstellungen wird nun deutlich, dass im vorliegenden Fall ein exploratives Experteninterview mit einem theoriegenerierenden Charakter eingesetzt wird. Ein Leitfaden dient, wie bereits angesprochen, der Orientierung und Strukturierung des Interviews, wobei den Befragten möglichst viel Freiraum bei ihren Antworten zukommen soll. Am Ende soll jedoch keine Generierung eines Leitfadens stehen, sondern viel mehr die Möglichkeit, Antworten auf die Forschungsfragen zu geben und den theoretischen Hintergrund mit neu gewonnenen Untersuchungsergebnissen anzureichern.

"Maßgeblich für die Expertenschaft sind nicht nur die Informationen, über die der Experte exklusiv verfügt, sondern darüber hinaus die (zurechenbaren) Zuständigkeiten für problemlösungsbezogene Entscheidungen." (Pfadenhauer 2009, S. 101)

Die Literatur wirft auch immer wieder die Frage auf, wer als Experte bezeichnet werden kann bzw. was einen Experten zu einem eben solchen macht. Darauf kann aus konstruktivistischer Sicht festgehalten werden, dass "Experte-Sein"

"in dieser Perspektive über die Zuschreibung der Rolle seitens der Akteure [funktioniert], die an Aufklärung und Informationen, an ‚objektivem‘ Fachwissen interessiert sind." (Bogner, Menz 2009, S. 68)

Auch für die vorliegende Arbeit war ausschlaggebend, dass die Befragten entsprechendes Wissen über das Gebiet des Untersuchungsgegenstandes mitbringen und nicht, dass sie eine möglichst hohe Funktion in irgendeiner Organisation innehaben. Fachwissen aber auch wesentliche Praxiserfahrung und Orientierung am Alltag waren für die Auswahl der Experten ausschlaggebend.

"Er [der Forscher, Anm.] greift in der Regel auf jene Leute zurück, die sich zum einschlägigen Thema in der Fachliteratur einen Namen gemacht haben, die in entsprechenden Verbänden und Organisationen arbeiten und mit prestigeträchtigen Positionen [...] dekoriert sind, weil damit eine gewisse Gewähr verbunden ist, dass es diese Experten sind, die ‚wirklich‘ einen forschungsrelevanten Wissensbestand aufweisen." (Bogner, Menz 2009, S. 68)

Aus einem Experteninterview, wie auch immer ein solches inhaltlich ausgerichtet und ausgestaltet sein mag, gehen im Allgemeinen drei Formen von Expertenwissen hervor, die, je nach methodischen und theoretischen Ansprüchen, an Methode und Gegenstand unterschiedlich stark ausgeprägt sind (vgl. Bogner, Menz 2009, S. 70-72).

- **Technisches Wissen**

Dies stellt einen Wissensbestand dar, wo sich das Expertenwissen noch am ehesten vom Alltagswissen abhebt. Dieser Wissensvorsprung der Experten lässt sich durch die Systematik und die inhaltliche Spezifität vom Alltagswissen unterscheiden.

- **Prozesswissen**

Das Prozesswissen hat zu einem wesentlichen Teil die Form von "Erfahrungswissen aus dem eigenen Handlungskontext" (S. 71), weniger den Charakter des exklusiven Fachwissens. Der Experte verbringt den Großteil seiner Zeit auf und mit dem Gebiet, das der Forscher untersuchen will, wodurch er wiederum genauer Kenntnisse über sein persönliches Handlungsfeld hat, die für den Forscher von großer Bedeutung sein können. Abläufe, Strukturen, Prozesse, etc. des Handlungsfeldes des Experten fallen in die Kategorie des Prozesswissens.

- **Deutungswissen**

Diese Form des Wissens, das aus Experteninterviews hervorgeht, umfasst

"subjektive Relevanzen, Regeln, Sichtweisen und Interpretationen des Experten, die das Bild vom Expertenwissen als eines heterogenen Konglomerats nahelegen" (S. 71).

Der Forscher gelangt durch das Deutungswissen auf eine ideologische Ebene der Deutungsmuster, die wiederum die theoriengenerierende Eigenschaft von Experteninterviews untermauert.

Beim Wissen eines Experten, das er im Rahmen eines qualitativen Interviews preisgibt / preisgeben soll, handelt es sich nicht nur um reines Wissen, um einen Umstand oder ein Problem an sich, es geht weiter bis hin zur Kompetenz, mögliche Ursachen und Lösungsprinzipien für Probleme erkennen und analysieren zu können (vgl. Pfadenhauer 2009, S. 101)

Hier ist auch gleichzeitig die Abgrenzung zum "Spezialisten" aufgezeigt. Ein Experte verfügt über ein thematisch umfangreicheres und gleichzeitig auch tiefer gehendes Wissen als ein Spezialist. Deshalb ist es für die Forschung auch von zentraler Bedeutung, sich Expertenwissen und –meinungen zu Nutze zu machen, um Antwortmöglichkeiten auf wissenschaftliche Forschungsprobleme zu gewinnen.

"Eine Methodologie des Experteninterviews muss in Rechnung stellen, dass die Interaktionsstrukturen im Experteninterview notwendigerweise divergieren; sie sollten sich dem Prinzip ‚pluraler Methodik‘ verschreiben."
(Bogner, Manz 2009, S. 94)

Nun zusammenfassend eine einzig richtige Form des qualitativen Experteninterviews vorzustellen ist beinahe unmöglich und wird auch von vielen Autoren einschlägiger Fachliteratur als nicht zielführend bezeichnet. Vielmehr solle die Interviewführung, *"deren situationsspezifische Angemessenheit von der Kompetenz des Interviewers und dem Untersuchungsinteresse abhängt"* (Bogner, Manz 2009, S. 93) situationsangepasst verlaufen.

10.3.2 Das problemzentrierte Interview

Bei dieser Form des Interviews ist es, wie es auch beim Experteninterview der Fall ist, üblich, offene Fragen zu stellen, um dem Befragten möglichst viel Freiraum für seine Antwort zu bieten. Es soll sich im Laufe des Interviews ein offenes Gespräch ergeben, bei dem Interviewer und Befragter als gleichwertige Personen gelten, wobei der Interviewer immer wieder zum eigentlichen "Problem", also zum Forschungsgegenstand, zurückkehren soll. Dazu dient ihm der Leitfaden, der gewisse Fragen vorgibt, die aber auch während des Gespräches immer wieder abgewandelt und modifiziert werden können.

Das zentrale Problem, das ihm Zuge dieser Interviewform näher beleuchtet werden soll, wurde im Vorfeld vom Interviewer bereits analysiert, wobei sich der Interviewleitfaden eben auch im Zuge dieser Analyse ergeben hat. (*vgl. Mayring 2002, S. 67*). Der Leitfaden lässt offene Fragen zu, die im Zusammenhang mit problemzentrierten Interviews sehr wichtig sind, da sie "keine festen Antwortkategorien" enthält, der Befragte also offen und so ausführlich wie nötig antworten kann. Erst im Anschluss an die Befragung, die der Interviewer üblicherweise mittels Diktiergerät o.Ä. (das Einverständnis des Befragten vorausgesetzt) aufzeichnet, werden die Antworten bestimmten Kategorien zugeordnet.

Mayring fasst die drei wesentlichen Grundgedanken des problemzentrierten Interviews, die Witzel (1982, 1985) ausgearbeitet hat, wie folgt zusammen (*vgl. Mayring 2002, S. 68*):

- **Problemzentrierung**

Es soll an gesellschaftlichen Problemen angesetzt werden, wobei die objektivierbaren Aspekte des Untersuchungsgegenstandes vom Interviewer bereits im Vorfeld analysiert werden.

- **Gegenstandsorientierung**

Die Gestaltung des Interviews muss auf den jeweiligen Forschungsgegenstand zugeschnitten bzw. abgestimmt sein. Ein Übernehmen bereits vorgefertigter

Instrumente muss bei dieser Form der Erhebung vermieden werden.

- **Prozessorientierung**

Erst durch eine flexible Analyse der gewonnenen Daten kann das Problemfeld aufgearbeitet werden. Durch ein schrittweises Gewinnen und Überprüfen der Daten kristallisiert sich ein Untersuchungsergebnis heraus.

Der Ablauf eines problemzentrierten Interviews stellt sich in der Regel wie folgt dar:

Problemanalyse => Leitfadenkonstruktion => Pilotphase,
Leitfadenerprobung => Interviewdurchführung => Aufzeichnung

Das problemzentrierte Interview soll im Rahmen dieser Forschungsarbeit als Instrument für die Expertenbefragung dienen, da es den Ansprüchen einer solchen Erhebung genügen kann und es auch für die Behandlung des Forschungsgegenstandes ideal erscheint.

"Überall dort [...], wo schon einiges über den Gegenstand bekannt ist, überall dort, wo dezidierte, spezifischere Fragestellungen im Vordergrund stehen, bietet sich diese Methode an." (Mayring 2001, S. 70)

Außerdem scheint die Form des Leitfadens für die Befragung auch sehr günstig zu sein, da ein gewisser Grad an Standardisierung die Vergleichbarkeit mit anderen Interviews im Rahmen einer Forschung erleichtert und man sich auch als Interviewer immer wieder auf den Leitfaden beziehen kann. Generiert man bereits beim Erstellen des Leitfadens Kategorien, können diese auch im Anschluss für die Analyse herangezogen werden, was eine Erleichterung bei der Vorgehensweise darstellt.

10.4 Fragebogen, Online-Befragung

Neben dem Experteninterview soll auch ein Fragebogen jene Elemente des Untersuchungsgegenstandes erheben, die die Interviews nicht abdecken können. Es soll hier um die subjektiven Meinungen und Einstellungen der Facebooknutzer gehen, wobei es sinnvoller erscheint, diese per Fragebogen in die Untersuchung mit

einzubeziehen, als nur Experten für sie sprechen zu lassen.

Der Fragebogen ist in diesem Fall das geeignetste Instrument, um an die Facebooknutzer heranzutreten, da durch ihn viele User in einer relativ kurzen Zeit befragt werden können. Persönliche Gespräche zu führen würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen und gleichzeitig auch nur Sinn machen, würde man die Befragungen im Rahmen einer Langzeitstudie durchführen. Da in dieser Arbeit aber die momentane Einstellung des User zum Untersuchungsgegenstand im Zentrum steht, scheiden anderen Erhebungsformen aus.

"Neben der Erfassung von Einstellungen, Persönlichkeitsmerkmalen und Aspekten des Selbstkonzeptes ist es natürlich [...] auch möglich, in einem Fragebogen das Verhalten zu thematisieren." (Mummendey, Grau 2008, S20)

Im Rahmen der Untersuchung soll erhoben werden, wie die Facebooknutzer zu dieser Social Networking Site stehen und wie sie mit ihr umgehen und vor allem warum. Indem man die Einstellungen und auch das Selbstkonzept der Nutzer abfragt, kann man auf die grundlegende Frage, ob man Facebook zur Ausweitung des grenzüberschreitenden Dialoges heranziehen kann, Antworten geben.

10.4.1 Grundlegende Überlegungen zur Fragebogenerstellung

Bei der Erstellung eines Fragebogens sind viele Faktoren zu beachten und zu prüfen, bevor man mit der Erhebung im Feld beginnt. Zum einen müssen die Kategorien, die mit Hilfe des Fragebogens abgefragt werden soll, gegliedert und definiert werden, da man so den ersten Schritt zur Strukturierung getan hat. "Themenblöcke" sollen möglichst in aufeinander folgenden Fragen abgefragt werden, da *"der Befragte nicht zu ständigen Gedankensprüngen gezwungen wird."* (Atteslander 1975, S. 115) Außerdem stellt Atteslander noch fest, dass innerhalb der Themenblöcke die allgemeinen vor den speziellen Fragen gereiht sein sollen. Wobei er auch darauf verweist, dass Richardson⁸ et al postulierten, dass man auch jene

⁸ Zit. Nach: Richardson et al. (1965) Interviewing. Ist Forms and Functions. New York

Fragen, die für den Befragten interessanter seien, zu Beginn stellen muss. Die Befragten wären dann eher bereit auch Fragen zu beantworten, die sie als unangenehm oder uninteressant betrachten. (vgl. Atteslander 1975, S. 115f; Schnell 1999, S. 338) Außerdem ist bei der Reihung der Items, also der Fragen auch zu beachten, dass die Items (also die Fragen) immer in einem entsprechenden Kontext abgefragt werden, damit die Befragten die Fragestellungen auch richtig interpretieren und verstehen. Zum anderen ist bei der Fragebogenerstellung auch darauf zu achten, dass man redundante Fragen vermeidet (vgl. Mummendey, Grau 2008, S. 41) Schnell (vgl. 1999, S. 321) ergänzt noch das Kriterium der Überleitungsfragen: Fragenkomplexe bzw. Themenblöcke sollen mit Übergangsfragen verbunden werden und nicht isoliert nebeneinander stehen.

Weiters ist neben der Reihung der Fragen auch die Interpretation der Fragen (Items) von Bedeutung. Der Ersteller eines Fragebogens muss sich vor allem im Erstellungsprozess darüber im Klaren sein, dass die Fragen möglichst präzise gestellt werden müssen. Aus der Formulierung muss deutlich hervorgehen, was gemeint ist und vor allem muss sichergestellt sein, dass die Befragten die Frage auch gleich verstehen, um die Ergebnisse schließlich vergleichen zu können. Es ist also notwendig,

"dass man möglichst genau das fragen sollte, was man wissen will. Je konkreter die Begriffe formuliert sind, desto weniger Raum für Missverständnisse ist vorhanden." (Mummendey, Grau 2008, S. 40)

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll untersucht werden, inwieweit Facebook zur Verbesserung des grenzüberschreitenden Dialoges zwischen Südschweiz und Österreich eingesetzt werden kann. Daraus folgt, dass man die Einstellungen und Verhaltensweisen der Facebooknutzer in diesem Gebiet erfassen und abfragen muss, um konkrete Ergebnisse gewinnen zu können. Hierzu legten Schnell et al folgende Kriterien fest, nach welchen die Fragen für die Erhebung formuliert werden sollen (vgl. Schnell 1999, S. 303f):

- **Einstellungs-/Meinungsfragen**

sie beziehen sich auf den Aspekt der Wünschbarkeit bzw der positiven oder

negativen Beurteilung, die die Befragten mit bestimmten Statements verbinden. Traditionell verwendet man die Antwortmöglichkeiten "erwünscht/unerwünscht", "stimme zu/stimme nicht zu", "gut/schlecht",... Es kann, so die Autoren, die Wünschbarkeit eines Sachverhaltes also in der Fragestellung oder in der Antwortvorgabe ausgedrückt werden.

- **Verhaltensfragen**

Diese Form der Fragen bezieht sich im Grunde auf Handlungen und Verhalten der Befragten bzw. gibt sie Auskunft über die Überzeugungen der Befragten bezugnehmend auf ihr eigenes Verhalten. Ihr Fokus liegt auf dem eigenen Verhalten der Befragten bzw. auf ihren eigenen Erfahrungen.

10.4.2 Konstruktion des Fragebogens

Es sollen im Fragebogen, der für diese Untersuchung im Folgenden konstruiert wird, keine offenen Fragen gestellt werden, sondern ausschließlich geschlossene Fragen zur Anwendung kommen. Wobei darauf Bedacht genommen wird, dass die Befragten mehr als zwei Antwortmöglichkeiten haben sollen. Allerdings werden mehr als fünf Antwortmöglichkeiten als nicht sinnvoll erachtet, da die Befragten von der Teilnahme nicht abgeschreckt werden sollen - je mehr Antwortmöglichkeiten, desto mehr Zeit müssen die Befragten mit dem Fragebogen verbringen und desto weniger Lust haben sie, sich ihm zu widmen. Doch es gibt noch weitere Gründe, sich für mehrere Antwortmöglichkeiten zu entscheiden: Zum einen ist es für die Probanden meist angenehmer, mehr als zwei Antwortmöglichkeiten zur Verfügung zu haben, zum anderen muss man sehr genau überlegen, wie viele Möglichkeiten man den Probanden zur Verfügung stellt. Gibt man ihnen eine ungerade Anzahl von Antwortmöglichkeiten, sind sie dazu verführt, immer die mittlere Kategorie zu wählen, da diese meist die neutrale ist (*vgl. Mummendey, Grau 2008, S. 76*).

Es ist, so Mummendey et al sinnvoller, ihnen eine gerade Anzahl an Antwortmöglichkeiten zu geben, da sie sich so zumindest für eine positive oder negative Tendenz entscheiden müssen. Gerade bei der Konstruktion des für diese

Arbeit benötigten Fragebogens ist es wichtig, auf diesen Punkt zu achten, da es sich durchaus um ein sensibles Thema handelt, bei dem man als Forscher Gefahr laufen kann, die Probanden würden sich auf die neutrale Antwortkategorie flüchten, um dieses komplexe Gebiet nicht "kommentieren" zu müssen. Wobei es einen Unterschied ergibt, ob die Antwortmöglichkeiten ausformuliert werden (nie/selten/gelegentlich/oft/immer) oder ob sie durch Zahlen ausgedrückt werden (1/2/3/4/5). Verbale Formulierungen lassen eher eine ungerade Anzahl von Antwortmöglichkeiten zu, da der Befragte sich darunter mehr vorstellen kann als unter fiktiven Zahlen, die eine Gewichtung der Meinung des Probanden weniger leicht zulassen als ausformulierte Antworten.

Mummendey und Grau (2008) führen zwei Tabellen mit Antwortalternativen für 5- bzw. 7stufige Skalen an, die für die vorliegende Arbeit als durchaus brauchbar erachtet werden:

Häufigkeit	nie	selten	gelegentlich	oft	immer
Intensität	nicht	wenig	mittel-mäßig	ziemlich	sehr
Wahrscheinlichkeit	keinesfalls	wahrscheinlich	vielleicht	ziemlich wahrscheinlich	ganz sicher
Zustimmung	stimmt nicht	stimmt wenig	stimmt mittel-mäßig	stimmt ziemlich	stimmt sehr

Abbildung 4

Häufigkeit	Nie 1 2 3 4 5 6 7 immer oder selten 1 2 3 4 5 6 7 oft
Intensität	Gar nicht 1 2 3 4 5 6 7 sehr
Wahrscheinlichkeit	Keinesfalls 1 2 3 4 5 6 7 sicher
Zustimmung	Stimmt nicht 1 2 3 4 5 6 7 stimmt völlig

Abbildung 5

Die beiden eben angeführten Antwortmöglichkeiten werden im Rahmen der Fragebogenkonstruktion im Zentrum stehen und im Fragebogen Anwendung finden. Es scheint sinnvoll, den Befragten mehrere Antwortmöglichkeiten zur Verfügung zu

stellen, um ihnen auch einen gewissen Freiraum bei der Beantwortung einzuräumen, damit sie ihre persönlichen Einstellungen und Verhaltensformen bestmöglich zum Ausdruck bringen können. Offene Fragen werden jedoch vernachlässigt bzw. gar nicht angeführt, da ihre Beantwortung viel Zeit in Anspruch nimmt und so die Gefahr steigt, dass viele Probanden nicht antworten, weil sie die nötige Zeit nicht aufbringen wollen.

10.4.2.1 Beispiel-Frage

Warum haben Sie sich auf Facebook registriert? Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

A: Auf Facebook vertreten zu sein ist heutzutage eigentlich Pflicht (-)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

B: Ich kann über Facebook mit meinen Freunden ständig in Kontakt sein (+)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

C: Meine Freunde haben ebenfalls ein eigenes Facebook-Profil (-)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

D: Wenn man auf Facebook vertreten ist, kann einem kaum etwas entgehen (+)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

E: Wenn man Teil einer Gemeinschaft sein will, muss man auf Facebook vertreten sein (-)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

F: Bei Facebook vertreten zu sein erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl (+)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

G: Wenn man kein Facebook-Profil hat, hat man das Gefühl etwas zu verpassen (-)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

H: Facebook bietet die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen (+)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

I: Facebook nutze ich, weil heute kein Weg daran vorbeiführt (-)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

J: Wenn man auf Facebook aktiv ist, kann man sehr leicht neue Freunde finden (+)

Stimme voll und ganz zu / stimme eher zu

stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu

Diese Frage soll den Grundgedanken, der hinter der Konstruktion bzw. hinter der anschließenden Auswertung steht, verdeutlichen. Zum einen gibt es bei jeder Frage vier Antwortmöglichkeiten bzw. vier Bewertungsmöglichkeiten, die immer gleich aussehen (siehe Beispiel oben). Das verhindert, dass sich die Befragten auf die „goldene Mitte“ retten und immer neutrale Antworten geben. Zum anderen lassen sich aus den Bewertungen der Aussagen noch weitere Tendenzen ableiten. Die Kennzeichnung (+ und -) ist für die Befragten nicht ersichtlich und ist im Grunde nur für die Auswertung gedacht.

(+): kennzeichnet jene Aussagen, die darauf schließen lassen, dass der Befragte „freiwillig“ und „aus freien Stücken“ zB auf Facebook registriert ist. Außerdem kann diese Kennzeichnung angeben, wie bei Frage 10 (siehe Anhang) beispielsweise, ob Antworten bzw. die Aussagen schlicht und einfach richtig sind. Drittens kann man aus diesen Aussagen bzw. aus der zugehörigen Antwort auch ablesen, ob die Befragten den Aussagen grundsätzlich positiv gegenüber stehen.

(-): kennzeichnet jene Aussagen, die darauf schließen lassen, dass der Befragte aus „sozialer Erwünschtheit“ oder auf den „unbewussten Druck seiner sozialen Umwelt“ agiert. Außerdem kann diese Kennzeichnung angeben, wie bei Frage 10 beispielsweise, ob Antworten bzw. die Aussagen falsch sind. Weiters kann man aus diesen Aussagen bzw. aus der zugehörigen Antwort auch ablesen, ob die Befragten den Aussagen grundsätzlich positiv gegenüber stehen.

10.4.3 Vor- und Nachteile schriftlicher / Online-Befragung

Vorteile	Nachteile / Kritikpunkte
Es kann eine große Stichprobe an Probanden gezogen werden	Die Rücklaufquote der Fragebögen ist geringer als bei einer persönlichen Befragung.
Die Beantwortung des Fragebogens kann alleine zuhause erfolgen, was eine Anwesenheit des Interviewers nicht notwendig macht und die Probanden nicht so sehr dem Druck der "sozialen Erwünschtheit" ⁹ unterliegen.	Es ist bei einem Online-Fragebogen nicht notwendig, Interviewer zu schulen. Ein kurzer und gut strukturierter Fragebogen kann auch von einer Einzelperson erhoben und analysiert werden.
Je kürzer und übersichtlicher gestaltet, desto eher wird er beantwortet.	Es kann nicht gewährleistet werden, dass der Proband den Fragebogen tatsächlich selbst ausfüllt.
Der Online-Fragebogen ersetzt immer mehr die postalische Befragung, was zum einen Zeit und auch Geld spart. Der Proband ist auch eher dazu bereit, einen Onlinefragebogen auszufüllen, als einen schriftlichen Fragebogen und diesen wiederum per Post zu retournieren.	

Abbildung 6¹⁰

⁹ Vgl. Mummendey, Grau 2008, S. 165ff: ausführliche Erläuterungen zum Phänomen der sozialen Erwünschtheit. Im Grunde ist damit gemeint, dass viel Probanden nicht ihre eigentliche Meinung zum Ausdruck bringen, sondern möglichst der Meinung der Mehrheit der Menschen entsprechend antworten. Sie versuchen, sinnbildlich gesprochen, mit der Masse zu schwimmen, um nicht aufzufallen.

¹⁰ Abbildung 6: eigene Darstellung; folgt den Ausführungen von Mummendey, Grau 2008; Mayring, 2002; Girtler, 1988; Atteslander, 1975;

11 Auswertung

11.1 Vorgehen bei der Auswertung

11.1.1 Experteninterviews

Die Experteninterviews sollen mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse aufgearbeitet und untersucht werden. Dazu sollen die Interviews transkribiert werden, um sie anschließend auswerten zu können. Bei der Auswertung an sich wird der Fokus auf inhaltliche Zusammenhänge gelegt und nicht auf eine Häufung gewisser Formulierungen oder auf Sprechpausen etc, wie es in der Psychologie oft gemacht wird.

Wie die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse genau zu definieren ist, ist umstritten. Meyring schreibt, dass die Wissenschaftler der verschiedenen Disziplinen jeweils eine eigene, auf ihren Untersuchungsgegenstand maßgeschneiderte, Definition vorbrachten, die kaum allgemeine Gültigkeit besitzt (*Meyring 2000, S.11f*). Dennoch lassen sich aus der Vielzahl an Definitionsversuchen sechs Punkte herausfiltern, die allgemein gültig sind und in allen wissenschaftlichen Disziplinen Anwendung finden (können).

- Eine Inhaltsanalyse hat Kommunikation in jeglicher Form (auch Bild, Ton, u.ä.) zum Gegenstand.
- Sie arbeitet mit symbolischem Material (Bild, Ton, Sprache,...) und muss somit in irgendeiner Form protokolliert oder aufgezeichnet werden.
- Die Analyse ist auch regelgeleitet, damit die interpersonelle Nachprüfbarkeit gegeben ist. Sie kann dadurch den Ansprüchen an sozialwissenschaftliche Methodenstandards genügen.
- Die Inhaltsanalyse sollte systematisch erfolgen, um sich von einem "Großteil hermeneutischer Verfahren" (*ebd. S. 12*) abgrenzen zu können.
- Eine gute Inhaltsanalyse geht theoriegeleitet vor. Die Aussagen und Ergebnisse werden vor einem theoretischen Hintergrund interpretiert, wobei auch die Analyseschritte von der Theorie abgeleitet werden.

"Theoriegeleitet bedeutet dabei aber nicht Abheben von konkretem Material in Sphären der Unverständlichkeit, sondern [...] Anknüpfen an den Erfahrungen anderer mit dem zu untersuchenden Gegenstand." (ebd. S. 12)

- Die Inhaltsanalyse ist eine schlussfolgernde Forschungsmethode, sie will ihr Material nicht nur für sich analysieren, sondern analysiert ihn als Teil des Kommunikationsprozesses. Dadurch sollen z.B. Aussagen über den Sender gemacht werden können, es sollen Rückschlüsse auf Aspekte der Kommunikation gezogen werden (können).

Vorgehen bei der Auswertung

Bei der Inhaltsanalyse ist es von großer Bedeutung, dass der Forscher bei der Auswertung des Materials immer genau darlegt, auf welchen Teil im Kommunikationsprozess er sich bei seinen Schlüssen bezieht. Da das Material auch auf seine "Entstehung und Wirkung" hin untersucht wird, ist es beinahe unabdingbar, diesen Bezug zu erläutern. (vgl. Meyring 2000, S. 42). Weiters ist es auch sehr wichtig, dass die Auswertung regelgeleitet erfolgt, man sich als Forscher also an einem vorab festgelegten Ablaufmodell orientiert, in dem Analyseschritte und Reihenfolgen bestimmt sind. Es soll bei der Analyse *"jede Entscheidung im Auswertungsprozeß (sic!) auf eine begründete und getestete Regel [zurückzuführen sein]."* (ebd. S. 43)

In dieser vorliegenden Arbeit sollen die Kategorien, die zur Auswertung der Experteninterviews herangezogen werden, nicht starr gestaltet sein, sie sollen induktiv gebildet werden, im Zuge des Auswertungsverfahrens.

„Textelemente lassen sich [...] nur integriert in die Totalität gesellschaftlicher Praxis begreifen und nicht in ihrem textuellen Inseldasein.“ (Lueger 2010, S. 179)

Dazu ist es auch nicht nötig, die Interviews detailgenau zu transkribieren, es ist in diesem Fall ausreichend, die Aussagen und Themenblöcke zusammenfassend darzustellen, ohne aber ihren Sinn zu verändern. Es bedarf also *„keiner besonders exakten Transkriptionen, weil ohnehin die Feinheiten bei der Analyse ausgeblendet werden.“* (Fauland/Lueger 2003, S. 208). Schrittweise werden die Themen und Aussagen also zusammengefasst, gebündelt und paraphrasiert. So entstehen kompakte aber aussagekräftige Analyseeinheiten, die schließlich anhand von in diesem Schritt gebildeten Kategorien analysiert werden sollen.

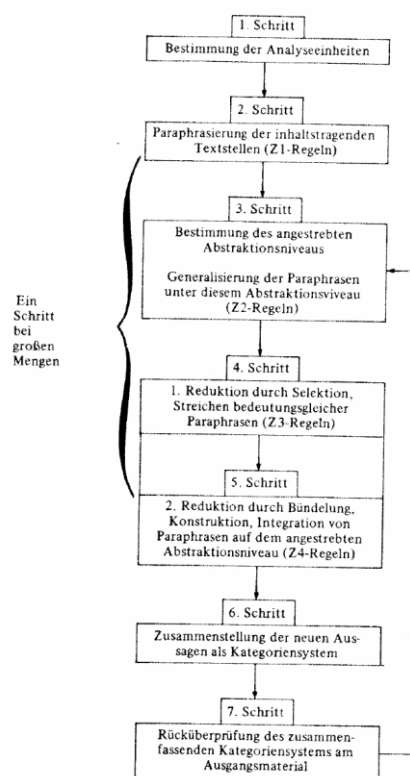


Abbildung 10: Ablaufmodell zusammenfassender Inhaltsanalyse

Abbildung 7

"Alle ursprünglichen Paraphrasen des ersten Materialdurchgangs müssen im Kategoriensystem aufgehen." (Meyring 2000, S. 61)

Für die Analyse des gesammelten Materials werden nun im Anschluss grobe Kategorien definiert, die im Zuge der Analyse noch weiter ausdifferenziert werden sollen und schließlich die Auswertung der Interviews zulassen. Die Aussagen der Experten sollen so aufgearbeitet werden, dass die oben angeführten

Forschungsfragen und schließlich die forschungsleitende Frage in ausreichendem Maße beantwortet werden kann.

Lueger führt für die interpretative Sozialforschung die „Themenanalyse“ ein, die vor allem für die Analyse großer Textmengen und die zusammenfassende Aufarbeitung der Inhalte eingesetzt werden kann. Außerdem bietet sich diese Form als eine Art der Inhaltsanalyse an, um den manifesten Gehalt von – im vorliegenden Fall durch Experteninterviews gewonnenen - Aussagen in das Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit zu stellen (vgl. Froschauer/Lueger 2003, S. 158f).

Im Wesentlichen ist das Vorgehen, das Lueger und Froschauer beschreiben jenem von Mayring sehr ähnlich, weil alle drei Autoren von einer Textreduktion, also einem Paraphrasieren der Inhalte der zur Verfügung stehenden Texte auf die wesentlichen Aussagen und Passagen. Lueger und Froschauer führen in fünf konkreten Schritten aus, wie man bei der Textreduktion vorgehen muss, um wissenschaftlich verwertbare Aussagen gewinnen zu können. Für die vorliegende Arbeit sollen nun diese fünf Schritte näher dargestellt werden, um im Folgenden die Auswertung der Experteninterviews an diesen anzulehnen. Es werden, allgemein gesprochen, die „charakteristischen Elemente der Themendarstellung herausgearbeitet“ um die „Unterschiede in der Darstellung eines Themas in einem oder in verschiedenen Gesprächen sichtbar zu machen.“ (Lueger 2003, S. 208)

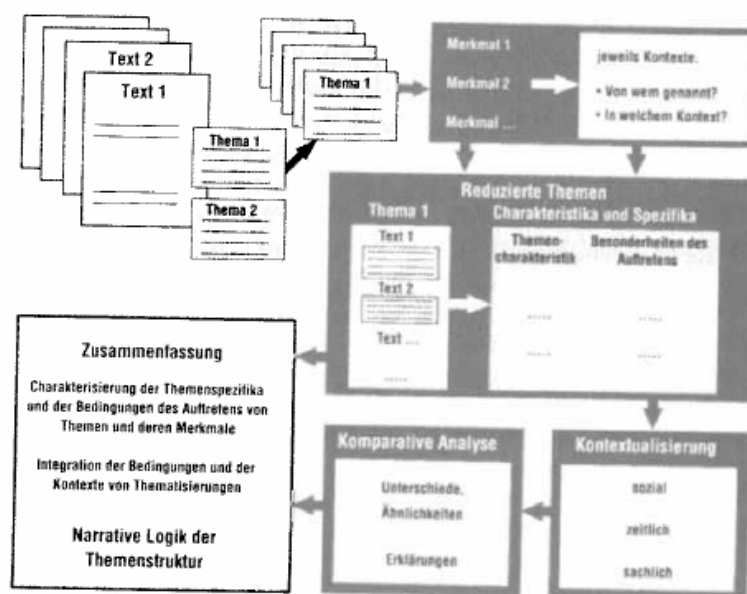


Abbildung 8

Zusammengehörige Textstellen zu einem Thema

In einem ersten Schritt werden die enthaltenen Themen anhand konkreter Textstellen des Interviews identifiziert, die durch jene Textstellen erweitert werden, die den gefundenen Themenblöcken zugeordnet werden können. Daraus resultiert „eine erste inhaltliche Abgrenzung“ (Froschauer/Lueger 2003, S.160). Zwei wesentliche Faktoren sind in diesem Schritt zu beachten: zum einen müssen die identifizierten Themen benannt, also kategorisiert werden, zum anderen muss der Gesprächskontext, in dem die Aussagen entstanden sind, ebenfalls vermerkt werden (vgl. Lueger 2010, S.208).

Wichtige Charakteristika eines Themas

„In diesem Bearbeitungsschritt widmet man sich jedem Thema einzeln und arbeitet aus dem thematisch reduzierten Material die wichtigsten Komponenten und Themendarstellungen heraus.“ (Lueger 2010, S. 209). Hier wird schließlich eine thematische Dimensionierung sichtbar, die sowohl über die Einheit als auch über die Vielfalt eines Themas Aufschluss gibt (vgl. Froschauer/Lueger 2003, S. 260f).

Zusammenhänge bei bestimmten Themen

Dieser Schritt wird bei der Analyse der für diese Arbeit geführten Interviews nicht herangezogen, da „[...] diese Analyse der Kontextualisierung nur sehr eingeschränkt möglich ist, wenn im Rahmen von Leitfadeninterviews sehr viele Fragen von den ForscherInnen in ein Gespräch eingebracht wurden.“ (Lueger 2010, S.211) Man würde, so Lueger weiter, hier nur die Gesprächsstrategie der ForscherIn in den Mittelpunkt rücken, wodurch der Fokus nicht mehr auf der Analyse der eigentlichen Aussagen der Interviewpartner liegen würde.

Unterschiede zwischen den Gesprächen bei einem Thema

Hier wird der Blick auf die Unterschiede oder verschiedenen Darstellungen eines Themas gelenkt, indem man die Aussagen der einzelnen Personen zu einem Thema vergleichend gegenüberstellt.

„Dabei ist insbesondere auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu achten, weil sie das Kernverständnis und die verschiedenen Facetten eines Themenverständnisses sichtbar machen.“ (Froschauer/Lueger 2003, S.161)

Weiters muss man bei diesem Analyseschritt beachten, in welchem Zusammenhang und in welcher Funktion die Personen die Aussagen tätigen und welcher Argumentationszusammenhang für sie besteht.

Integration der Ergebnisse der Analyse in den Kontext der Forschungsfragen

„Dieser letzte Schritt stellt das Zusammenspiel der Themen sowie deren Merkmale und Thematisierungsbedingungen in einen Gesamtzusammenhang, um das Verständnis des Untersuchungsbereiches zu vertiefen.“ (Lueger 2010, S.212)

Es ist hier besonders zu beachten, dass die in den Schritten 1 bis 4 herausgefilterten unterschiedlichen Auffassungen der Interviewpartner zu einem Thema nicht vereinheitlicht werden und die Differenzen der Aussagen erhalten bleiben. Erst so können fundierte Schlüsse aus der Analyse gezogen werden, die die Beantwortung der Forschungsfragen erlauben.

Meyring führt schließlich noch einige Gütekriterien an, mittels derer man auch eine qualitative Inhaltsanalyse auf ihre Validität und ihre Reliabilität überprüfen kann. Es stellt sich aber im Fall der vorliegenden Arbeit als nicht zielführend dar, alle diese Gütekriterien anzuwenden, da sie zum Großteil nur sinnvoll anwendbar sind, wenn man ein standardisiertes Codebuch zur Analyse verwendet. Für die nachfolgende Untersuchung können aber dennoch einige Kriterien Anwendung finden (vgl. Meyring 2000, S. 111ff):

- **Semantische Gültigkeit:** Sie nimmt Bezug auf die „Richtigkeit [der] Bedeutungskonstruktion“ des zu untersuchenden Materials. Sie kommt durch die Angemessenheit der Kategoriendefinition zum Ausdruck.

Im Fall der vorliegenden Arbeit werden die Kategorien in einem ersten Schritt nur sehr grob definiert und werden erst im Zuge der eigentlichen Analyse ausformuliert und genauer definiert. Dennoch kann dieses Gütekriterium zur Anwendung kommen, denn auch bei einer induktiven Kategorienbildung muss eine logische Nachvollziehbarkeit und eine, wie Meyring es formuliert, Angemessenheit geben sein.

- **Vorhersagegültigkeit:** kann als Kriterium nur angewendet werden, wenn sich sinnvolle Aussagen und Prognosen aus dem Material ableiten lassen. Dieses Kriterium kann als das ausschlaggebendste in dieser Arbeit bezeichnet werden, da die forschungsleitende Frage zum Teil durch die Theorie der Literaturanalyse beantwortet werden kann. Es lassen sich, wie bei der Auswertung zu zeigen sein wird, viele Aussagen und Prognosen aus dem theoretischen Teil ableiten, die schlussendlich durch die Experteninterviews vervollständigt werden.

- **Reproduzierbarkeit:** Dieses Kriterium beschreibt den Grad der Ergebnisübereinstimmung. Führt ein anderer Wissenschaftler dieselbe Untersuchung mit demselben Material und Codebogen durch, sollte er auf dieselben oder annähernd dieselben Ergebnisse kommen.

Hier handelt es sich wie schon bei der semantischen Gültigkeit um ein Kriterium, das nicht in vollem Umfang für diese Arbeit angewendet werden kann. Da es im vorliegenden Fall nur grob vordefinierte Kategorien gibt, die induktiv aufgebaut werden, kann eine sehr genaue Nachvollziehbarkeit durch andere Wissenschaftler nur dadurch gegeben sein, wenn die folgende Erhebung sehr genau und logisch nachvollziehbar durchgeführt wird. Der Forscher ist also dazu angehalten, sein Vorgehen schlüssig zu dokumentieren, um so das Gütekriterium der Reproduzierbarkeit zu erfüllen.

11.1.2 Fragebögen

Der Fragebogen, der an alle Facebooknutzer geschickt wurde, die auch in der Facebookgruppe des KV Lepschi vertreten sind, dient als inhaltliche Ergänzung zu den vier geführten Experteninterviews. Er bildet also nicht den Kern der vorliegenden Arbeit – diesen stellen vielmehr die Interviews als Basis für die qualitative Auswertung dar. Mittels Fragebogen soll anschließend erhoben werden, wie die Facebooknutzer im Allgemeinen zu diesem sozialen Netzwerk stehen und wie sie im Speziellen damit umgehen.

- **Stichprobe**

Der Fragebogen wurde auf der Facebookseite des KV Lepschi veröffentlicht und so den Nutzern dieser Seite zugänglich gemacht. In Summe zählt der Verein 406 Facebook-Freunde, wobei ein Rücklauf von rund 100 beantworteten Fragebögen als repräsentativ angesehen werden kann. Es wurde also bei Veröffentlichung des Fragebogens von einem Rücklauf von rund 25% der Fragebögen ausgegangen, wobei nach Ablauf des Befragungszeitraumes das gesetzte Ziel nicht erreicht werden konnte. In Summe haben sich 65 der 406 Facebook-Freunde des KV-Lepschi an der Umfrage beteiligt, wobei zu sagen ist, dass diese Personenanzahl groß genug ist, um eine aussagekräftige Beantwortung der Forschungsfragen vornehmen zu können. Zum anderen ist auch die Anzahl der retournierten Fragebögen eine Analyseinheit, die bei der Beantwortung der Forschungsfragen ebenfalls eine Rolle spielen kann.

Der Fragebogen wurde weiters von einer Tschechin übersetzt, um sowohl österreichische als auch tschechische Facebook-Freunde des KV Lepschi zu erreichen. Die Konstruktion des Fragebogens war darauf ausgerichtet, die Fragen so zu formulieren, dass eine Bewertung von Aussagen im Vordergrund stand. Das hatte für die Auswertung den Vorteil, dass sowohl tschechische als auch österreichische Fragebögen von der Autorin der Arbeit kategorisiert werden konnten, ohne des Tschechischen mächtig zu sein. Allerdings wurde nur ein tschechischer Fragebogen retourniert, wobei man auch aus dieser Tatsache Schlüsse ziehen kann, auf die aber erst in der konkreten Auswertung der Forschungsfragen eingegangen werden soll.

- **Zeitraum**

Der Fragebogen wurde in Summe drei Wochen lang zur Beantwortung den Nutzern auf der Facebook-Seite des KV Lepschi zur Verfügung gestellt, wobei in diesem Zeitraum auch in Summe drei Mal von den Betreibern der Seite auf diesen verwiesen wurde verbunden mit der Aufforderung, diesen auszufüllen.

- **Vorgehen bei der Auswertung**

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine qualitative Erhebung, durch die ein bisher kaum untersuchtes Feld in seinen Grundstrukturen dargestellt wird und für weitere, eventuell konkretere Untersuchungen aufbereitet werden soll.

Daher wird auch die Auswertung des qualitativ konstruierten Fragebogens nach starren, quantitativen Richtlinien als nicht sinnvoll erachtet, da eine Fülle an Zahlenmaterial keine brauchbaren Aussagen über die Einstellung der Facebooknutzer zu sozialen Netzwerken oder Facebookgruppen im Speziellen enthalten kann. Vielmehr soll bei dieser Arbeit – bzw. bei dieser Auswertung – der Fokus darauf gelegt werden, in welche Richtung die Antworten gehen, also welche Tendenzen abzulesen sind. Stimmen die Befragten den gestellten Aussagen „voll und ganz zu“ oder stimmen sie ihnen „eher nicht zu“? Da die diversen Aussagen, die nach dem Schema „stimme voll und ganz zu / stimme eher zu / stimme eher nicht zu / stimme ganz und gar nicht zu“ zu beantworten sind, nach Themenblöcken geordnet sind, lassen sich pro thematischem Block Trends ablesen, die wiederum als Aussagen über die Facebooknutzer der zu untersuchenden Facebookgruppe dargestellt werden können. So lassen sich, in Kombination mit den Experteninterviews und der im ersten Teil der Arbeit aufbereiteten Literatur fundierte Fragen auf die qualitativen Forschungsfragen geben.

Die konkrete – zahlenbasierte – Auswertung findet sich im Anhang dieser Arbeit. In den für die Analyse gebildeten Kategorien finden sich, inhaltlich zur einzelnen Kategorie passend, die Fragen mit der graphischen Darstellung der Antworten mit der zugehörigen Analyse und inhaltlichen Darstellung der Ergebnisse.

11.1.3 Kategoriensystem

Wie bereits in den letzten Kapiteln erläutert, sollen im Folgenden die Experteninterviews und die Online-Fragebögen im Hinblick auf die Forschungsfragen analysiert und ausgewertet werden. Wie im Kapitel 8.1.2 erläutert, werden im ersten Schritt der inhaltlichen Analyse der Experteninterviews Themenblöcke gebildet, die in den weiteren Schritten vervollständigt und ausgeweitet werden. Bei der vorliegenden Arbeit wurden bereits anhand der Forschungsfragen die Leitfäden für die qualitativen Experteninterviews abgeleitet, was nun bei der Auswertung nahe legt, aus den Forschungsfragen auch die Themenblöcke, also Kategorien, abzuleiten, die schließlich unter Heranziehen der Themenanalyse mit Aussagen – und somit mit Inhalt – befüllt werden. Neben den Ergebnissen der Analyse der Interviews werden schließlich auch die Ergebnisse der Online-Umfrage den Kategorien zugeordnet, um in einem letzten Schritt fundierte Antworten auf die Forschungsfragen formulieren zu können.

Kategorie 1: Einsatz von und Umgang mit Facebook

Diese Kategorie soll vor allem darüber Aufschluss geben, wie die befragten Nutzer mit Facebook umgehen und für welche Aktivitäten sie die Seite am häufigsten nutzen. So kann festgestellt werden, ob bei den Nutzern der untersuchten Seite generell der Umgang mit Facebook wichtig ist, wie intensiv er ist, wie aufgeschlossen sie diesem Kommunikationsweg und -mittel sind und aus welchen Beweggründen heraus sie Facebook generell nutzen.

Aus dieser Kategorie lässt sich somit ableiten, wie viel Interesse die Facebooknutzer an der Seite generell haben, was wiederum Schlüsse darauf zulässt, wie viel Zeit sie im Allgemeinen bereit sind, auf dieser Seite zu verbringen. Denn erst, wenn sie diese Seite intensiv nutzen, kann die Seite des KV Lepschi auch erfolgreich eingesetzt werden.

Kategorie 2: Annäherungstendenzen an fremde Personen und Gruppen

Unter welchen Voraussetzungen sind die Nutzer der Facebookseite bereit, sich anderen Gruppen oder Netzwerken anzuschließen und welches Interesse haben sie

generell daran, sich Facebook-Gruppen anzuschließen – diese Grundgedanken stehen bei dieser Kategorie im Vordergrund. Weiters sollen auch hier die Betrachtungen der Experten einfließen: neben jenen der Social-Media-Experten auch jene der interviewten Historikern, da diese die Beziehung zwischen Tschechen und Österreichern vor dem Hintergrund der gemeinsamen Geschichte beleuchtet haben, was auch bei dieser Kategorie einen wichtigen Aspekt darstellt, um die Bedingungen herauszufiltern, wegen derer man sich heute überhaupt mit der Frage der Annäherungstendenzen zu beschäftigen hat. Dabei spielen vor allem historische Ereignisse, die die Gesellschaften bis heute prägen, eine wichtige Rolle.

Hier werden zur besseren Darstellung der Ergebnisse zwei Unterkategorien gebildet, die sich im Zuge der Themenanalyse und Paraphrasierung ergeben haben. Zum einen werden die Ergebnisse der Online-Umfrage separat dargestellt, zum anderen sollen die Aussagen der Historiker ebenfalls gesondert diskutiert werden. In dieser Kategorie werden vor allem historische Ereignisse zusammengefasst, die aus tschechischer und österreichischer Sicht dargestellt werden. Darum erscheint es sinnvoll, in den Unterkategorien nicht nach „Gemeinschaft“ zu unterscheiden, sondern nach historisch relevanten Brüchen. Deshalb werden die Aussagen der Historiker unterteilt in

- 1) Monarchie und Erster Weltkrieg
- 2) Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit
- 3) Kommunismus, West-Ost-Gefälle
- 4) Heutige Situation, seit Fall des Eisernen Vorhangs

Für die Beantwortung der Forschungsfrage werden diese schließlich wieder zusammengeführt und gegenübergestellt.

Kategorie 3: Annäherungstendenzen auf gesellschaftlicher Ebene

Hier stehen vor allem die Betrachtungen der Historiker im Vordergrund, da sie durch ihre Aussagen Aufschluss darüber geben, welche Berührungspunkte es zwischen Tschechen und Österreichern heute (noch) gibt, wo sie liegen und wo sie liegen könnten. Es soll der Blick nicht ausschließlich in die Vergangenheit gerichtet werden, sondern viel mehr auf die Einschätzungen aller Experten was die – eventuell gemeinsame – Zukunft der beiden Nationen auf gesellschaftlicher Ebene betrifft.

Auch hier hat sich im Zuge der Themenanalyse eine Reihe von Unterkategorien ergeben, die bei der Analyse dazu dienen sollen, die Aussagen der Historiker zu strukturieren und für die Diskussion und Beantwortung der Forschungsfragen aufzubereiten.

- 1) Trennende Aspekte (historisch, gesellschaftlich, ökonomisch, etc.)
- 2) Vorurteil und Stereotyp
- 3) Sprache
- 4) (Des-)Interesse am Nachbarn
- 5) Kommunikation über Nachbarn

Kategorie 3.1: Annäherungstendenzen auf elektronischer Eben (durch elektronische Medien)

Inhaltlich soll hier der Online-Fragebogen einfließen, der die Nutzer der untersuchten Facebookseite gezielt nach ihrer Einschätzung von virtuellen Freundeskreisen fragt (Online-Gruppen). Weiters werden die Aussagen der Experten, vor allem des Social-Media-Experten, in diese Kategorie einfließen. Dadurch kann zu Tage gefördert werden, in wie weit elektronische Medien, allen voran Facebook, die grundsätzliche Fähigkeit dazu besitzt, zwei Gemeinschaften einander näher zu bringen und ob die Mitglieder dieser Gemeinschaften auch offen für eine eben solche Annäherung sind (das ist in diesem Fall das Um und Auf.)

Kategorie 4: Selbst- und Fremdbild des Untersuchungsgegenstandes (des Vereines KV Lepschi)

In dieser Kategorie soll dargestellt werden, wie sich der untersuchte Verein selbst sieht und seine Darstellung nach außen bewertet. Weiters werden diesen Betrachtungen die Meinung und Einstellung der Facebook-Freunde des Vereines gegenübergestellt. Daraus lässt sich ableiten, in wie weit der Verein in der Lage war und ist, sein Selbstbild nach außen zu kommunizieren und in wie weit dieses Bild auch angenommen und verstanden wird. Gleichzeitig ist man bei der Analyse dieser Kategorie in der Lage zu sagen, wie viel die Facebook-Freunde über den Verein

wissen und ob dieses Wissen mit dem (kommunizierten) Selbstbild des Vereines ident ist (= Fremdbild).

Kategorie 4.1: Rolle des KV Lepschi in zu untersuchender Region

Mit Hilfe dieser Kategorie soll analysiert werden, in welchem Maße der untersuchte Verein in der Region, in der er tätig ist, angenommen wird und wie weit er es geschafft hat, sich durch diverse Initiativen bekannt zu machen und sich zu positionieren. Dabei spielt es auch eine Rolle, wie viel die befragten Facebook-Freunde des Vereines über diesen wissen und was sie konkret über ihn wissen. Daraus kann wiederum abgeleitet werden, wie erfolgreich die bisherigen Kommunikationsstrategien des Vereines waren.

Kategorie 5: Grundregeln für den erfolgreichen Einsatz von Facebook

Aus dem Experteninterview mit dem Social-Media-Experten können in dieser Kategorie jene Schritte analysiert werden, die zu einem erfolgreichen Einsatz einer Facebook-Seite nötig sind. Welche sind das und wie und mit welcher Intensität sind diese umzusetzen? Welche Eckpunkte unumgänglich sind und was sich ein Betreiber einer Facebookseite von diesem Einsatz generell erwarten darf, soll hier dargestellt werden.

Kategorie 5.1: Umsetzung der Grundregeln in der Praxis der zu untersuchenden Seite.

Nach Analyse und Darstellung der Grundregeln, die aus dem Interview mit dem Experten hervorgegangen sind, soll im Rahmen dieser Kategorie dargestellt werden, wie der untersuchte Verein arbeitet und mit wie viel Erfolg er die Facebookseite betreibt / betreiben kann. Die Aussagen mit dem Betreiber der untersuchten Facebookseite werden mit jenen des Social-Media-Experten gegenübergestellt um den Soll-Ist-Vergleich darzustellen und herauszufiltern, wie erfolgreich die Facebookseite des Vereines generell sein kann und bei welchen Punkten noch Verbesserungspotential gegeben ist.

Die Ergebnisse dieser Kategorie und der vorher gehenden können in einem letzten Schritt dazu herangezogen werden, um auf die forschungsleitende Frage, nämlich ob der Einsatz von Facebook den grenzüberschreitenden Dialog fördern kann, eine Antwort zu formulieren.

11.2 Darstellung der Ergebnisse

Kategorie 1: Einsatz und Umgang mit Facebook

Frage 4: Warum haben Sie sich auf Facebook registriert? Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

A: Auf Facebook vertreten zu sein ist heutzutage eigentlich Pflicht

B: Ich kann über Facebook mit meinen Freunden ständig in Kontakt sein

C: Meine Freunde haben ebenfalls ein eigenes Facebook-Profil

D: Wenn man auf Facebook vertreten ist kann einem kaum etwas entgehen

E: Wenn man Teil einer Gemeinschaft sein will muss man auf Facebook vertreten sein

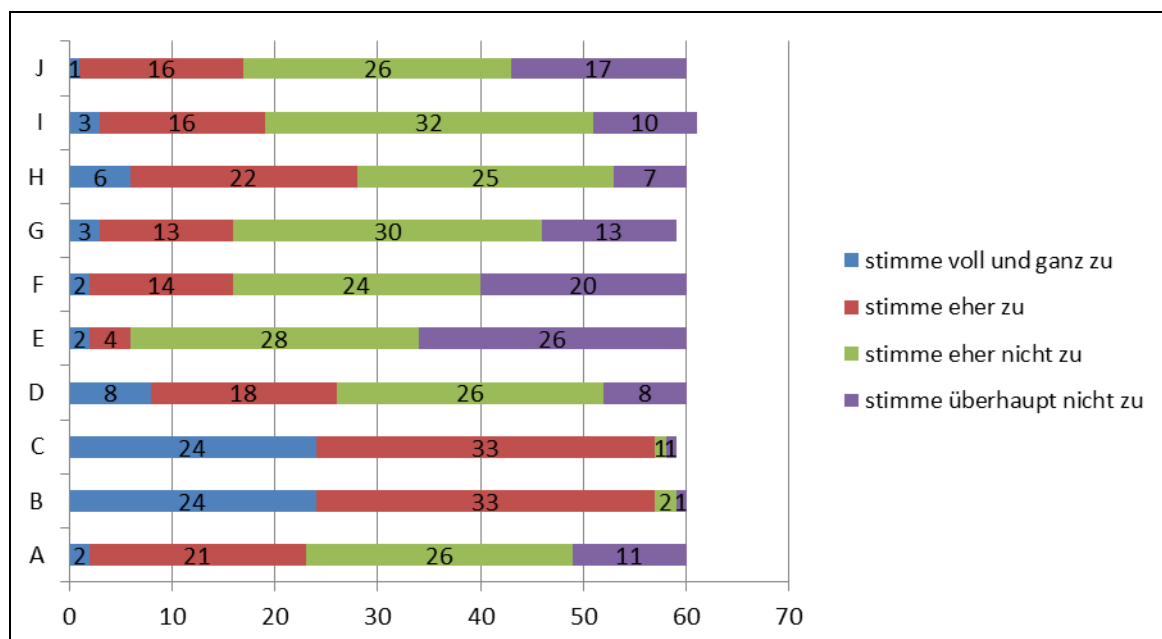
F: Bei Facebook vertreten zu sein erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl

G: Wenn man kein Facebook-Profil hat, hat man das Gefühl etwas zu verpassen

H: Facebook bietet die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen

I: Facebook nutze ich, weil heute kein Weg daran vorbeiführt

J: Wenn man auf Facebook aktiv ist, kann man sehr leicht neue Freunde finden



In Summe wurde diese Frage von 61 Personen beantwortet, 4 haben diese Frage übersprungen.

Die Antworten der befragten Personen lassen nun, nach der Auswertung – die im Anhang dieser Arbeit zu finden ist – den Schluss zu, dass der Großteil der befragten Facebooknutzer durchaus auf freiwilliger Basis diesem sozialen Netzwerk beigetreten ist. Dafür spricht, dass 43,3% der Befragten der Aussage „Auf Facebook vertreten zu sein ist heutzutage eigentlich Pflicht“ eher nicht zustimmen und 46,7% auch die Aussage „*Wenn man Teil einer Gemeinschaft sein will muss man auf Facebook registriert sein*“ als eher nicht zutreffend betrachten. Der Faktor der sozialen Erwünschtheit, also dass das soziale Umfeld unbewusst Druck macht, sich auf Facebook zu registrieren, scheint bei den wenigsten der ausschlaggebende Grund für das Beitreten gewesen zu sein. 55% der Befragten sehen es als positiv, über Facebook immer mit Freunden in Kontakt bleiben zu können, wobei 41,7% von ihnen die Aussage „*Facebook bietet die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen.*“ als eher nicht zutreffend einstuft. 40% der Befragten haben kein gesteigertes Gemeinschaftsgefühl durch die Zugehörigkeit zu Facebook.

Zusammenfassend lässt sich bei dieser Frage sagen, dass der Großteil der befragten Facebooknutzer dem sozialen Netzwerk freiwillig und nicht aus sozialer Erwünschtheit beigetreten ist, wobei das „Gemeinschaftsgefühl“ eine geringere Rolle dabei gespielt hat, das Aufrechterhalten des Kontaktes zu (bereits bestehenden) Freunden dennoch ein wichtiger Faktor ist.

Frage 5: Welche drei Facebook-Anwendungen nutzen Sie am häufigsten?



Hier wurden die 9 Antwortmöglichkeiten beim Erstellen der Umfrage in drei Kategorien unterteilt: offene Anwendungen, weniger offene Anwendungen, abgeschlossene Anwendungen. Dies soll zu einer konkreteren Auswertung führen, was in einem letzten Schritt wiederum Aussagen darüber zulassen soll, ob die Facebooknutzer eher offene (also öffentlich einsehbare) Anwendungen verwenden, oder eher nicht offene (also persönliche und nicht für Dritte einsehbare) Anwendungen bevorzugen. Daraus können Aussagen darüber gefiltert werden, wie extrovertiert die Nutzer mit Facebook im Allgemeinen umgehen.

Die drei Anwendungen, die am häufigsten genutzt werden, sind der Chat (18%), Veranstaltungen (16%) und Pinnwandeinträge auf Profilen von Freunden (16%). Aus jeder der im Vorfeld definierten Kategorien wurde eine Anwendung genannt, was zu der Annahme veranlasst, dass die befragten Facebooknutzer keinen Unterschied darin sehen, wie öffentlich oder wie privat die Anwendungen sind. Es liegt nahe, dass sie je nach Interesse oder nach Nutzen, den die Anwendung hat, zum Einsatz kommen.

Frage 6: Wie häufig nutzen Sie folgende Facebookanwendungen? Bitte kreuzen Sie die zutreffende Antwort an.

A: Chat

B: Persönliche Nachricht

C: Gruppenfunktion

D: Veranstaltungen suchen/finden/gründen

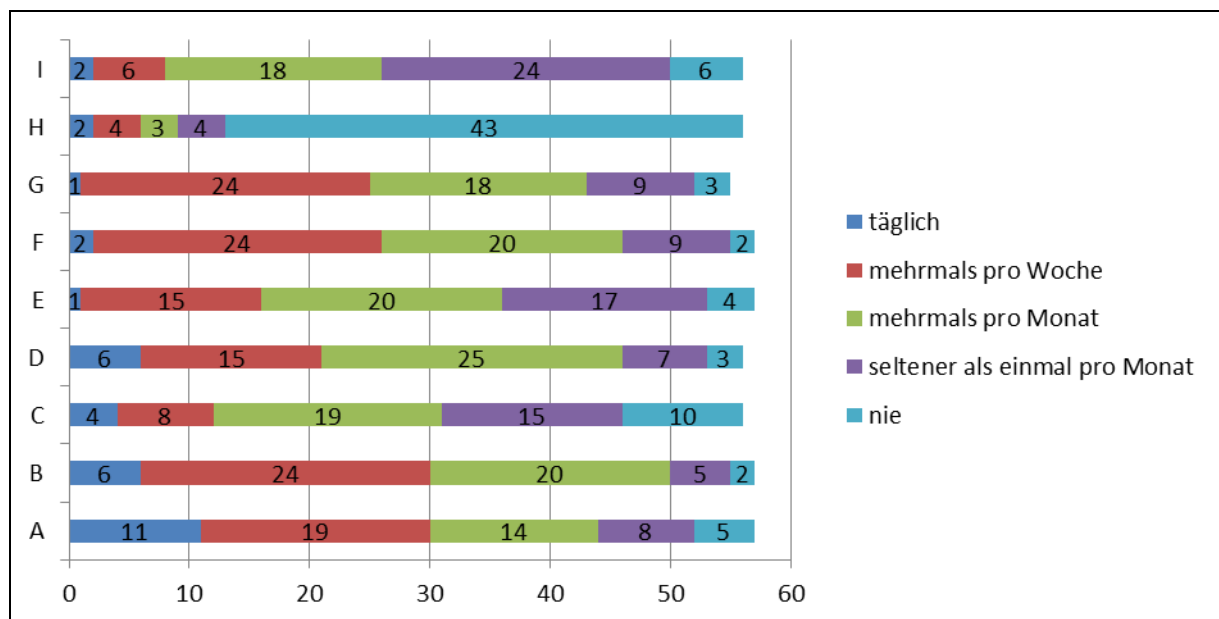
E: Pinnwandeintrag auf dem eigenen Profil / Statusmeldungen posten

F: Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden /Statusmeldungen kommentieren

G: Kommentarfunktion auf der eigenen Pinnwand oder auf jener von Freunden

H: Spiele, Tests, Horoskop, etc.

I: Foto-, Videoalben



Aus der Beantwortung dieser Frage lässt sich ableiten, dass sowohl die offenen Anwendungen – Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden und die Kommentarfunktion – mehrmals pro Woche zur Anwendung kommen, genauso wie die nicht offenen Anwendungen – Chat und persönliche Nachricht – im gleichen Maße mehrmals pro Woche angewendet werden. Dies unterstützt die Analyse der vorherigen Frage, dass es für die Nutzer keine Rolle spielt, wie öffentlich oder privat eine Anwendung ist. Die wählen die Anwendungen nach Nutzen für sie aus und beachten hier nicht bevorzugt das Nicht-Öffentlich-Sein der Anwendung.

Auch die Intensität, mit der die Befragten die bevorzugten Anwendungen nutzen, lässt darauf schließen, dass sie einen relativ engen Kontakt zu ihren (Facebook-) Freunden pflegen. Gerade die vier „Hauptanwendungen“ von Facebook (Chat, persönliche Nachricht, Pinnwandeinträge und Kommentarfunktion) verlangen eine gewisse Form der Interaktion und der Bereitschaft zur Kommunikation der einzelnen Nutzer. Wohingegen es kaum bis gar keine Interaktion mit (Facebook-) Freunden bedürfnis, ein Fotoalbum hochzuladen oder sein Tageshoroskop abzufragen.

Frage 7: Stimmen Sie folgenden Aussagen zu?

A: Facebook gehört zu meinem Alltag.

B: Facebook ist Teil meiner täglichen Aktivität.

C: Ohne Facebook fühlt man sich von der Realität abgeschnitten.

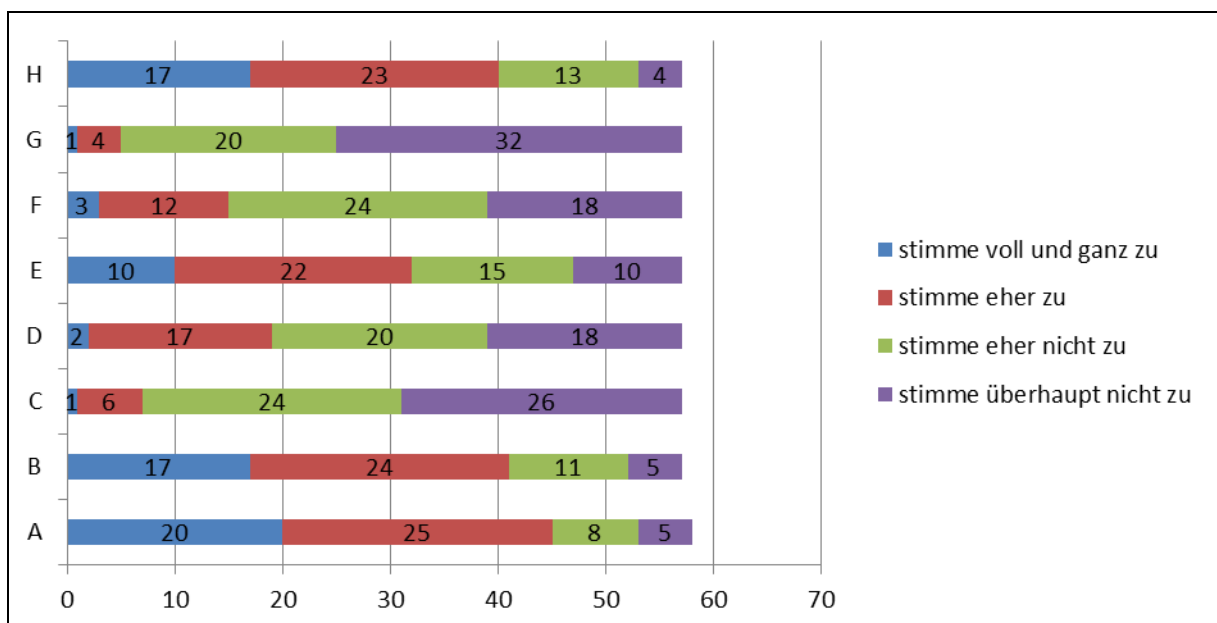
D: Ich fühle mich als Teil der Facebook-Gemeinschaft.

E: Facebook ist Teil meines persönlichen Alltags geworden.

F: Facebook ist fixer Bestandteil meines Lebens.

G: Auf Facebook vertreten zu sein ist ein Muss.

H: Auch wenn man nicht auf Facebook registriert ist, ist man im Alltag immer damit konfrontiert.



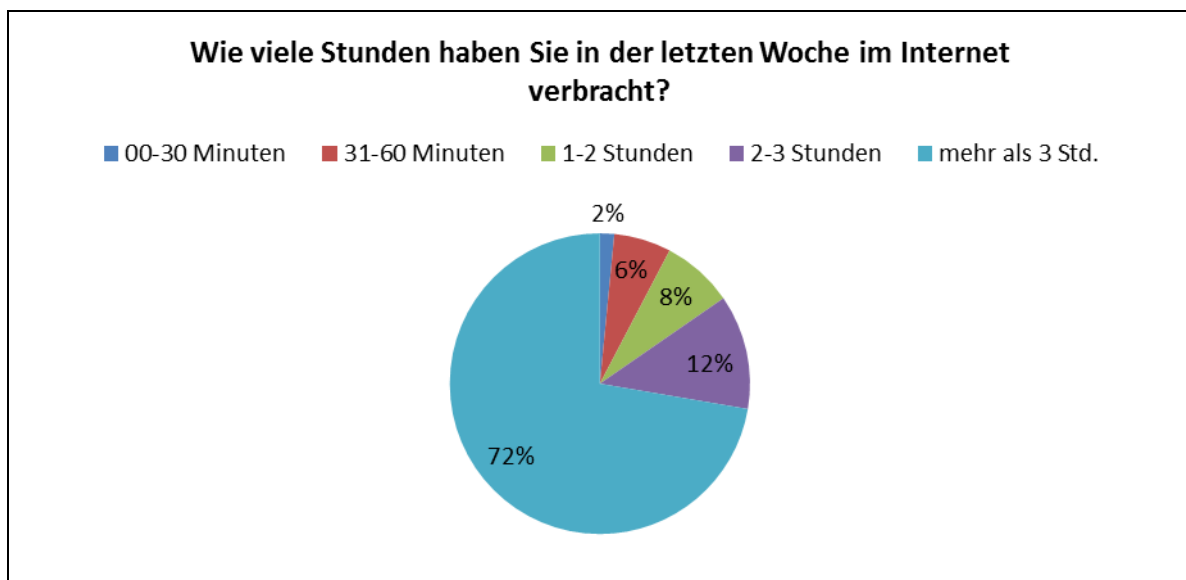
Die Antworten auf diese Frage sind dahingehend positiv zu bewerten, als dass die Befragten dem sozialen Netzwerk im Allgemeinen positiv gegenüberstehen, sie

allerdings zu 56,1% die Aussage „Auf Facebook vertreten zu sein ist ein Muss“ klar mit „stimme überhaupt nicht zu“ bewerten. Facebook ist demnach sehr wohl ein Teil des Alltages der Befragten und sie sehen es auch als Teil ihrer täglichen Aktivität an (42,1%), als Teil einer größeren Gemeinschaft betrachtet sich der Großteil allerdings nicht (35,1%). Auch dass man sich ohne Facebook von der Realität abgeschnitten fühlt, stimmen die meisten Befragten, nämlich 45,6%, „überhaupt nicht“ zu.

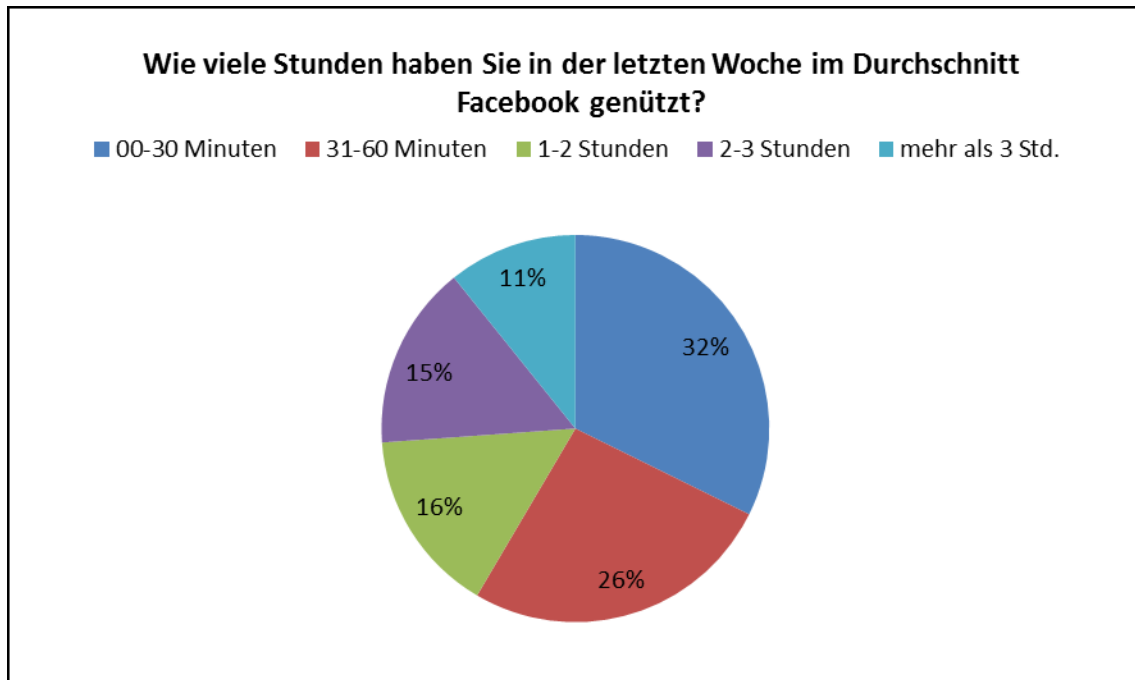
Zusammenfassend lässt sich also ableiten, dass Facebook als soziales Netzwerk durchaus ein Teil des Alltages der meisten Befragten geworden ist, sie aber auch den Unterschied zwischen der realen und der virtuellen Welt dahingehend sehr ernst nehmen, als dass für sie ein soziales Netzwerk das reale Leben nicht ersetzen kann. Sie fühlen sich nicht als Teil einer Gemeinschaft und lehnen es ab, dass man ohne Facebook von der Realität abgeschnitten ist.

Kategorie 2: Annäherungstendenzen an fremde Personen oder Gruppen

Frage 1: Wie viele Stunden haben Sie in der letzten im Internet verbracht?



Frage 2: Wie viele Stunden haben Sie in der letzten Woche im Durchschnitt Facebook genützt?



Frage 3: Wie lange sind sie schon auf Facebook registriert?



Aus diesen drei Fragen soll hervorgehen, wie intensiv sich die Befragten mit dem Internet im Allgemeinen und mit Facebook im Speziellen auseinandersetzen. Die große Mehrheit der Befragten ist seit ein bis drei Jahren auf Facebook registriert, 12% auch schon seit mehr als drei Jahren.

Pro Woche verbringen mehr als zwei Drittel (72%) mehr als drei Stunden im Internet, wobei 32% der Befragten rund 30 Minuten davon auf Facebook verbringt, 26% von ihnen auch bis zu einer Stunde davon auf Facebook ist.

Daraus lässt sich ableiten, dass die Nutzung von Facebook durchaus intensiv ist, wenn rund ein Drittel der Zeit, die die Befragten im Internet verbringen, für den Umgang mit Facebook aufgewendet wird.

Frage 8: Facebook bietet auch die Möglichkeit, sich einer virtuellen Gruppe anzuschließen. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

A: Facebookgruppen sind auf die Interessen der Mitglieder abgestimmt. Ich bin auch mit Gruppen befreundet, die nicht meinen Interessen entsprechen.

B: Über Facebook-Gruppen kann ich Leute kennen lernen, die meine Interessen teilen.

C: Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben.

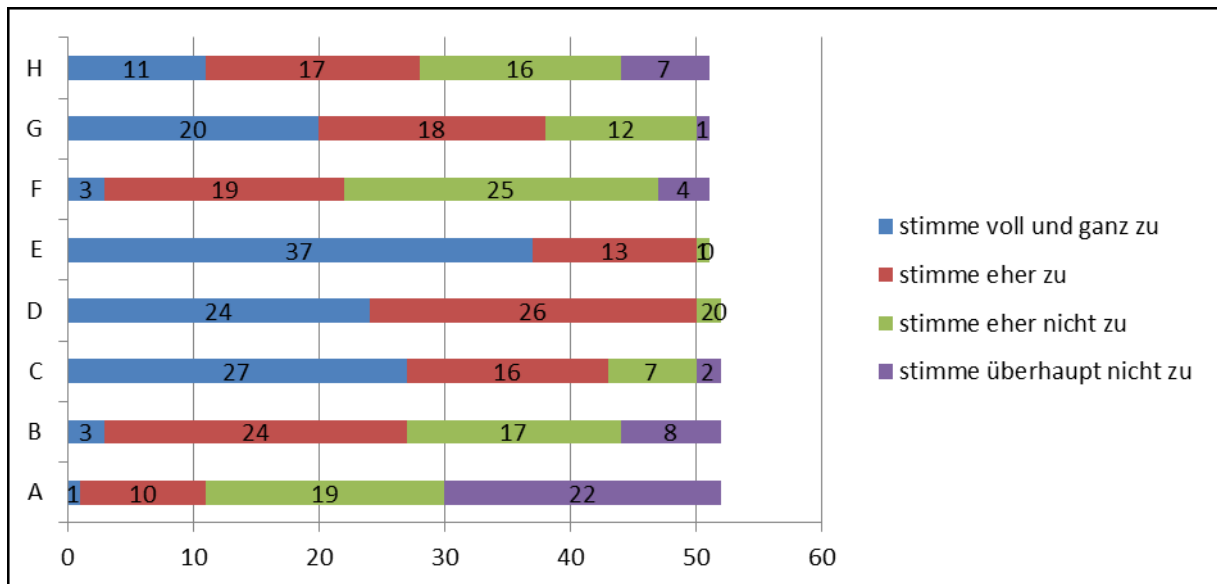
D: Man kann Gruppen beitreten, die den eigenen Interessen entsprechen.

E: Wenn ich mich einer Gruppe anschließe, will ich vorher wissen, wofür sie steht.

F: Seine Interessen in einer Gruppe mit anderen zu teilen erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

G: Bevor ich mich mit einer Gruppe befreunde, will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat.

H: Ich schließe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne.



Die Antworten auf diese Fragen weisen eine eindeutige Tendenz dahingehend auf, dass die der Großteil der Befragten den Facebook-Gruppen gegenüber eine Art von Skepsis und Vorsicht an den Tag legen. Das lässt sich aus den Fragen „Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben“ (51,9% stimmen voll und ganz zu), „Wenn ich mich einer Gruppe anschließe, will ich vorher wissen, wofür sie steht“ (72,5% stimmen eher zu) und „...will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat“ (39,2% stimmen eher zu).

Wobei die letzte Frage „Ich schließe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne“, in gleichem Maße positiv wie negativ beantwortet wurde. So stimmen 33,3% eher zu, 31,4% stimmen eher nicht zu. 49% der Befragten stimmen auch der Aussage, dass die virtuelle Gruppenzugehörigkeit ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt, eher nicht zu.

Aus dieser Darstellung lässt sich ableiten, dass die Gruppenfunktion bei den Befragten zwar im Allgemeinen positiv bewertet wird, sie sich allerdings durchaus Gedanken machen, welcher Gruppe sie sich anschließen und es auch eine große Rolle für sie spielt, wer sie gegründet hat und welche Interessen in ihr vertreten werden. Die eigenen Interessen sind ein wichtiger Grund einer solchen Gruppe beizutreten und auch, dass man diese Interessen mit anderen Mitgliedern teilen kann, ist für die Befragten ein wesentlicher Faktor.

Monarchie und Erster Weltkrieg

Niklas Perzi:

Tschechen und Österreicher haben bereits im 19. Jahrhundert begonnen, ihre eigene Nationalgeschichte und keine „Monarchiegeschichte“ zu schreiben. Wobei Niklas Perzi folgend die Tschechen bereits vor dem Zerfall der Monarchie sich „auf sich selbst konzentriert hat.“ Österreich hingegen hat sich mehr mit der Monarchie identifiziert, weshalb die österreichische „Identitätskrise“ nach 1918 viel stärker bzw. überhaupt gegeben war.

„[...] die Tschechen haben 1918 alles gehabt was ein Staatsvolk hat, außer eben einen Staat, sonst war das ja eine komplett ausgebildete Gesellschaft. [...] Partei, Geschichte, (...) es hat nur der Staat gefehlt zur Unabhängigkeit.“

Niklas Perzi ortet den ersten wesentlichen Bruch zwischen der tschechischen und der österreichischen Gemeinschaft im Zerfall des gemeinsamen Staates, also dem Zerfall der Monarchie mit dem Ende des Ersten Weltkrieges.

„[...] das Wesentliche war sicher einmal 1918 der Zerfall des gemeinsamen Staates. Das ist aber immer so, wenn ein gemeinsamer Staat zerfällt, dass dann die Teilgebiete auseinanderdriften.“

Als ein lokalhistorisches Ereignis, das mit dem Zerfall der Monarchie einhergegangen ist, nennt er die Abtrennung von 13 Gemeinden, die beim Vollzug des Vertrages von St. Germain an Tschechien abgetreten werden mussten.

„[...] das hat aber kaum Auswirkungen gehabt auf das österreichisch-tschechische Verhältnis im Großen und Ganzen.“

Damit will der Historiker darauf verweisen, dass derartige Ereignisse eine Gemeinschaft zwar prägen, man aber nicht davon ausgehen darf, dass sie eine ganze Nation prägen, sondern viel mehr in der betroffenen Region verhaftet bleiben.

Jidka Zimmermann:

Der letzte Kaiser (Anm: gemeint aber Kaiser Franz Josef I) hatte kein großes Interesse an den Tschechen, weshalb das Bild der Österreicher bei den Tschechen kein positives war zur damaligen Zeit.

Das gemeinsame Einmarschieren in den Ersten Weltkrieg stellt für die tschechisch stämmige Historikerin ein wesentliches Ereignis dar, das Tschechen und Österreicher bis zum Zerfall der Monarchie verbunden hat. Es gab allerdings auch kleine militärische Gruppen, die sich abgespalten und mit den Russen kooperiert haben. Dadurch hat sich langsam der Weg zur Trennung abgezeichnet, wobei es für den einfachen Bauern keine Rolle spielte, da der Alltag auf tschechischer und österreichischer Seite derselbe und in gleichem Maße beschwerlich war.

„Also die Trennung war für Tschechen natürlich sehr positiv gesehen. Erstens waren wir unabhängig, industriell waren wir sehr stark. Wir hatten ziemlich gute Karten nach der Saint-Germain-Konferenz.“

Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit

Niklas Perzi:

Durch die Besetzung Tschechiens durch die Nationalsozialisten wurde das Bild der Österreicher wieder ins Positive gekehrt, da man sie „dann den Deutschen quasi zugeschrieben hat.“

Die tschechische Durchschnittsbevölkerung hat Österreich, auch durch das Aufkommen des Fernsehens und der damit einhergehenden Berichterstattung, wieder in einem positiveren Licht gesehen.

Jidka Zimmermann:

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden deutschsprachige Tschechen vor allem aus dem Grenzraum vertrieben, an ihrer Stelle wurden vor allem Roma und Zigeuner angesiedelt, was wiederum zu einem Spannungsverhältnis in der Bevölkerungsstruktur im Grenzraum führte.

„Es wurden viele Leute irgendwo ausgewurzelt, sie mussten sich mit andere Leute, die wieder wo anders ausgewurzelt wurde, zusammen einleben. (...) Auch Gewissheit, dass sie in fremden Häusern wohnen verbreitete Unbehagen und teilweise Angst. Und als 1989 die Grenze geöffnet wurde, waren diese Ängste so stark, dass die Leute diese erste Euphorie nicht so spürten.“

Diese Ängste bestanden vor allem darin, dass die ehemals Vertriebenen wieder zurückkehren könnten und ihren Besitz einfordern würden.

Kommunismus, West-Ost-Gefälle

Niklas Perzi:

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Machtübernahme der Kommunisten in Tschechien und der 1955 ausgerufenen „freien“ Republik Österreich konnte man keinen Mitleidsgedanken – im Sinne von: „Es hätte uns auch treffen können“ – verorten.

„Den gibt es nicht. [...] Vor allem dadurch, dass hier relativ viele Vertriebene in Grenznähe gelebt haben, war das eher dann Schadenfreude. [...] jetzt habt's uns hinausgeschmissen, was habt ihr jetzt davon?“

Jidka Zimmermann:

Die Zeit des Kommunismus wurde aus tschechischer Sicht, zumindest zu Beginn, anders betrachtet als aus österreichischer Sicht.

„Die ganze Entwicklung, also wirtschaftlich, war auch positiv gesehen. Die Leute hatten Arbeit, Fabriken waren nicht kaputt, aber es war alles unter staatlicher Kontrolle. (...) Es waren wirtschaftlich gute Zeiten, aber keine freie Wirtschaft.“

Die Kontrolle der Russen und die damit einhergehende stetig voranschreitende Abschottung gegenüber dem Westen war die Kehrseite der Medaille. Das Ost-West-Gefälle machte sich immer mehr bemerkbar und die Motivation der Arbeiter sank ebenfalls zunehmend. In den 1960er Jahren war die Presse in Tschechien noch „freier“ und auch die Ausreise, um z.B. Verwandte zu besuchen, war ebenfalls möglich.

„[...] vor allem nach dem Prager Frühling 1968 hat sich die Grenze wieder komplett zugesperrt.“

Heutige Situation, seit Fall des Eisernen Vorhanges

Nikals Perzi:

Die Euphorie auf österreichischer Seite nach dem Fall des Eisernen Vorhanges 1989 dauerte bis 1991 an, bis der Beitritt Österreichs zur EU feststand. In den Jahren 1991 bis 1999 war es der Politik wichtig, die Österreicher auf den EU-Beitritt einzuschwören, wodurch man sich vom tschechischen Nachbarn gedanklich entfernt und Richtung Brüssel orientiert hat. Die Tschechen haben sich in dieser Phase mehr Deutschland und Amerika zugewandt, mit dem Fokus auf den NATO-Beitritt.

„[...] also so gesehen kann man politisch sicher von einer Entfremdung sprechen in der Periode.“

Der Beitritt zur EU wurde von politischer Seite auchdahingehend vorangetrieben, dass man früher als Tschechien als ein Teil der EU gilt.

„[...] wir müssen der EU beitreten, damit wir früher ‚als die‘ sind, (...) dass man damit wieder einen Vorsprung hatte gegenüber denen, so wie eben vor 1989, haben wir jetzt wieder einen. So gesehen hat man sich entfremdet.“

Auch nach dem Beitritt Tschechiens zur EU hat die Politik versucht, diese spontane Euphorie von 1989 wieder anzufachen:

„Und dann 1999, wie man schon gewusst hat, Tschechien wird der EU beitreten, hat man halt von Seiten der Politik wieder versucht, diese Begeisterung neu anzuheizen; für die Zusammenarbeit; so quasi, jetzt müssen wir zusammenarbeiten, die treten ja auch bald bei.“

Im Zuge des Interviews mit dem Historiker Nikals Perzi hat sich auch ein Vergleich zwischen der ehemaligen Monarchie und der heutigen Europäischen Union ergeben. Wobei Perzi im Hinblick auf diesen Vergleich meint: „[...] die Österreichische Monarchie hat sicher einen stärkeren inneren Zusammenhalt gehabt als die EU. (...) Dass man vier Jahre (Anm: Erster Weltkrieg) Krieg führt gemeinsam unter einer Führung, die man eigentlich nicht will (...) ich weiß nicht, ob die EU einen Krieg führen könnte vier Jahre lang gegen einen Außenfeind.“ Obwohl also einige Gemeinschaften oder Teile der Monarchie das Königshaus und damit einhergehend das heutige Österreich vielleicht abgelehnt haben, wohnte ihnen dennoch ein (unbewusstes) Gemeinschaftsgefühl inne, das sie an diese Staatsform gebunden hat. Heute sucht man ein solches in der EU vergeblich.

„1989 war noch, natürliche Euphorie‘ gegeben, bei Tschechiens Beitritt zur EU nur mehr sehr verhalten, war mehr von ‚oben‘ angeheizt und inszeniert. Nicht nur für die Medien, auch für die Leute.“

Niklas Perzi will mit dieser Aussage verdeutlichen, dass nach dem Fall des Eisernen Vorhanges durchaus eine gewisse Euphorie und Freude vorgeherrscht hat, dass Österreich und Tschechien nicht mehr durch eine unüberwindbare Grenze getrennt sind. Diese Euphorie wurde bei anderen zentralen politischen Ereignissen, wie eben dem Beitritt Tschechiens zur EU, von politischer Seite künstlich angeheizt um dadurch ein künstliches Gemeinschaftsgefühl zu erzeugen, das die Durchschnittsbevölkerung aber nicht mehr empfunden hat / empfinden wollte.

Kategorie 3: Annäherungstendenzen auf gesellschaftlicher Ebene
--

Trennende Aspekte (historisch, gesellschaftlich, ökonomisch, etc.)

Niklas Perzi:

Im Zuge des Zerfalles der Monarchie und der folgenden historischen Ereignisse ortet Perzi eine Form der atmosphärischen Entfremdung zwischen Österreich und Tschechien.

„Wenn ein Staat zerfällt, dann entfremdet man sich einfach. (...) wie in einer Beziehung. Dass man zwar korrekte Beziehungen pflegt, aber man geht getrennte Wege; so wie eine Beziehung auseinander geht, geht jeder seine Wege und man entfremdet sich.“

Bezugnehmend auf die Kampagnen gegen Tschechien, die vor allem die Kronen Zeitung inszeniert hat, als das heute noch viel diskutierte Atomkraftwerk Temelin großes Thema war, merkt der Historiker an:

„Das ist ja auch symptomatisch (...) weil man halt den Tschechen alles zutraut und nicht, dass sie ein Kernkraftwerk quasi sinnvoll oder sicher betreiben können. Das Österreichbild nach 1989 war positiv (...) aber jetzt tun wir alles, um es wieder ins Negative zu drehen.“

Eine weiterer trennender Aspekt zwischen Österreich und Tschechien ist, dass sich die tschechische Jugend nicht Richtung Österreich orientiert, sondern viel mehr Richtung Deutschland oder Amerika.

„[...] Österreich gilt als verschlafener, unreformierbarer, seltsamer Bürokraten- und Parteistaat, mittlerweile.“

Weiters ist auch das Interesse von österreichischen Studenten im Zuge eines Erasmus-Aufenthaltes nach Tschechien, oder generell in ein ehemaliges „Ost-Land“ zu gehen, sehr gering.

Jeder Staat bzw. jede Gemeinschaft verfügt über eine gemeinsame Identität, ein Nationalbewusstsein. Zwei zentrale Aspekte dabei sind eine eigene Geschichte und eine eigene Sprache. Ohne ein Nationalbewusstsein „wird es keinen funktionierenden Staat geben.“

„Man braucht was Gemeinsames für die eigene Gruppe und ein Trennendes, um sich von anderen Gruppen abzugrenzen.“

Ein weiterer trennender Aspekt sind die ökonomischen Umstände, die man mit jenen im Nachbarland vergleicht. Die Österreicher vergleichen ihren Wohlstand nach wie vor mit jenem ihrer tschechischen Nachbarn, und grenzen sich somit von ihm ab und stärken ihr Nationalbewusstsein („uns geht es besser“).

Jidka Zimmermann:

Die meisten trennenden Aspekte findet man in der Zeit zwischen 1945 und 1989: Zum einen die große Emigrationswelle nach dem Zweiten Weltkrieg, zum zweiten die gelebte „Blutrache“ in Reaktion auf die brutalen Vertreibungen und dass oft unschuldige kleine Bauern ausgewurzelt wurden waren drei wesentliche Komponenten, die eine Entfremdung beider Gemeinschaften voneinander vorangetrieben haben.

Der Kommunismus wurde auch nicht von allen Tschechen als negativ und unterdrückend empfunden: Bauern mussten ihre Arbeit verrichten, gemeinsam mit anderen Bauern war diese meist auch leichter zu bewältigen.

„Also nicht gebildeten Leuten, denen war das eigentlich egal. Leute in der Stadt, die wirklich gebildet waren, (...) haben sich eingeschränkt gefühlt, nicht frei.“

Die Tschechen blicken heute noch teilweise neidisch nach Österreich, weil in Österreich für die gleiche Arbeit in den meisten Fällen mehr Lohn bezahlt wird. Österreicher sind im Vergleich zu den Tschechen sparsamer bzw. haben den Spargedanken mehr verinnerlicht als die tschechischen Nachbarn.

„Wenn man nach Tschechien fährt (...) wenn man die Leute anschaut, die schauen ein bisschen anders aus, eher so skeptisch, irgendwie depressiver.“

In Tschechien ist man, im Vergleich zu Österreich, so die Historikerin, auch anonymisierter. Das heißt, man hält sich nicht so oft in Gemeinschaften auf wie in Österreich, wo beispielsweise Vereine eine große Rolle im Alltagsleben des Einzelnen spielen.

Vorurteil und Stereotyp

Niklas Perzi:

Die Wurzeln der Entfremdung sind bereits im 19. Jahrhundert gelegt worden, durch das Bild vom armen Tschechen („Ziegelbehm“, der Wien aufbaut). Dieses Bild wurde dann von Generation zu Generation weiter tradiert, obwohl es immer weniger der Realität entsprochen hat.

„Die Kronen-Zeitung greift in ihren Kampagnen gegen Tschechien (z.B. Temelin, Anm.) dieses Stereotyp aus dem 19. Jahrhundert heraus und arbeitet damit.“

Doch diese Bilder von den armen Tschechen, die 1989 mit den „Giftspritzen“ (alte Autos, Anm.) über die Grenze kommen, haben sich in den Köpfen festgefressen und „spuken bis heute im nördlichen Waldviertel herum.“

Unter den österreichischen Jugendlichen hat sich vor allem das Bild vom „Tschechen als was Niederen oder irgendwie (...) hinterwäldlerisch“ eingeprägt, was laut dem Historiker daran liegt, dass es von Generation zu Generation in dieser Form weitergegeben wird.

Die Vorurteile und Stereotype im Grenzraum können „durch persönliche Begegnungen entweder abgebaut oder verstärkt werden.“ Wobei es gerade im Grenzraum aber auch viele Menschen gibt, die Tschechien idealisieren.

„Das Tschechien von heute ist eine hochproblematische Gesellschaft. Durch diesen radikalen Wandel (nach dem Fall des Eisernen Vorhanges, Anm.) kam es zur sozialen Ungleichgewichtung. (...) man hat sich jetzt auf das kapitalistische Modell gestürzt, ohne Rücksicht auf Verluste.“

Sprache

Niklas Perzi:

Es gibt in Österreich kaum Menschen, die heute Tschechisch lernen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhanges waren die Tschechisch-Kurse überfüllt, bis die Menschen das Interesse verloren haben, was auch dadurch bedingt war, dass diese Sprache sehr schwer zu erlernen ist. In der Grenzregion wird Tschechisch in sehr wenigen Schulen als lebende Fremdsprache angeboten. Dabei ist die größte Barriere, die heute zwischen den beiden Nationen besteht, die sprachliche.

Jidka Zimmermann:

„Früher haben die Tschechen in der Grenzregion den deutschen Dialekt ganz normal gelernt, jetzt (in der Zwischenkriegszeit, Anm.) war es umgekehrt.“

Heute ist dies nicht mehr der Fall. Um den grenzüberschreitenden Dialog zu fördern, muss man von „oben“ und von „unten“ aktiv werden. Die Sprache ist laut Zimmermann das Um und Auf, um sich dem Nachbarn anzunähern. Die Annäherung an die „fremde“ Kultur kann beispielsweise in zweisprachigen Fußballvereinen oder Kindergruppen leicht vorangetrieben werden. Die im Grunde nicht vorhandenen Tschechischkenntnisse auf Österreichischer Seite sind auch ein Grund dafür, warum die Österreicher nicht nach Tschechien reisen; die Angst, sich nicht zurechtzufinden und sich nicht verständigen zu können, ist sehr groß.

(Des-)Interesse am Nachbarn

Niklas Perzi:

Das Interesse der Österreicher am Nachbarn ist dahingehend gegeben, als dass sie meinen, dass man sich in Tschechien *„aufführen kann, wie man will, weil (...) die froh*

sein sollen, wenn man in ihr Land kommt. (...) Sobald man über die Grenze fährt, fallen die Hemmungen.“

Diese Einstellung ist aber, laut dem Historiker, nicht die richtige, weil man sich, wenn man ins Nachbarland fährt, durchaus mit der Realität konfrontieren muss. Wer sich darauf einlässt, kommt überrascht nach Österreich zurück und hat festgestellt, *„was es dort schon alles gibt.“*

Österreichische Jugendliche fahren nicht ins benachbarte Tschechien in die Disco oder zum Weggehen. „So gesehen kann man sagen, dass die Grenze vielleicht noch immer da ist.“ Die Barriere, die man sonst überschreiten würde, wäre noch zu groß.

In Bezug auf das Atomkraftwerk Temelin gab es in der Anfangsphase viele Grenzblockaden und viel Interesse daran, dieses Projekt aufzuhalten. Doch das hat sich viel mehr *„im Mühlviertel abgespielt. Das hat im Waldviertel kaum wen hinterm Ofen hervorgeholt. Das war im Mühlviertel viel stärker. (...) Weil dort auch mehr Vertriebene wohnen.“*

Wie bereits in der Kategorie 2 angemerkt, ist das Interesse am tschechischen Nachbarn bei den Österreichern nicht (mehr) sehr groß, die Politik versucht es aber immer wieder anzufachen. So ist auch das Schlagwort „Grenzen im Kopf“, mit dem man in der Grenzregion oft konfrontiert ist, auch eine Kreation politischer Inszenierung, unter dem sich der Durchschnittsbürger kaum etwas vorstellen kann, weil er sich im Alltag kaum oder gar nicht mit seinem Nachbarn auseinandersetzt.

Interessenssteigernde Maßnahme: Verein

Jidka Zimmermann:

Wie bereits in der Unterkategorie „Sprache“ angeführt, besteht in grenzüberschreitenden Vereinen eine große Chance dafür, den grenzüberschreitenden Dialog zu fördern. Im Interview mit ihr verwies sie immer wieder auf die Gründung von Fußballvereinen, die zum einen den Jugendlichen, zum anderen aber auch deren Eltern, die Möglichkeit geben (könnten), die Berührungspunkte mit dem Nachbarn abzubauen.

Gustav Götz:

Gustav Götz, ein Experte auf dem Gebiet der Sozialen Netzwerke, formuliert „Vereine funktionieren in Österreich. Die sind halt sehr abgeschlossen.“ Er stellt fest, dass Facebook Räumlichkeitsgrenzen aufheben kann und man Facebook im Grenzraum ähnliche einem virtuellen Verein einsetzen kann. Aber auch er sieht die Sprachbarriere als eine große Hürde in diesem Zusammenhang an.

„Aber wenn der Verein niemanden hat der Tschechisch spricht und vielleicht auch ab und zu etwas auf Tschechisch postet, wird es schwierig.“

Christian Pfabigan:

In dieselbe Kerbe schlägt auch Christian Pfabigan, ein Gründungsmitglied von „Lepschi“. „Der Großteil der Leute, die sich für den Verein interessieren ist aus der Region Waldviertel, der tschechische Anteil ist eher gering.“ Weiters kommt auch er auf die Sprache als großen trennenden Aspekt zu sprechen: „Aber trotzdem sollte die Kommunikation effizient betrieben werden, in dem beide Sprachkanäle eigentlich abgedeckt werden sollen.“

Kommunikation über Nachbarn

Niklas Perzi:

Ein weiterer trennender Aspekt zwischen der tschechischen und der österreichischen Gemeinschaft ist, so der Historiker, dass die Medien (große Tageszeitungen und Rundfunk) kaum oder vielmehr gar keine Informationen über den Nachbarn bringen.

„[...] daher fehlt das Wissen über den Nachbarn, was aber gleichzeitig wieder das Interesse an ihm fördern würde. (...) Tschechen wissen, wie Österreicher, wenig über ihren Nachbarn; aber auf jeden Fall wissen Tschechen mehr über Österreich als umgekehrt.“

Jidka Zimmermann:

Im Zuge des Interviews mit Frau Zimmermann ist auch die Frage nach einer grenzübergreifenden Zeitung aufgetaucht und ob eine solche den

grenzüberschreitenden Dialog fördern könnte oder zumindest das Interesse am Nachbarn steigern könnte. Ihren Aussagen zu Folge würde eine Vernetzung in grenzüberschreitenden Vereinen o.Ä. ein erster wichtiger Schritt sein, eine derartige Zeitung würde im Moment auf zu wenig Resonanz stoßen. Erst wenn sich die beiden nationalen Gemeinschaften im Kleinen angenähert haben, kann man weitere Schritte – wie eben eine derartige Zeitung – setzten.

Kategorie 3.1: Annäherungstendenzen auf elektronischer Ebene
--

Frage 8: Facebook bietet auch die Möglichkeit, sich einer virtuellen Gruppe anzuschließen. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

A: Facebookgruppen sind auf die Interessen der Mitglieder abgestimmt. Ich bin auch mit Gruppen befreundet, die nicht meinen Interessen entsprechen.

B: Über Facebook-Gruppen kann ich Leute kennen lernen, die meine Interessen teilen.

C: Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben.

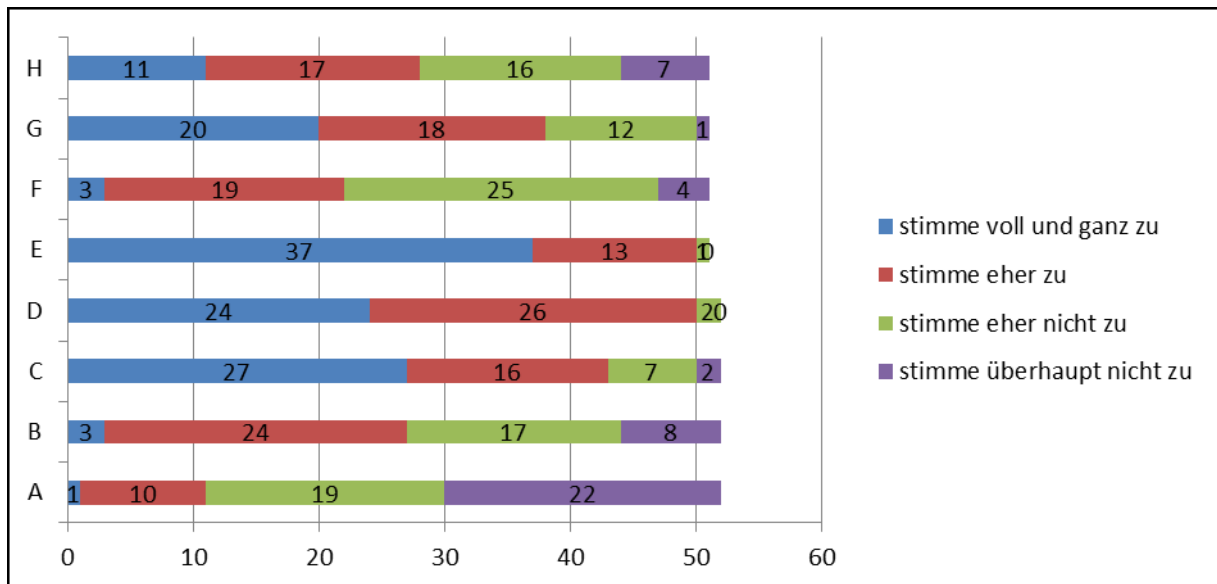
D: Man kann Gruppen beitreten, die den eigenen Interessen entsprechen.

E: Wenn ich mich einer Gruppe anschließe, will ich vorher wissen, wofür sie steht.

F: Seine Interessen in einer Gruppe mit anderen zu teilen erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

G: Bevor ich mich mit einer Gruppe befreunde, will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat.

H: Ich schließe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne.



Die Antworten auf diese Frage weisen eine eindeutige Tendenz dahingehend auf, dass der Großteil der Befragten den Facebook-Gruppen gegenüber eine Art von Skepsis und Vorsicht an den Tag legen. Das lässt sich aus den Fragen „Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben“ (51,9% stimmen voll und ganz zu), „Wenn ich mich einer Gruppe anschließe, will ich vorher wissen, wofür sie steht“ (72,5% stimmen eher zu) und „...will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat“ (39,2% stimmen eher zu).

Wobei die letzte Frage „Ich schließe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne“, in gleichem Maße positiv wie negativ beantwortet wurde. So stimmen 33,3% eher zu, 31,4% stimmen eher nicht zu. 49% der Befragten stimmen auch der Aussage, dass die virtuelle Gruppenzugehörigkeit ein Gemeinschaftsgefühl erzeugt, eher nicht zu.

Aus dieser Darstellung lässt sich ableiten, dass die Gruppenfunktion bei den Befragten zwar im Allgemeinen positiv bewertet wird, sie sich allerdings durchaus Gedanken machen, welcher Gruppe sie sich anschließen und es auch eine große Rolle für sie spielt, wer sie gegründet hat und welche Interessen in ihr vertreten werden. Die eigenen Interessen sind ein wichtiger Grund einer solchen Gruppe beizutreten und auch, dass man diese Interessen mit anderen Mitgliedern teilen kann, ist für die Befragten ein wesentlicher Faktor.

Christian Pfabigan:

Die primären Kommunikationswege des Vereines Lepschi stellen Mundpropaganda und E-Mails dar. Facebook und auch der Newsletter des Vereines werden als unterstützende Maßnahmen angewandt. Die Face-to-Facekommunikation, in diesem Fall als Mundpropaganda zu bezeichnen, ist für den Verein das wichtigste Kommunikationsmittel um auf sich aufmerksam zu machen und es ist, so Pfabigan, auch das erfolgreichste und wird auch als das vertrauenswürdigste angesehen.

„[...] so funktioniert es eigentlich am besten. (...) Wenn es dann einem Freund / einer Freundin erzählt wird, ist das vielleicht dann doch ganz etwas anderes (als Facebook, Anm.) und vielleicht vertrauenswürdiger.“

Reaktionen auf gepostete Einträge auf ihrer Facebookseite gibt es kaum, „außer ein paar ‚Likes‘“, die aber meist von Leuten aus dem engeren Umfeld des Vereines stammen und zum Großteil aus dem Waldviertel und nur ganz selten aus Tschechien stammen. Eine tiefer gehende Interaktion oder Diskussion ist ebenfalls noch nicht zustande gekommen, was Christian Pfabigan auf die falsche Betreuung der Seite zurückführt.

„Das haben wir wahrscheinlich nicht geschafft oder nicht wirklich in die Richtung bewegen können, dass sich jetzt Leute mit dem Grundgedanken (des Vereines, Anm.) – es geht ja eigentlich um den Grundgedanken – auseinandergesetzt haben.“

Gustav Götz:

Durch kurze und prägnant formulierte Postings kann das Interesse der Facebook-Nutzer erweckt oder gesteigert werden. Aussagen, die mit einem Link oder einem Foto verknüpft werden, wecken zusätzlich die Aufmerksamkeit. Die soll dazu führen, dass die Facebook-Nutzer stärker mit dem Betreiber einer Seite oder in einem weiteren Schritt miteinander interagieren. Der Betreiber muss aber schon vor dem Posten eines Beitrages die Reaktionen der Nutzer mitdenken, weil sie sonst ihre Stoßrichtung verfehlen könnten.

Der Betreiber muss sich von Beginn an auch darüber klar sein, wohin er mit seiner Seite will. Facebook hat verschiedene Funktionen für den Betreiber, allen voran kann es sowohl ein Marktforschungs-Tool, eine Imagemaßnahme oder ein Treffpunkt für eine Fangemeinde sein.

„[...] dann gibt man ihnen auch ein bisschen die Möglichkeit, sich dort zu engagieren. Als wie in einem Verein, wie früher halt.“

Die Räumlichkeitsgrenzen sind durch Facebook aufgehoben, wodurch Facebook als elektronischer Kommunikationsweg/-kanal durchaus funktionieren kann.

"Ich mache eine Werbeanzeige, die ist auf Tschechisch formuliert und das sehen dann nur die Leute aus Znaim zum Beispiel. Und dann mache ich eine auf Deutsch, die sehen nur die vom anderen Grenzort in Österreich und die verlinken aber beide auf dieselbe Seite, dann geht es schon. Man muss sich halt nur bemühen."

Jidka Zimmermann:

Die Historikerin sieht, angesprochen auf Facebook als Mittel zur Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges, Facebook zum einen als gutes Kommunikationsmittel an, aber nur wenn sich die betroffenen Personen schon persönlich kennen. Sonst könnte viel gespielt sein, was sich bei einem Treffen im realen Leben als große Enttäuschung entpuppen könnte. Sie sieht den persönlichen Kontakt und die Erfahrungen, die jeder einzelne daraus gewinnt, als zielführender an.

Kategorie 4: Selbst- und Fremdbild des Untersuchungsgegenstandes (Lepschi)
--

Frage 10: Bitte bewerten Sie folgende Aussagen über den "KV Lepschi".

A: Der KV Lepschi ermöglicht es mir, Kontakt mit Menschen aus meinem Nachbarland aufzubauen.

B: Wofür der KV Lepschi steht, ist mir nicht ganz klar.

C: Der KV Lepschi ist im Grenraum Waldviertel / Tschechien aktiv.

D: Der KV Lepschi ist durch seine Tourismusinitiativen in der Lage, die Beziehung zwischen Tschechien und Österreich zu verbessern.

E: Die soziale Vernetzung und die kulturelle Vielfalt im Grenzraum zu fördern, ist ein Leitgedanke von KV Lepschi.

F: Der KV Lepschi organisiert vor allem z.B. Sprachkurse und Schulausflüge in das benachbarte Land.

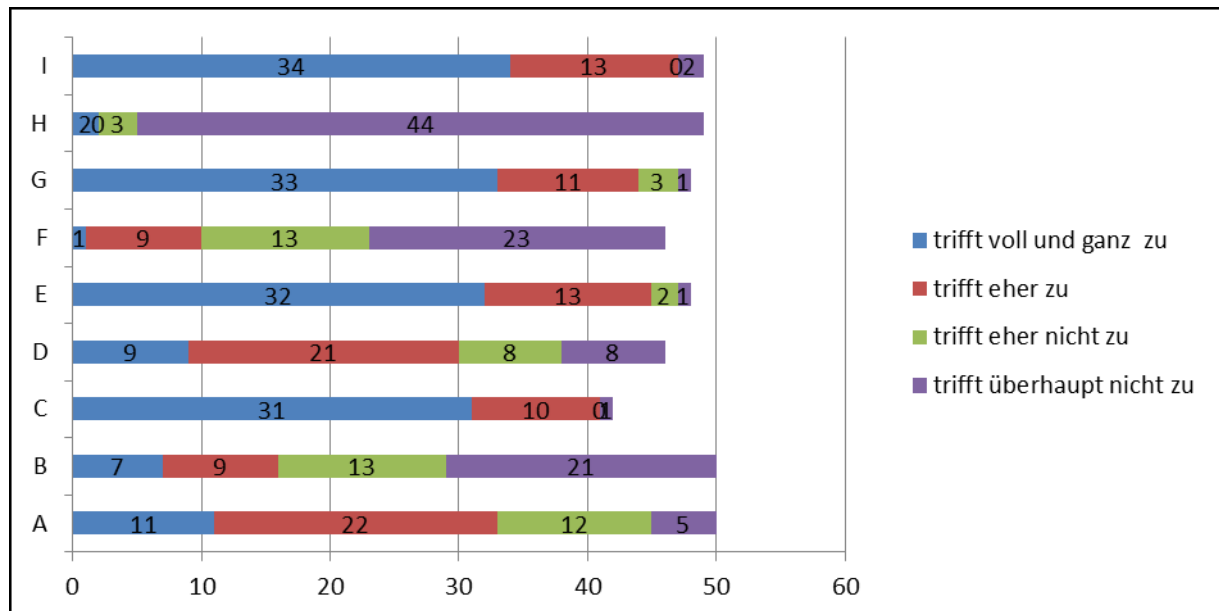
G: Vor allem durch die grenzüberschreitenden Kulturveranstaltungen, Festivals

und Parties hat sich der KV Lepschi einen Namen gemacht.

H: Ich habe noch nie etws über den KV Lepschi gehört.

I: Der KV Lepschi unterstützt die Subkultur im Grenzraum Waldviertel /

Tschechien



Aus diesem Diagramm ist – kurz gesagt – sehr deutlich ersichtlich, dass die Befragten Facebooknutzer den Verein „Lepschi“ durchaus kennen und sie auch wissen, durch welche Tätigkeiten und Leitideen er sich einen Namen gemacht hat.

Die Antworten C, E, G und I sind Aussagen, die aus dem Selbstbild des Vereines, veröffentlicht auf seiner Homepage, abgeleitet wurden. Wie am Balkendiagramm ersichtlich, ist die Zustimmung zu diesen Aussagen groß, was wiederum den Schluss zulässt, dass sich die Nutzer auch abseits von Facebook mit dem Verein auseinandergesetzt haben oder der Verein über seinen Facebookauftritt seine Leitgedanken in sehr guter Weise vermitteln konnte. Auch dass die Aussagen F und H so eindeutig negativ bewertet wurden zeigt, dass die Idee des Vereines gut transportiert wurde bzw. dass die Nutzer zumindest wissen, mit wem sie es zu tun haben und worauf der Verein abzielt.

Christian Pfabigan:

Der Verein „Lepschi“ oder viel mehr die Idee zur Gründung ist spontan aus dem Schulalltag mit tschechischen Mitschülern entstanden. Jedoch sind von den 10 Gründungsmitgliedern heute nur noch 3 übrig. Die Zielgruppe sind grundsätzlich alle Bewohner der Grenzregion Waldviertel – Südböhmen, wobei man den Fokus aber auf Jugendliche und junge Erwachsene legt.

Kategorie 4.1: Rolle von Lepschi in der zu untersuchenden Region
--

Frage 9: Sie sind mit der Gruppe "KV Lepschi" befreundet. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

A: Viele meiner Freunde sind in der Gruppe vertreten und haben mir die Seite empfohlen.

B: Hier findet man immer gute Veranstaltungstipps.

C: Der KV Lepschi hat mich als Freund/in hinzugefügt.

D: Ich kenne viele Leute, die hier vertreten sind, deshalb bin ich auch mit dem KV Lepschi befreundet.

E: Mit der Gruppe befreundet zu sein, erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

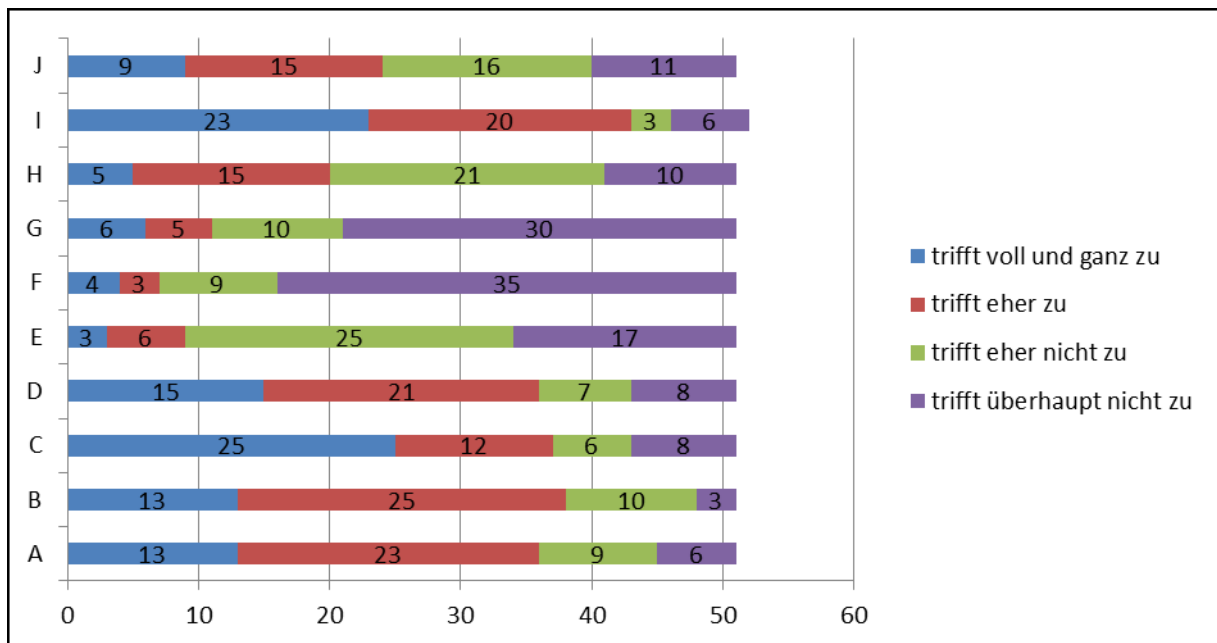
F: Eigentlich weiß ich nicht, wer hinter dem KV Lepschi steht.

G: Ich engagiere mich selber beim KV Lepschi und daher bin ich hier vertreten.

H: Ich kann hier Leute kennen lernen, die dieselben Interessen teilen wie ich.

I: Das Engagement des KV Lepschi außerhalb von Facebook halte ich für sehr gut, deshalb zeige ich auch online mein Interesse.

J: Ich habe hier die Möglichkeit mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die weiter weg wohnen / die ich nicht regelmäßig persönlich sehen kann.



Auffälligste Antwort bei dieser Frage ist, dass 49% der Befragten angeben, dass es „voll und ganz zutrifft“, dass der Verein Lepschi sie als Freunde zur Gruppe hinzugefügt hat, und sie nicht umgekehrt von sich aus der Gruppe beigetreten sind. Dennoch sind sie dem Hinzufügen nicht blind gefolgt, 68,6% verneinen die Aussage „Eigentlich weiß ich nicht, wer hinter dem KV Lepschi steht.“, was darauf schließen lässt, dass sie durchaus wissen, wer und welche Ideen hinter diesem Verein stehen. Das bestätigt auch die Bewertung der Aussage „Das Engagement des KV Lepschi außerhalb von Facebook halte ich für sehr gut, deshalb zeige ich auch online mein Interesse“ mit 44,2% voller Zustimmung. Dies zeugt davon, dass die Gruppenmitglieder schon vor dem Beitreten den Verein kannten und sich mit ihm schon auseinandergesetzt haben. Anders kann man ausschließen, dass sich weitestgehend nur aktive Vereinsmitglieder auch auf Facebook zu einer Gruppe zusammenfinden. Ausgehend von der Bewertung der Aussage „Ich engagiere mich selber beim KV Lepschi und daher bin ich hier vertreten“, die mit 58,8% „überhaupt nicht“ auf die Befragte zutrifft, kann diese festgestellt werden. Und damit einhergehend ist zusammenfassend zu sagen, dass die Mitglieder der Facebook-Gruppe des KV Lepschi zwar zu einem großen Teil nicht von sich aus dieser Gruppe beigetreten sind, sie aber durchaus wissen, wofür der Verein steht, sie sich untereinander (besser oder schlechter) kennen und sie auch als „Außenstehende“ zur Gruppe hinzugekommen sind und keine aktiven Vereinsmitglieder sind.

41,2% geben an, dass es eher zutrifft, dass sie der Gruppe beigetreten sind, weil auch viele ihrer Freunde/Bekannten hier anzutreffen sind. Wobei sie es zu 41,2% auch eher verneinen, Leute mit denselben Interessen kennenlernen zu können. Das wiederum lässt den Schluss zu, dass es den Nutzern wichtig ist, auch auf virtuellem Weg ihre (aus dem realen Leben bereits existierenden) Freundschaften zu pflegen, sie im Gegenzug aber nicht davon ausgehen, ihren Freundeskreis in sozialen Netzwerken erweitern zu können.

Christan Pfabigan:

„Zielgruppe sind eigentlich alle Menschen, die offen sind, aus der Grenzregion.“

Lepschi ist ein regionaler Verein, der versucht, über vielfältige und –seitige Veranstaltungen, den grenzüberschreitenden Dialog zu fördern. „Über normale Musikveranstaltungen bis hin zu gemeinsamen Projekten, wo Leute an einem bestimmten Thema (...) arbeiten.“

Obwohl er im Interview die Projekte und Veranstaltungen als vielseitig und qualitativ hochwertig bezeichnet, kommt über diverse Kommunikationskanäle, speziell über Facebook, kaum oder gar kein Feedback. Wenn es ein solches gibt, dann von ihnen nahestehenden Personen. Angesprochen darauf, ob in seinen Augen der Grundgedanke von Lepschi - wofür er steht - über Facebook transportiert werden konnte, meint er:

„[...] ist es uns wahrscheinlich nicht so gut gelungen, vielleicht hätte es noch eine intensivere Beschäftigung damit gebraucht. (...) Der Hälfte von uns war Facebook eigentlich egal. (...) Deswegen ist das vielleicht auch ein bisschen stiefmütterlich behandelt worden.“

Neben der zu wenig intensiven Betreuung der Seite ortet Christian Pfabigan aber auch die sprachlichen Differenzen als ausschlaggebenden Faktor dafür, dass das Kommunikationsmittel Facebook nicht die gewünschten Erfolge erzielt.

Gustav Götz:

Facebook bietet die Möglichkeit eines Rückkanals, als die Möglichkeit auf Postings zu reagieren, woraus wiederum Interaktion mit anderen Facebook-Nutzern derselben Seite oder Gruppe entstehen kann. Will man über diesen Kanal kommunizieren, muss auch eine „neue“, verkürzte Art der Sprache bzw. Kommunikation angewendet werden.

Über Facebook kann man Menschen dazu bewegen, miteinander in Kontakt zu treten, in dem man als Betreiber einer Seite durch stetiges Posten und Kommentieren in der Lage ist, sich eine Community aufzubauen. Dadurch entsteht ein Gemeinschaftsgefühl, das die Nutzer an die „Marke“ also an die Community bindet.

Ein rasches Reagieren auf Kommentare von Nutzern ist dabei das Um und Auf, um den Kommunikationsfluss nicht zu stören. Deshalb ist es auch wichtig, bevor man eine Seite gründet, eine Art Entscheidungsbaum zu entwerfen, um festzuhalten, wer in welcher Form auf Kommentare reagieren darf. Es soll dadurch auch ein einheitliches Auftreten der Betreiber der Seite garantiert werden.

Facebook ist „[...] in Wirklichkeit eine mehr oder weniger Live-Situation in der Betreuung. Also müsste es (der Betreuung übernimmt, Anm.) jemand sein, der sich (...) mit Facebook auskennt, und dort selbst aktiv ist und weiß, wie es technisch funktioniert (...) der das auch regelmäßig irgendwie verfolgt.“

Gelingt diese Form der Betreuung und der Aufbau einer Community über einen gewissen Zeitraum, ist ein reales Treffen dennoch sehr wichtig. Lernen sich die Leute auch persönlich kennen, intensiviert das in den meisten Fällen den Zusammenhalt und das Gemeinschaftsgefühl der Community.

Im Fall von Lepschi meint der Experte für Soziale Netzwerke, dass gerade ein so regional aktiver Verein gute Chancen hat, sich eine Facebook-Community aufzubauen, weil im regionalen Raum die (persönlichen) Hürden, sich an Projekten zu beteiligen oder sich in einem Verein zu engagieren, niedriger sind. Der Grundgedanke von Lepschi, um den es bei seinem Facebookauftritt ebenfalls geht,

kann aber auch zur Hürde werden. Nämlich dann, wenn es zu sehr um moralische Wertvorstellungen geht.

„Je moralinsauer eine Geschichte wird, desto unattraktiver wahrscheinlich, vor allem für die jüngere Zielgruppe. (...) wenn man versucht, sich dem auf eine unterhaltsame Weise zu nähern (...) kann es schon funktionieren. Was man natürlich sehr gut bedienen kann, ist das Wirgefüh.“

Facebook ist ein junges Medium, vor allem Menschen zwischen 20 und 29 Jahren agieren und interagieren auf dieser Plattform. Gustav Götz meint abschließend, dass Facebook auch in der Lage ist, die Face-to-Face-Kommunikation zwischen Menschen zu einem großen Teil zu ersetzen.

„Denn ich kann mir aussuchen, mit wem ich kommuniziere. Ich kann aber sehr persönlich kommunizieren, ich kann es jederzeit aufdrehen und bin in einer Wolke der Privatheit drin.“

Resümee: Facebook-Seiten funktionieren, wenn die aufgebaute Community auch zur Interaktion bereit ist. Sie muss aktiv sein und das auch wollen. Eine Seite zu gründen und auf Erfolg warten alleine kann nicht genügen, man muss Zeit, Wissen und persönliches Engagement in eine erfolgreiche Seite stecken.

Kategorie 5.1: Umsetzung der Grundregeln in der Praxis
--

Christan Pfabigan:

Der Verein Lepschi will seine Interessen und auch seine Veranstaltungen vor allem über Mundpropaganda, Flyer und E-Mail-Verteiler bekannter machen und bewerben. Seit rund drei Jahren wird zusätzlich auch Facebook als Kommunikationsweg herangezogen, wobei Christan Pfabigan die Mundpropaganda nach wie vor als vertrauenswürdigstes Kommunikationsmittel für den Verein ansieht. Der Einsatz von Facebook ist aus bestimmten Gründen erfolgt.

„Ein Ziel war sicher, erstens mal den Bekanntheitsgrad von dem Verein, von der Idee eigentlich, zu verbreiten. [...] Gerade über Freunde kann man dann vielleicht mehr Leute erreichen oder dann auch Veranstaltungen damit bewerben.“

Auf die Frage, ob Facebook mittlerweile ein Muss geworden ist, meint er, dass es als Informationsquelle für die meisten Leute sehr wichtig ist, er selbst diesem Sozialen Netzwerk aber kritisch gegenüber steht.

„Und wer nicht dabei ist, verschließt sich eigentlich dieser Welt und existiert quasi nicht. Aber (...) es war vor zwei Jahren erst dieser Hype, vielleicht ist dieser Hype auch schon wieder bald vorbei.“

Würde man Facebook für den Verein aber nicht einsetzen, würde man ein wichtiges Marketinginstrument verweigern.

„[Ich kann] mit wenig Mitteln oder mit relativ wenig Ressourcen, außer ein bisschen Zeit, eine breite Masse erreichen und so eine viel bessere Streuung haben.“

Die eigentliche Betreuung der Seite hat neben einem weiteren Vereinsmitglied („er schaut ab und zu rein“) Christian Pfabigan selbst übrig, wobei er die Aktivitäten auf Facebook seitens der User als grundsätzlich sehr gering einschätzt.

„Der Hälfte von uns war Facebook eigentlich ziemlich egal. (...) Deshalb ist es auch ein bisschen stiefmütterlich behandelt worden.[...] Wir wollten das sicher eher dezent einsetzen, eher mehr informationsbasiert und nicht so quasi auf bashing, quasi herumspamen.“

Der Grundgedanke des Vereines „Lepschi“ konnte in den Augen von Christian Pfabigan „wahrscheinlich nicht so gut“ transportiert werden, weil es dazu eine „intensivere Beschäftigung gebraucht hätte“, die seiner Einschätzung nach nicht gegeben war / ist.

„Das haben wir wahrscheinlich nicht geschafft oder nicht wirklich in die Richtung bewegen können, dass sich jetzt Leute mit dem Grundgedanken – es geht ja eigentlich um den Grundgedanken – auseinandergesetzt haben.“

Die Reaktionen auf die Facebook-Aktivitäten, seien es Kommentare oder beworbene Veranstaltungen des Vereines, sieht er ebenfalls als sehr gering an. Außer ein paar „Likes“ und vereinzelt Kommentaren waren die Reaktionen der Facebook-Freunde sehr gering. „[...] dann waren es Leute aus unserem Umfeld oder die uns relativ nahe stehen von österreichischer oder tschechischer Seite.“

Weil sie das Angebot an Freizeitveranstaltungen, vor allem an den Wochenenden für Jugendliche im Laufe der letzten Jahre stark differenziert und erweitert hat, hat Lepschi den Schritt zu Facebook gemacht.

„Von daher finde ich es eigentlich schon wichtig, dass man sich auch gerade in den sozialen Netzwerken positioniert und dort wiederfindbar ist. (...) Facebook ist eine Möglichkeit, diese Beschränkung (ökonomische oder strukturelle

Benachteiligung in der Grenzregion, Anm.) vielleicht teilweise zu lindern und eigene Netzwerke dadurch eigentlich aufzubauen.“

Der Einschätzung von Christian Pfabigan nach ist Facebook für den Verein ein Instrument, eine Art Anlaufstelle, für alle, die ein Interesse an dem Verein und seinen Tätigkeiten haben, „aber nicht, um tiefergehende Kontakte zu pflegen“ oder um bestehende Kontakte aufrechtzuerhalten.

Der Verein Lepschi „funktioniert mit bestimmten Leuten, wo man vielleicht ein mehr oder weniger privates Interesse hat oder vielleicht auch ein kulturelles. (...) Aber das hängt nicht von Facebook ab.“ Für Lepschi ist nach wie vor „Face-to-Face-Kommunikation (...) eigentlich das Wichtigste und die Hauptsache“. Wenn gleich sie Facebook als unterstützende Maßnahme sehr ernst nehmen und es mittlerweile zu einem fixen Kommunikationskanal für den Verein geworden ist. Der konkrete Einsatz und die Betreuung scheinen aber, so geht es aus dem Interview hervor, aber noch nicht restlos geklärt.

11.3 Beantwortung der Forschungsfragen

- **Forschungsfrage 1:**

Wie erfolgt der Umgang der befragten Mitglieder der zu untersuchenden Facebook-Gruppe mit Facebook. Warum nutzen sie es im Allgemeinen, wie nutzen sie die zu untersuchenden Gruppe im Speziellen?

Der Großteil der befragten Facebooknutzer ist dem sozialen Netzwerk freiwillig und nicht aus sozialer Erwünschtheit beigetreten, wobei dem Faktor „Gemeinschaftsgefühl“ weniger Bedeutung zugemessen wird als dem Aufrechterhalten des Kontaktes zu (bereits bestehenden) Freunden. Dies ist für die Befragten durchaus wichtig und ausschlaggebend für das Beitreten. Facebook ist für sie auch ein fixer Teil des Alltages der meisten Befragten geworden wobei sie aber auch den Unterschied zwischen der realen und der virtuellen Welt ernst nehmen, als dass für sie ein soziales Netzwerk das reale Leben nicht ersetzen kann.

Die Anwendung der verschiedenen Facebook-Tools erfolgt, so die Umfrageergebnisse, nach Nutzen und Interesse der Facebooknutzer. Es werden im annähernd gleichen Maße öffentlich nachvollziehbare (also für andere Nutzer nachvollziehbare) wie öffentlich nicht nachvollziehbare Tools angewendet, je nach Bedarf und verfolgten Zweck des einzelnen Nutzers. Was zu dem Schluss führt, dass sie sich offen zeigen für die virtuelle Gemeinschaft und sie es nicht in Betracht ziehen, manche Anwendungen nicht zu nutzen, nur weil sie öffentlich einsehbar sind. Sie selektieren wie schon beschrieben nach Interesse und Nutzen, den die Tools für die gewünschte Interaktion haben.

Weiters lässt sich aus Kategorie 1 ableiten, dass die befragten Facebooknutzer daran interessiert sind, bestehende Freundschaften auch im virtuellen Raum zu pflegen und dass das soziale Netzwerk sich als Teil ihres persönlichen Alltages etablieren konnte, wobei sie sich aber zum Großteil auch nicht als Teil einer virtuellen Gemeinschaft betrachten. Neue Freundschaften online zu schließen, ist für sie ebenfalls nicht vorrangig wichtig, sie legen den Hauptaspekt auf das Fortführen bereits existierender Freundschaften.

Somit lassen sich, auf Basis der Literaturstudie und der Umfrageergebnisse folgende Feststellungen machen: Die untersuchte Facebookgruppe weist Merkmale eines

Netzwerkes und einer Gruppe auf, wie dies auch aus der Literatur hervorgeht. Bei der Gruppe „KV Lepschi“ handelt es sich um eine „frewillige, virtualisierte Gemeinschaft“ (vgl. Kapitel 1.2), die sich aus dem Offline-Bereich zum Teil in den Online-Bereich, also in die Facebookgruppe, verlagert hat. Darauf weisen die Ergebnisse hin, wonach die Befragten es als positiv bewerten, ihre Offline-Freundschaften auch im Online-Bereich weiter pflegen zu können.

In einem weiteren Schritt würde auch die Möglichkeit bestehen, vorausgesetzt dem entsprechenden Interesse der Nutzer und einer optimalen Betreuung der Facebookgruppe, eine devirtualisierte Gemeinschaft zu schaffen. Diese würde sich im Online-Bereich bilden und sich erst in einem nächsten Schritt im realen Leben treffen.

Die befragten Facebooknutzer verwenden laut den Umfrageergebnissen das soziale Netzwerk entsprechend des im Kapitel 5.3.2 erläuterten „public displays of connection“, nämlich als Weiterführung bestehender Offline-Freundschaften im Online-Bereich.

„Für die meisten Nutzer von Social Network Sites stellen diese also keine virtuelle im Sinne einer alternativen Welt dar, sondern werden als weiterer Kommunikationskanal für eine Reihe von Praktiken der Freundschafts- und Beziehungspflege verwendet.“ (ebd. zit. nach Osgerby 2004; Lenhart/Madden 2007)

- **Forschungsfrage 2:**

Trägt eine intensive Nutzung von Facebook dazu bei, sich auch fremden Personen und Gruppen anzunähern?

Aus den Umfrageergebnissen, die in Kategorie zwei summiert wurden, kann nun gefolgert werden, dass die Befragten einen durchaus als intensiv zu bewertenden Umgang mit Facebook pflegen. Knapp ein Drittel der wöchentlich im Internet verbrachten Zeit wird für das Verweilen im sozialen Netzwerk aufgewendet. Wie bereits aus Kategorie bzw. Forschungsfrage eins hervorgeht, ist auch die Interaktion mit Freunden im Online-Bereich vorrangig wichtig für die Befragten.

Die intensive Facebooknutzung führt allerdings nicht zwangsläufig dazu, dass sich die Nutzer auch jeder zur Verfügung stehenden Gruppe anschließen, besonders fremden Gruppen oder jenen, bei denen die Begründer nicht bekannt sind, ist dies nicht der Fall. Die allgemein als skeptisch einzuschätzende Haltung gegenüber virtueller Gruppen führt dazu, dass eine offene und freiwillige Annäherung an fremde Personen oder Gruppen eher auszuschließen ist.

Untermauert kann dieser Schluss nicht nur durch die in Kategorie zwei dargestellten Umfrageergebnisse werden, sondern auch durch die historisch gewachsenen trennenden Aspekte zwischen Österreich und Tschechien.

Nach dem Zerfall des gemeinsamen Staatengefüges und der schon davor begonnenen getrennten Geschichtsschreibung haben sich die beiden Nationen kontinuierlich voneinander wegbewegt – vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Fall des Eisernen Vorhanges 1989. Wobei Niklas Perzi betont, dass man nicht bei jedem (lokal-)historischen Ereignis davon ausgehen darf, dass es eine ganze Nation prägt, sondern dass es viel mehr im Regionalen verhaftet bleibt. Auch aus tschechischer Perspektive lassen sich dieselben trennenden Aspekte festmachen, wie aus dem Interview mit Jidka Zimmermann hervorgeht.

Wesentlich zu beleuchten ist die heutige Situation, in der die EU – so beide Historiker – eine weniger verbindende Rolle für die beiden Nationen spielt, als es die Monarchie vermochte. Wobei auch die vermeintlichen „Grenzen im Kopf“ im wörtlichen Sinne keine große Rolle für die beiden Nationen spielen, weil diese vielmehr von der Politik als Schlagwort geschaffen wurden und der Beitritt Tschechiens zu EU von österreichischer Seite nicht mit der natürlichen Euphorie aufgenommen wurde, wie die Grenzöffnung nach dem Fall des Eisernen Vorhanges.

Es haben sich, wie in Kategorie zwei analysiert, einige Gräben – vor allem im Grenzgebiet - zwischen den beiden Nationen aufgetan, die auf der einen Seite schwer überwunden werden können, wobei es den Durchschnittsbürgern nicht im nötigen Ausmaß bewusst oder wichtig ist, als dass sie selbst diese „Grenzen im Kopf“ überwinden können oder wollen. Die Inszenierungen der Politik – Schengen- oder EU-Beitritt - erreichen ebenfalls nicht die gewünschten Erfolge.

Zurawski spricht zusammenfassend davon, dass die Politik die Ethnizität, über die sich die Menschen einer Nation definieren und über die sie ihre kollektive soziale Identität generieren, zur Machtausübung und Machtkonzentration instrumentalisiert / instrumentalisieren kann. (vgl. Kapitel 2.2)

Als Antwort auf die Forschungsfrage kann nun folgend formuliert werden: Da es gewichtige historisch gewachsene trennende Aspekte zwischen Tschechien und Österreich gibt und auch die befragten Facebooknutzer der grenzüberschreitenden Gruppe „KV Lepschi“ dem Beitreten von und Agieren in virtuellen Gruppen grundsätzlich skeptisch gegenübersteht, ist es zu verneinen, dass eine intensive Nutzung von Facebook dazu beiträgt, sich fremden Gruppen oder Personen eher anzunähern.

- **Forschungsfrage 3:**

In wie weit ist es den Mitgliedern zweier Nationen möglich, sich einander auf der gesellschaftlichen Ebene – abseits politischer Diplomatie oder anderer ähnlicher Bemühungen – anzunähern?

Auf gesellschaftlicher Ebene, also auf der Ebene der Durchschnittsbürger, ist es zum einen wichtig, ob trennende oder verbindende Aspekte aus gesellschaftlicher Sicht im Vordergrund stehen. Beim konkreten Beispiel – Österreich und Tschechien – herrschen gegenwärtig noch einige trennende Aspekte vor, die aus der Geschichte heraus gewachsen sind. Zum einen sind hier mediale Kampagnen gegen Tschechien (Perzi spricht z.B. von der Krone-Kampagne gegen das Atomkraftwerk in Temelin), die Orientierung der tschechischen Jugend Richtung Deutschland oder Amerika und die immerwährenden wirtschaftlichen und ökonomischen Vergleiche (Löhne, Pensionen, Sozialversicherungen etc.) stellen auch für Jidka Zimmermann trennende Faktoren dar.

Weiters ist die von Niklas Perzi angesprochene „atmosphärische Entfremdung“ eine Art Grundstimmung, die seit Jahrzehnten das Nebeneinander von Tschechen und Österreichern prägt. Auch die damit einhergehenden Stereotype, die Perzi anspricht,

spielen bei der Annäherung zweier Gesellschaften eine wesentliche Rolle. Sie dienen dazu, wie bereits im Kapitel 4.3 dargestellt, sich von dem Fremden oder Unbekannten abzugrenzen. Vor allem Nationalstereotype, Stichwort „Ziegelbehm“, sind in diesem Zusammenhang besonders zu betonen. Da diese Stereotype nach wie vor in den Köpfen der Österreicher, aber auch der Tschechen, im Grenzraum verankert sind, muss vor einer größeren gesellschaftlichen Annäherung daran gearbeitet werden, diese Stereotype abzuschwächen bzw. ganz aus dem – ebenfalls historisch geprägten – Gedächtnis zu verdrängen.

Eine nationale Identität kann vor allem auf Basis dreier Komponenten generiert werden: *„ethnische Gemeinsamkeiten, gemeinsame kulturelle Traditionen und gemeinsame Erfahrungen.“* (Loth 2000, S. 359) (vgl. Kapitel 2.2)

Ein weiterer Aspekt, der für die Annäherung auf gesellschaftlicher Ebene wesentlich ist, ist jener der Sprache. Sie spielt zum einen eine gewichtige Rolle für die Nationale Identität, zum anderen wird sie von allen Befragten als wesentlicher Faktor dafür gesehen, warum sich die Mitglieder beider Gesellschaften einander nur schwer annähern können. Wie sprachliche Barrieren abgebaut werden können, formuliert Jidka Zimmermann sehr deutlich, in dem sie nicht nur einen grenzüberschreitenden Dialog von „oben“, sondern auch einen von „unten“ einfordert. Die Idee des grenzüberschreitenden (Fußball-) Vereines sieht sie als besonders geeignet, um Kinder aber auch Erwachsene beider Nationen einander näherzubringen. Kinder lernen so spielerisch eine Sprache und auch eine für die im Grunde fremde Gemeinschaft kennen, genauso wie ihre Eltern sanft an eine Annäherung herangeführt werden können. Besonders im Grenzraum scheint dies durchaus realisierbar.

Gegenwärtig ist das Interesse am Nachbarn sowohl in Tschechien als auch in Österreich gering, am ehesten ist es aber im touristischen Bereich gegeben, wobei die Grenzregion Südböhmen / Waldviertel hier nicht bevorzugt scheint. Interesse am Nachbarn wecken kann, so neben Zimmermann auch Christian Pfabigan und Gustav Götz, eben durch eine vermehrte Fokussierung auf Vereinstätigkeiten passieren. „Lepschi“ versucht eben auf diesem Weg, die zwei Gemeinschaften einander näher zu bringen, wobei auch hier die sprachliche Barriere eine große Rolle spielt, was

auch dazu führt, dass das Interesse an diesem Verein fast ausschließlich von waldviertler Seite besteht, kaum von südböhmischer.

„Der Großteil der Leute, die sich für den Verein interessieren ist aus der Region Waldviertel, der tschechische Anteil ist eher gering.“ (Interview mit Christian Pfabigan)

Die Forschungsfrage lässt sich alleine wegen der vielen Aspekte, die ihn diesem Zusammenhang mitgedacht werden müssen, nicht eindeutig beantworten. Es scheint jedoch, nach Analyse der Interviews und auch mit Blick auf die Umfrageergebnisse sinnvoll, eine Annäherung zwischen den beiden Nationen auf Basis eines Vereins zu forcieren, wie dies bereits Jidka Zimmermann am Beispiel des grenzüberschreitenden Fußballvereines verdeutlicht hat. Die sprachliche Barriere, die aber zu einem wesentlichen Teil auch zur Herausbildung einer eigenen Identität einer Nation beiträgt, ist auf diesem Weg am einfachsten zu überwinden. Allerdings muss man bei allen Bemühungen, die unternommen werden, immer auch ein gewisses Interesse und eine Bereitschaft zum Dialog der Mitglieder der einzelnen Nationen voraussetzen. Ist dieses nicht gegeben, wird jeder Verein scheitern.

Dennoch scheint es sinnvoll beim Abbau von Stereotypen, von sprachlichen und kulturellen Differenzen, bereits bei den Kindern anzusetzen. Im Zuge ihrer Sozialisation kann erreicht werden, dass sie dem Gegenüber – in diesem Fall dem Nachbarn jenseits der (geographischen) Grenze – mit weniger Skepsis begegnen, als es vielleicht bei der Elterngeneration noch der Fall ist und die nationalen Grenzen, die ebenfalls bei der Identitätsbildung einer Nation eine wesentliche Rolle spielen, auf geistiger Ebene in bestimmtem Grade zu überwinden.

- **Forschungsfrage 3.1:**

Wie weit ist es durch elektronische Kommunikationsmittel wie Facebook möglich, einen grenzüberschreitenden Dialog zu unterstützen und es den Mitgliedern zweier Nationen zu ermöglichen, sich auf diesem Weg anzunähern?

Der Verein „Lepschi“ bedient sich nicht nur Facebook als einzigen elektronischen

Kommunikationsweg, auch E-Mail-Verteiler und Newsletter zählen dazu. Jedoch schätzt der Betreiber der Facebook-Seite und gleichzeitig Vorstandsmitglied des Vereines die Mundpropaganda noch als vertrauenswürdigstes und am besten geeignetes Instrument ein, den Verein und seine Aktivitäten bekannter zu machen. Die Bereitschaft, sich auf elektronische Kommunikationskanäle zu verlassen, scheint (noch) sehr gering und aus dem Interview mit Christian Pfabigan geht hervor, dass der Verein Facebook im Allgemeinen skeptisch gegenübersteht. Diese Skepsis ist auch der Grund, warum die Betreuung der Facebookgruppe bis dato „stiefmütterlich“ und wenig intensiv erfolgt ist. Das spiegelt sich dann wiederum in der geringen bis gar nicht vorhandenen Interaktion der Gruppenmitglieder wider, was Christian Pfabigan auch dazu veranlasst, festzustellen, dass die Vereinsmitglieder es „wahrscheinlich nicht geschafft (haben) [...] dass sich die Leute mit dem Grundgedanken (des Vereines, Anm.) auseinandergesetzt haben.“

Gustav Götz hält im Interview fest, dass Facebook als elektronischer Kommunikationskanal durchaus funktionieren kann, weil es dadurch möglich ist, Räumlichkeitsgrenzen aufzuheben, was dem Verein Lepschi wiederum sehr zu Gute kommen würde.

„[...] dann gibt man ihnen auch ein bisschen die Möglichkeit, sich dort zu engagieren. Als wie in einem Verein, wie früher halt.“ (Interview mit Gustav Götz, 25.10.2011)

Auch Jidka Zimmermann betrachtet Facebook als grundsätzlich guten Weg, sich mit Leuten auszutauschen und Kontakte zu pflegen. Allerdings sieht sie es als noch wichtiger an, dass sich die einzelnen auf Facebook Vertretenen im Vorfeld auch persönlich kennengelernt haben. Die Gruppenfunktion wird im Allgemeinen positiv gesehen, die Befragten schließen sich aber zum Großteil nur jenen Gruppen an, die sie aus dem realen Leben kennen oder deren Gründungsmitglieder ihnen zumindest bekannt sind.

Betrachtet man Facebookgruppen als eine Art virtueller Vereine, ist es durchaus möglich, dass sich die Mitglieder zweier Nationen in einem solchen einander

annähern können. Allerdings ist von Seiten der potentiellen Mitglieder ein grundlegendes Interesse und ein gewisser Grad von Offenheit gegenüber Neuem nötig, im Gegensatz zu den Umfrageergebnissen. Auch die Betreuer der virtuellen Gruppe müssen sich diesem Kommunikationskanal öffnen und die Betreuung und ihre eigenen Aktivität auf der Seite intensivieren.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass elektronische Kommunikationsmittel wie Facebook durchaus dazu beitragen können, dass sich Mitglieder zweier Nationen einander annähern, vorausgesetzt es ist seitens der Betreiber und der potentiellen Nutzer auch die nötige Offenheit und das Interesse gegeben.

• **Forschungsfrage 4:**

Welche Rolle schreibt sich der „KV Lepschi“ in der Grenzregion Waldviertel/Südtschechien selbst zu und ist den Usern der von „KV Lepschi“ betriebenen Facebookseite auch bewusst?

Die grundlegenden Gedanken, die der Verein „Lepschi“ verfolgt, sind zu Beginn dieser Arbeit angeführt und sollen noch einmal kurz dargestellt werden.

- Vorurteile zwischen den beiden Gesellschaften abbauen, Informationsaustausch noch immer notwendig
- soziale Vernetzung der beiden Regionen: Beziehungen aufbauen und diese pflegen
- Förderung der kulturellen Vielfalt in beiden Regionen
- Förderung von regionalen, biologischen und nachhaltigen Produkten und Lösungsansätze
- Förderung von jungen Künstlern sowohl aus Tschechien wie auch aus Österreich
- Unterstützung und Zusammenarbeit mit verschiedensten Initiativen in den Bereichen Kultur, regionale Wirtschaft und Verkehr

Christian Pfabigan beschreibt den Verein „Lepschi“ im Interview kurz auch mit folgenden Worten:

„[Lepschi soll] Raum schaffen, (...) wo sich Leute aus Österreich und Tschechien eigentlich immer miteinander treffen, connecten, starten, heiraten, was auch immer können.“

Wie in Kategorie 4 dargestellt, ist es dem Verein „KV Lepschi“ bis zu einem gewissen Grad gelungen, seine Grundgedanken und Leitideen der Zielgruppe näherzubringen. Man kann also als Antwort auf diese Forschungsfrage formulieren, dass der Verein in seiner Vermittlungstätigkeit durchaus erfolgreich war und dass der Zielgruppe, so die Umfrageergebnisse, diese Grundgedanken durchaus bewusst und bekannt sind.

- **Forschungsfrage 4.1:**

Kann durch den Einsatz einer FB-Seite der Grundgedanke von Lepschi in die Realität umgesetzt werden und wenn ja, wie?

Aus den Interviews und Umfrageergebnissen geht hervor, dass der Verein „KV Lepschi“ in der Vermittlung seiner Leitideen und grundlegenden Gedanken erfolgreich war (siehe auch Antwort auf Forschungsfrage 4). Jedoch geht weder aus dem Interview mit Christan Pfabigan noch aus der Online-Umfrage unter den Mitgliedern der Facebookgruppe des Vereins hervor, auf welchem Weg bzw. über welchen Kommunikationskanal diese Vermittlung erfolgreich stattgefunden hat.

Auf Basis eben dieser Erhebungen lässt sich aber ableiten, dass nicht alleine der Einsatz von Facebook verantwortlich für diesen Erfolg war. Viel naheliegender ist, dass sich die Befragten in einem ersten Schritt bei Freunden oder über die Homepage des Vereines informiert haben und erst danach der Facebookgruppe beigetreten sind (bzw. zum Beitreten eingeladen wurden).

Somit ist diese Forschungsfrage grundsätzlich mit „ja“ zu beantworten, wobei das „wie“ nicht eindeutig analysiert werden konnte und an dieser Stelle nur die oben genannte Vermutung als erste Antwort auf diese Forschungsfragen genannt werden kann.

- **Forschungsfrage 5:**

Welche Punkte müssen vom Betreiber einer Facebookseite unbedingt bedacht werden, um eben diese Seite erfolgreich (= es werden durch das Betreiben dieser Seite die grundlegenden Ziele erreicht) zu führen?

Gustav Götz nennt als ersten wesentlichen Punkt die verkürzte Sprache, die den Nutzer beim einmaligen Durchlesen bereits die veröffentlichte Botschaft eindeutig vermitteln soll und auch muss, so dass er auch schnell darauf reagieren kann (Rückkanal). Facebook ist keine Einweg-Kommunikations-Plattform. Um sich eine Community aufzubauen, was der Experte für Soziale Netzwerke als wichtigstes Ziel für die Betreiber einer Facebookgruppe nennt, ist es wichtig, dass die Interaktion zwischen Betreiber und Nutzer – auch Nutzer untereinander – aktiv betrieben wird.

Vor dem Gründen der Gruppe ist das Entwerfen eines Entscheidungsbaumes sehr wesentlich, um ein einheitliches Auftreten der Betreiber der Gruppe zu garantieren, wodurch sich die Gruppe zu einer Art Marke wandeln kann, woran man die entstandene Community wiederum binden kann. Voraussetzung für das alles ist aber, dass den Betreibern die „Live-Situation“ dieses Kommunikationsmittels bewusst ist.

Facebook ist „[...] in Wirklichkeit eine mehr oder weniger Live-Situation in der Betreuung. Also müsste es (der Betreuung übernimmt, Anm.) jemand sein, der sich (...) mit Facebook auskennt, und dort selbst aktiv ist und weiß, wie es technisch funktioniert (...) der das auch regelmäßig irgendwie verfolgt.“ (Interview mit Gustav Götz, 25.10.2011)

Neben einer stetigen und mehrmals täglichen Online-Aktivität der Betreiber ist es auch wichtig, wie aus dem Experteninterview hervorgeht, dass die Betreiber der Technik und dem Umgang mit Facebook mächtig und keine Laien sind.

Ist das Aufbauen einer Community geglückt, ist laut Experten ein Treffen abseits der virtuellen Gruppe dennoch von Vorteil, weil es das Gemeinschaftsgefühl stärkt, wenn sich die Mitglieder auch persönlich kennen lernen.

Facebook ist ein junges Medium, das vor allem Leute zwischen 20 und 29 Jahren anspricht, wobei es auch, so der Experte, einen Teil der Face-to-Facekommunikation zwischen Menschen ersetzen kann, weil man sich im virtuellen Raum (durch die

verschiedenartig gelagerten Tools) durchaus auf persönlicher und sehr privater Ebene unterhalten kann, es aber auch möglich ist, sich die Kommunikationspartner auszusuchen.

Auf den Verein Lepschi selbst umgelegt meint der Experte, dass die Regionalität der Facebookseite durchaus Vorteile mit sich bringt, wobei es aber zur Hürde werden kann, wenn man (nur) moralische Wertvorstellungen vermitteln will. Ein Bedienen des Wir-Gefühls und ein humorvoller Umgang mit den Leitgedanken des Vereines hält er aber als sehr sinnvoll, um den Verein auf Facebook erfolgreich etablieren zu können.

- **Forschungsfrage 5.1:**

Werden diese Punkte auch in der Praxis auch auf der Facebook-Seite des KV Lepschi umgesetzt?

Seit rund drei Jahren wird Facebook vom Verein Lepschi eingesetzt, wobei aus dem Interview mit Christian Pfabigan hervorgeht, dass der Verein die klassische Mundpropaganda im Vergleich als vertrauenswürdiger ansieht. Auch wenn Facebook für viele Menschen als Informationsquelle wichtig geworden ist, steht er diesem Kommunikationskanal skeptisch gegenüber. Würde man Facebook aber nicht einsetzen, würde man sich einem wichtigen Marketinginstrument verweigern, meint er.

Die Betreuung der Facebookgruppe hat fast ausschließlich er übrig, wobei er auch angibt, dass Facebook der Hälfte der (Vorstands-)Mitglieder eigentlich „egal“ war.

„Deshalb ist es auch ein bisschen stiefmütterlich behandelt worden.[...] Wir wollten das sicher eher dezent einsetzen, eher mehr informationsbasiert und nicht so quasi auf bashing, quasi herumspamen.“

Doch dieses Bashing, im Sinne von kontinuierlicher Online-Aktivität, ist – so der Experte Gustav Götz – das Um und Auf, um eine Facebookgruppe erfolgreich zu führen und sie zur interaktiven Community zu machen. Wobei man die Mitglieder der

virtuellen Gruppe nicht belästigen soll, aber dennoch kontinuierlich präsent sein muss.

Weil auch die Reaktionen auf Postings oder die Interaktion der einzelnen Gruppenmitglieder so gut wie gar nicht gegeben war / ist, geht Christian Pfabigan davon aus, dass es eine intensivere Beschäftigung mit Facebook gebraucht hätte.

Abschließend lässt sich diese Forschungsfrage mit „nein“ beantworten, da aus der Analyse in Kategorie fünf deutlich hervorgeht, dass der Verein Lepschi es zwar als wichtig erachtet, sich in einem sozialen Netzwerk wie Facebook zu positionieren und dort auffindbar zu sein, der Umgang mit diesem Kommunikationskanal aber aus zwei Gründen ein falscher war und ist: zum einen waren die Gründungsmitglieder Facebook gegenüber sehr skeptisch eingestellt, sie wollten es nicht zu offensiv einsetzen und zum anderen war es ihnen nicht bewusst, wie intensiv man sich diesem Kanal widmen muss, um über ihn konkrete Erfolge zu erzielen (eine Community schaffen und dieser die Grundgedanken des Vereines vermitteln).

12 Ausblick

12.1 Hypothesen

Hypothese 1

Je mehr sich soziale Netzwerke wie Facebook im Alltag der Nutzer etablieren, desto eher pflegen die Nutzer ihre sozialen Kontakte [„Freundschaften“] über dieses soziale Netzwerk. Das Pflegen dieser Kontakte in der realen Welt nimmt dadurch ab.

Hypothese 2

Die Bereitschaft von Nutzern sozialer Netzwerke wie Facebook, sich fremden Personen oder Gruppen in eben diesem Netzwerk anzunähern, ist unabhängig von der Intensität der Nutzung von sozialen Netzwerken.

Hypothese 3

Je intensiver das Engagement der Mitglieder zweier Nationen in einem grenzüberschreitenden Verein ist, desto wahrscheinlicher ist eine konkrete Annäherung zwischen ihnen auf gesellschaftlicher Ebene.

Hypothese 4

Um den Bekanntheitsgrad eines regional tätigen Vereines zu steigern, bedarf es keiner Aktivität in sozialen Netzwerken wie Facebook.

Hypothese 4.1

Der Einsatz von sozialen Netzwerken zur Steigerung des Bekanntheitsgrades eines regional tätigen Vereines kann als eine (Werbe-)Maßnahme erfolgreich eingesetzt werden.

Hypothese 5

Je geringer das private Interesse der Betreiber einer Facebookgruppe an sozialen Netzwerken ist, desto unbekannter wird die von ihnen betriebene Facebookgruppe auch sein.

Hypothese 5.1

Je geringer die Aufmerksamkeit ist, die eine Facebookgruppe in sozialen Netzwerken wecken kann, desto geringer ist auch der Bekanntheitsgrad der Facebookgruppe.

12.2 Conclusio

Ist durch den Einsatz „neuer Medien“ eine Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges zwischen Südttschechien und dem Waldviertel im Sinne einer nachbarschaftlichen Annäherung möglich?

Diese Frage stand am Beginn der Arbeit und kann in einem ersten Schritt mit einem allgemeinen „Ja“ beantwortet werden, wobei die Umstände, unter denen es gelingen kann, sehr spezielle sind. Wie aus der Beantwortung der Forschungsfragen hervorgeht, sehen die Nutzer der Facebookgruppe des „KV Lepschi“ Facebook als Ort, neue Freundschaften zu knüpfen im Allgemeinen und Facebookgruppen als Grundlage für eine Gemeinschaft, der man sich zugehörig fühlt, im Speziellen eher skeptisch gegenüber. Für einen erfolgreichen Einsatz von Facebook zur Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialoges ist es daher zum einen von großer Bedeutung, dass die Nutzer, also die Zielgruppe, sich offener gegenüber Neuem und Fremdem zeigen. Zum anderen spielt es auch eine wichtige Rolle, wie offen sich der Verein „Lepschi“ gegenüber dem sozialen Netzwerk zeigt: die Untersuchung hat ergeben, dass sich die Betreiber der Lepschi-Facebookgruppe diesem „neuen Medium“ gegenüber eher skeptisch verhalten und dadurch auch ein optimaler Einsatz von Facebook unmöglich gemacht wurde; das hat sich auch durch das Interview mit Gustav Götz, Experte auf dem Gebiet der sozialen Netzwerke, gezeigt.

Aus den Interviews, vor allem aus jenen mit den beiden Historikern, geht eindeutig hervor, dass die vermuteten Vorurteile und Stereotype, die gerade im Grenzraum ohne Zweifel sehr stark etabliert waren, heute nicht mehr in dieser Intensität vorhanden sind. Es scheint viel mehr, als ob das Desinteresse am Nachbarn an die Stelle des Neides oder Überlegenheitsgefühls aus Nachkriegszeiten getreten ist. Natürlich sind diese Äußerungen sehr provokant formuliert und sollen – das sei hier nachdrücklich vermerkt – nicht alle Österreicher und Tschechen über einen Kamm scheren. Aber die generelle Tendenz, dass das Desinteresse gegenüber Vorurteilen und Stereotypen vorherrscht, zeichnet sich in dieser Erhebung ab. Ein weiterer Grund für das Desinteresse dürfte auch sein, dass vor einer oder zwei Generationen noch viel mehr Familien auf beiden Seite der Grenze gelebt haben. Diese „grenzüberschreitenden Familienverbände“ haben sich im Laufe der letzten Jahre

und Jahrzehnte stark verringert, was auch das Interesse am Nachbarland zu verringern scheint.

Zusammenfassend ist an dieser Stelle festzuhalten, dass gerade der Grenzraum Südböhmen/Waldviertel einen Spezialfall auf der historischen Landkarte darstellt. Im Grunde zusammengehörig seit Jahrhunderten haben sich die Wege der beiden Länder auf gravierende und oft sehr extreme Weise voneinander weg entwickelt. Erst durch die Mitgliedschaft in der EU sind beide Nationen wieder Teil eines Nationenbundes geworden und somit wieder miteinander verbunden. Doch das hat heute lange nicht mehr die Bedeutung, die es zur Zeit der Monarchie hatte. Die Wege haben sich nur scheinbar wieder aufeinander zubewegt, die Realität bringt ein anderes Bild zum Vorschein: die teilweise idealisierte Vorstellung, Österreich und Tschechien würden sich vor dem Hintergrund der gemeinsamen historisch gewachsenen Vergangenheit wieder vereinigen und die geographischen und geistigen Grenzen für nichtig erklären, um in Eintracht nebeneinander und miteinander zu leben, wird in absehbarer Zeit und trotz aller politischen und gesellschaftlichen Bemühungen, nicht Realität werden.

Doch die Untersuchung, und auch die persönliche Erfahrung und die eigene Reflektion zeigen, dass sich jede Nation doch auf sich selbst, auf die eigenen Probleme und gesellschaftlichen Umstände, bezieht. Ein Miteinander, das einer Euphorie ähnlich jener nach dem Fall des Eisernen Vorhanges gleich kommt, wird es weder auf politischer noch auf gesellschaftlicher Ebene „von alleine“ nicht geben.

Erst wenn man es schafft, die Mitglieder beider Nationen – die Durchschnittsbürger – einander anzunähern, kann man über eine derartige „Wiedervereinigung“ nachdenken, ohne sie aber idealisieren zu dürfen. Wie die Untersuchung ergeben hat, ist es aber nicht zielführend, eine solche Wiedervereinigung im virtuellen Raum herbeiführen zu wollen. Das reale Leben und dort geknüpfte Bekanntschaften, stehen nach wie vor im Vordergrund und werden bevorzugt. Daher kann der Einsatz von neuen Medien zur Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialogs zwar erfolgreich sein, aber nur wenn ihm intensive Bemühungen vorausgehen, die Mitglieder der beiden nationalen Gemeinschaften im realen Leben einander anzunähern. Diese Bemühungen müssen sich in Form von engagierten Initiativen und einem stetigen Kommunizieren mit den Nutzern seitens der Betreiber, aber auch

mit einem gesteigerten Interesse der Zielgruppe für soziale Netzwerk UND die Nachbarn auszeichnen.

13 Quellenverzeichnis

13.1 Literaturliste

Anderson, Benedict (1996): Die Erfindung der Nation, Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts, New York/Frankfurt: Campus Verlag

Assmann, Jan (2005): Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Krapoth, Hermann, Laborde, Denise (Hrsg.): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Assmann, Jan (2005): Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs, In: Krapoth, Hermann; Laborde, Denise (Hrsg.): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Atteslander, Peter (1975): Methoden der empirischen Sozialforschung, Berlin/New York: Walter de Gruyter Verlag

Benedikter, Christoph H.; Kubista, Albert (2009): Österreichisch-Tschechische Grenzen im Wandel der Zeit; In: Karner, Stefan; Stehlik, Michal (Hrsg.): Österreich.Tschechien, geteilt-getrennt-vereint, Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 2009, Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebs GmbH, S. 278-287

Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.) (2009): Experteninterviews – Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bogner, Alexander; Littig, Bernadette; Menz, Wolfgang (Hrsg) (2005): Experteninterviews, Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Bogner, Alexander; Nagel, Ulrike (2009): Das theoriegenerierende Experteninterview – Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion, In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.): Experteninterviews – Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 61-98

Brockhaus (1999): Die Weltgeschichte, Band 5, Aufbruch der Massen – Schrecken der Kriege 1850-1945, Leipzig/Mannheim: F.A. Brockhaus

Burkart, Roland (2002): Kommunikationswissenschaft, Grundlagen und Problemfelder, Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft, Wien/Köln/Weimar: Böhlau Verlag

Döring, Nicola (2003): Sozialpsychologie des Internet – Die Bedeutung des Internets für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen, Göttingen/Bern/Toronto/Seattle: Hogrefe Verlag für Psychologie

Esposito, Elena (2002): Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft, Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag

Faulstich, Werner (2006): Mediengeschichte, von 1700 bis ins 3. Jahrtausend, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Frauenhuber, Angelika (2002): Kollektives Gedächtnis – Erinnerungspunkte, kulturelle Identität. Eine Begriffsbestimmung, Salzburg: Diplomarbeit

Frindte, Wolfgang; Köhler, Thomas (Hrsg.) (1999): Kommunikation im Internet, Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag

Froschauer, Ulrike, Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview, Wien: WUV-Verlag

Frölich-Steffen, Susanne (2003): Die österreichische Identität im Wandel, Wien: Braumüller Verlag

Gellner, Ernest (1991): Nationalismus und Moderne, Berlin: Rotbuch Verlag

Girtler, Roland (1988): Methoden der qualitativen Sozialforschung, Anleitung zur Feldarbeit, Wien/Köln/Graz: Böhlau Verlag

Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag

Halbwachs, Maurice (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin und Neuwied: Suhrkamp Verlag / Hermann Lichterhard Verlag

Herczeg, Michael (Hrsg.) (2007): Soziologie vernetzter Medien – Grundlagen computervermittelter Vergesellschaftung, München/Wien: Oldenburg Verlag

In der Smitten, Susanne (2007): Online Vergemeinschaftung, Potentiale politischen Handelns im Internet, München: Verlag Reinhard Fischer

Kapoth, Hermann; Laborde, Denise (Hrsg.) (2005): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Karner, Stefan; Stehlik, Michal (Hrsg.) (2009): Österreich.Tschechien, geteilt-
getrennt-vereint, Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 2009,
Schallaburg: Schallaburg Kulturbetriebs GmbH

Kneidinger, Bernadette (2010): Facebook und Co – Plattformen neuer
Beziehungswelten? Eine soziologische Analyse von Interaktionsformen in Online
Social Networks, Wien: Diplomarbeit

Knoz, Thomas (2006) (Hrsg): Tschechen und Österreicher - Gemeinsame
Geschichte, Gemeinsame Zukunft, Wien / Brno: Kirchliches Institut Janineum /
Matice moravska

Köhler, Thomas (2003): Das Selbst im Netz, Die Konstruktion sozialer Identität in
der computervermittelten Kommunikation, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Köhler, Thomas (2003): Das Selbst im Netz, Die Konstruktion sozialer Identität in
der computervermittelten Kommunikation, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Lippman, Walter (1964): Die öffentliche Meinung, München: Rütten und Loening
Verlag

Loth, Wilfried (2000): Regionale, nationale und europäische Identität. Überlegungen
zum Wandel europäischer Staatlichkeit, In: Loth, Wilfried, Osterhammel, Jürgen
(Hrsg.): Internationale Geschichte, Themen – Ergebnisse – Aussichten, München: R.
Oldenbourg Verlag, S. 357-369

Lueger, Manfred (2010): Interpretative Sozialforschung: Die Methoden, Wien: WUV-
Verlag

Lüsebrink, Hans-Jürgen (2005): Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer, Stuttgart: Verlag J.B Metzler

Malir, Jiri (2006): Mähren zwischen Prag und Wien, Die Geburt der modernen politischen Nationen im 19. Jahrhundert, In: Knoz, Thomas (2006) (Hrsg): Tschechen und Österreicher - Gemeinsame Geschichte, Gemeinsame Zukunft, Wien / Brno: Kirchliches Institut Janineum / Matice moravska, S. 63 – 73

Mayring, Paul (2000): Qualitative Inhaltsanalyse, Grundlagen und Techniken, Weinheim: Deutscher Studien Verlag

Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung, Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Milling, Hannah (2010): Stereotype in Massenmedien, Vom Einsatz von Nationalstereotypen in Auslandsberichten, In: Wawra, Daniela (Hrsg.): Medienkulturen, Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, S.135-153

Mummendey, Hans Dieter; Grau, Ina (Hrsg) (2008): Die Fragebogenmethode, Göttingen: Hogrefe Verlag

Neumann-Braun, Klaus, Autenrieth, Ulla (2011): Zur Einleitung, Soziale Beziehungen im Web 2.0 und deren Visualisierung, In: Neumann-Braun, Klaus, Autenrieth, Ulla P. (Hrsg.): Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web, bildbezogenes Handeln und Peergroupkommunikation auf Facebook und Co, Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 9-19

Neumann-Braun, Klaus, Autenrieth, Ulla P. (Hrsg.) (2011): Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web, bildbezogenes Handeln und Peergroupkommunikation auf Facebook und Co, Baden-Baden: Nomos Verlag

Nickels, Jeanne (2010): Schrift- und bildsprachliche Wissenstechniken und Kommunikationsformen auf der Social Networkseite Facebook, Wien: Diplomarbeit

Nünning, Vera (1992): Wahrnehmung und Wirklichkeit, Perspektiven einer konstruktivistischen Geistesgeschichte, In: Rusch, Gebhard, Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Konstruktivismus – Geschichte und Anwendung, Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 91-118

Perzi, Niklas (2003): Die Benes-Dekrete, Eine europäische Tragödie, St. Pölten: NP Buchverlag

Pfadenhauer, Michaela (2009): Auf gleicher Augenhöhe, Das Experteninterview – ein Gespräch zwischen Experte und Quasi-Experte, In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang (Hrsg.): Experteninterviews – Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 99-116

Quasthoff, Ulla (1973): Soziales Vorurteil und Kommunikation – eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps, Frankfurt/Main: Athenäum Verlag GmbH

Racek, Gabriela (2003): Das Fremde im Alltagsleben des Einzelnen – Mediales Klischee oder reales Feindbild?, Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag

Rusch, Gebhard, Schanze, Helmut, Schwerin, Gregor (2007): Theorien der neuen Medien, Kino-Radio-Fernsehen-Computer, Paderborn: Wilhelm Fink Verlag

Rusch, Gebhard; Schmidt, Siegfried J. (Hrsg., 1992): Konstruktivismus, Geschichte und Anwendung, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Schelske, Andreas (2007): Soziologie vernetzter Medien, Grundlagen computervermittelter Vergesellschaftung, München/Wien: Oldenbourg Verlag

Schmidt, Siegfried J. (1994): Kognitive Autonomie und soziale Orientierung, konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag

Schnell, Rainer; Hill, Paul B.; Esser, Elke (1999): Methoden der empirischen Sozialforschung, München/Wien: Oldenbourg Verlag

Schober, Elisabeth (2006): Hinüberschauen und Wegsehen, Grenzdiskurs und Erinnerungen anlässlich der EU-Erweiterung 2004 an der südoststeirischen/nordslowenischen Grenze, Wissenschaftliche Schriftenreihe des Pavelhauses (Band 10), Graz: Artikel-VII-Kulturverein für Steiermark

Schönhagen, Philomen (2004): Soziale Kommunikation im Internet, Zur Theorie und Systematik computervermittelter Kommunikation vor dem Hintergrund der Kommunikationsgeschichte, Bern: Peter Lang Verlag

Simmel, Georg (1908): Exkurs über den Fremden, In: Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin: Duncker & Humbolt, S. 509-512

Simon, Fritz B. (2006): Einführung in die Systemtheorie und Konstruktivismus, Heidelberg: Carl-Auer Verlag

Smitten, Susanne in der (2007): Online-Vergemeinschaftung, Potentiale politischen Handelns im Internet, München: Fischer Verlag

Suppan, Arno (2005): Missgünstige Nachbarn. Geschichte und Perspektiven der Nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Tschechien und Österreich. Schriftenreihe Club Niederösterreich, Nr. 8/9/2005, Wien: Club Niederösterreich

Sutter, Tilmann (2009): Interaktionistischer Konstruktivismus – zur Systemtheorie der Sozialisation, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Telus, Magdalena (2002): Gruppenspezifisches Stereotyp – Ein Modell der Einbettung in die Textproduktion, Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag

Tóth, Barbara: Facebook ist gefährlich, Warum bringt uns Twitter weiter, Facebook aber nicht?, In: Falter, 24 (2011), S. 25-26

Wächter, Natalia, Triebswetter, Katrin, Jäger, Bernhard (2011): Vernetzte Jugend online, Social Network Sites und ihre Nutzung in Österreich, In: Neumann-Braun, Klaus, Autenrieth, Ulla P. (Hrsg.): Freundschaft und Gemeinschaft im Social Web, bildbezogenes Handeln und Peergroupkommunikation auf Facebook und Co, Baden-Baden: Nomos Verlag, S. 55-77

Wilke, Jürgen (2008): Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte, Köln/Weimar/Wien: Verlag

13.2 Weiterführende Literatur

Dietachmayr, Daniela (2011): Wie aus Freunden ganz schnell Feinde werden können, Cybermobbing/Cyberbullying am Beispiel des Social Networks Facebook, Wien: Diplomarbeit

Hejny, Daniela (2009): Total sozial vernetzt! – oder der Trend, alles von sich preiszugeben, Eine Untersuchung über Anonymität und Privatsphäre im Internet dargestellt am Nutzungsverhalten des Social Networks Facebook, Wien: Diplomarbeit

Velikovsky, Immanuel (1985): Das kollektive Gedächtnis. Verdrängte Katastrophen der Menschheit, Frankfurt/Main: Umschau Verlag

Reiterer, Albert F. (Hrsg.) (1988): Nation und Nationalbewusstsein in Österreich. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung, Wien: VWGÖ Verlag

13.3 Internetquellen:

<http://www.gosmo.de/facebook-zeitlinie-history>, Stand 18. Juli 2011, 10:00 Uhr

<http://jcmc.indiana.edu/voll13/issue1/boyd.ellison.html>, Stand 18. Juli 2011, 11:50 Uhr

<http://socio.ch/sim/unt9f.htm>, Stand 05. November 2011, 16:44 Uhr

13.4 Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Smitten, Susanne in der (2007): Online-Vergemeinschaftung, Potentiale politischen Handelns im Internet, München: Fischer Verlag, S. 117

Abbildung 2: Smitten, Susanne in der (2007): Online-Vergemeinschaftung, Potentiale politischen Handelns im Internet, München: Fischer Verlag, S. 123

Abbildung 3: eigene Darstellung, vgl. Smitten, Susanne in der (2007): Online-Vergemeinschaftung, Potentiale politischen Handelns im Internet, München: Fischer Verlag, S. 71

Abbildung 4: Mummendey, Hans Dieter; Grau, Ina (Hrsg) (2008): Die Fragebogenmethode, Göttingen: Hogrefe Verlag, S. 79

Abbildung 5: Mummendey, Hans Dieter; Grau, Ina (Hrsg) (2008): Die Fragebogenmethode, Göttingen: Hogrefe Verlag, S. 80

Abbildung 6: Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung, Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Weinheim/Basel: Beltz Verlag, S. 60

Abbildung 7: Lueger, Manfred (2010): Interpretative Sozialforschung: Die Methoden, Wien: WUV-Verlag, S. 213

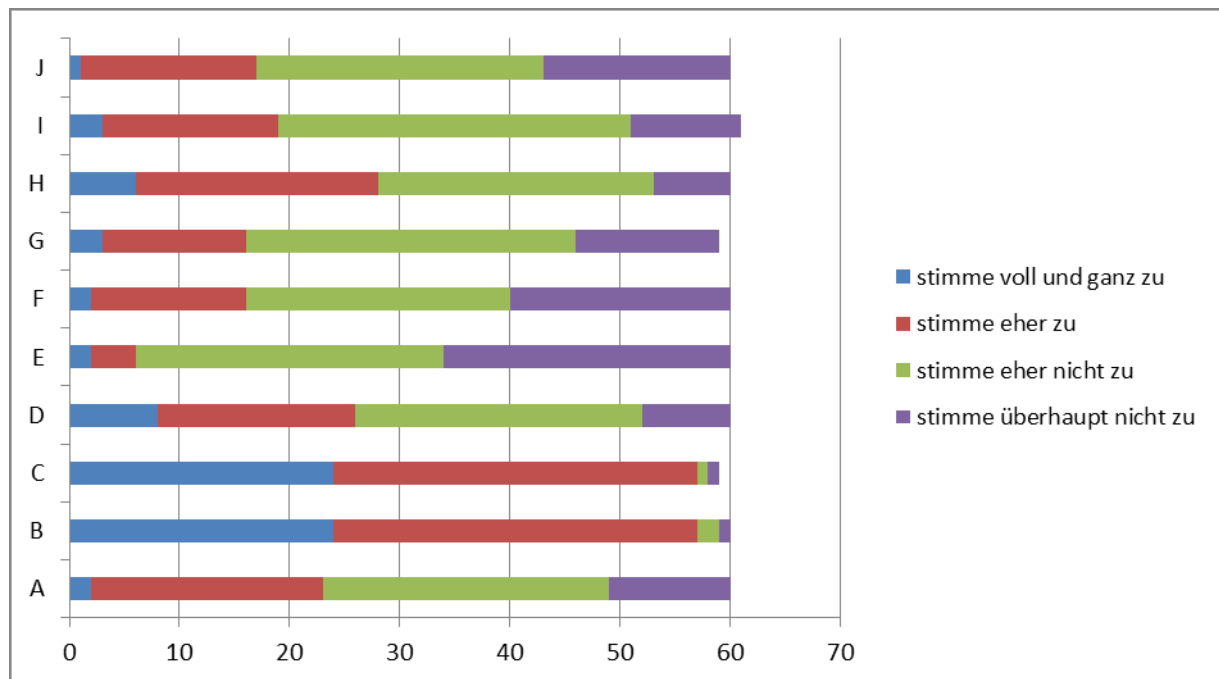
14 Anhang

14.1 Detailergebnisse gegliedert nach Kategoriensystem:

1: Einsatz von und Umgang mit Facebook

Umfrageergebnisse:

Frage 4: Warum haben Sie sich auf Facebook registriert? Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.



A: Auf Facebook vertreten zu sein ist heutzutage eigentlich Pflicht (-)

B: Ich kann über Facebook mit meinen Freunden ständig in Kontakt sein (+)

C: Meine Freunde haben ebenfalls ein eigenes Facebook-Profil (-)

D: Wenn man auf Facebook vertreten ist kann einem kaum etwas entgehen (+)

E: Wenn man Teil einer Gemeinschaft sein will muss man auf Facebook vertreten sein (-)

F: Bei Facebook vertreten zu sein erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl (+)

G: Wenn man kein Facebook-Profil hat, hat man das Gefühl etwas zu verpassen (-)

H: Facebook bietet die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen (+)

I: Facebook nutze ich, weil heute kein Weg daran vorbeiführt (-)

J: Wenn man auf Facebook aktiv ist, kann man sehr leicht neue Freunde finden (+)

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	2	21	26	11	60
B	24	33	2	1	60
C	24	33	1	1	59
D	8	18	26	8	60
E	2	4	28	26	60
F	2	14	24	20	60
G	3	13	30	13	59
H	6	22	25	7	60
I	3	16	32	10	61
J	1	16	26	17	60

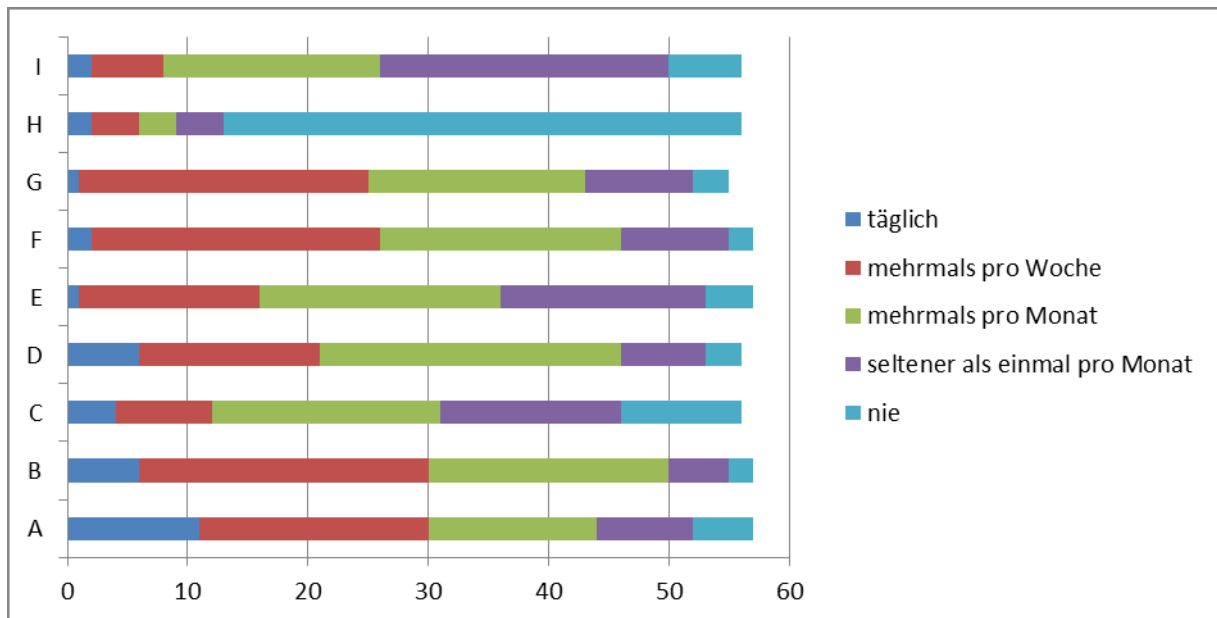
A	3,3% (2)	35,0% (21)	43,3% (26)	18,3% (11)	60
B	40,0% (24)	55,0% (33)	3,3% (2)	1,7% (1)	60
C	40,7% (24)	55,9% (33)	1,7% (1)	1,7% (1)	59
D	13,3% (8)	30,0% (18)	43,3% (26)	13,3% (8)	60
E	3,3% (2)	6,7% (4)	46,7% (28)	43,3% (26)	60
F	3,3% (2)	23,3% (14)	40,0% (24)	33,3% (20)	60
G	5,1% (3)	22,0% (13)	50,8% (30)	22,0% (13)	59
H	10,0% (6)	36,7% (22)	41,7% (25)	11,7% (7)	60
I	4,9% (3)	26,2% (16)	52,5% (32)	16,4% (10)	61
J	1,7% (1)	26,7% (16)	43,3% (26)	28,3% (17)	60

Frage 5: Welche drei Facebook-Anwendungen nutzen Sie am häufigsten?



Offene Anwendungen	
Pinnwandeintrag auf eigenem Profil / Statusmeldung posten	10%
Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden / deren Statusmeldungen kommentieren	16%
Kommentarfunktion auf der eigenen Pinnwand oder auf jener von Freunden	10%
Weniger offene Anwendungen	
Gruppenfunktionen	7%
Foto- und Videoalbum	6%
Veranstaltungen suchen/finden/gründen	16%
Nicht offene Anwendungen	
Chat	15%
Persönliche Nachricht	18%
Spiele / Tests / Horoskop etc.	2%

Frage 6: Wie häufig nutzen Sie folgende Facebookanwendungen? Bitte kreuzen Sie die zutreffende Antwort an.



A: Chat

B: Persönliche Nachricht

C: Gruppenfunktion

D: Veranstaltungen suchen/finden/gründen

E: Pinnwandeintrag auf dem eigenen Profil / Statusmeldungen posten

F: Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden /Statusmeldungen kommentieren

G: Kommentarfunktion auf der eigenen Pinnwand oder auf jener von Freunden

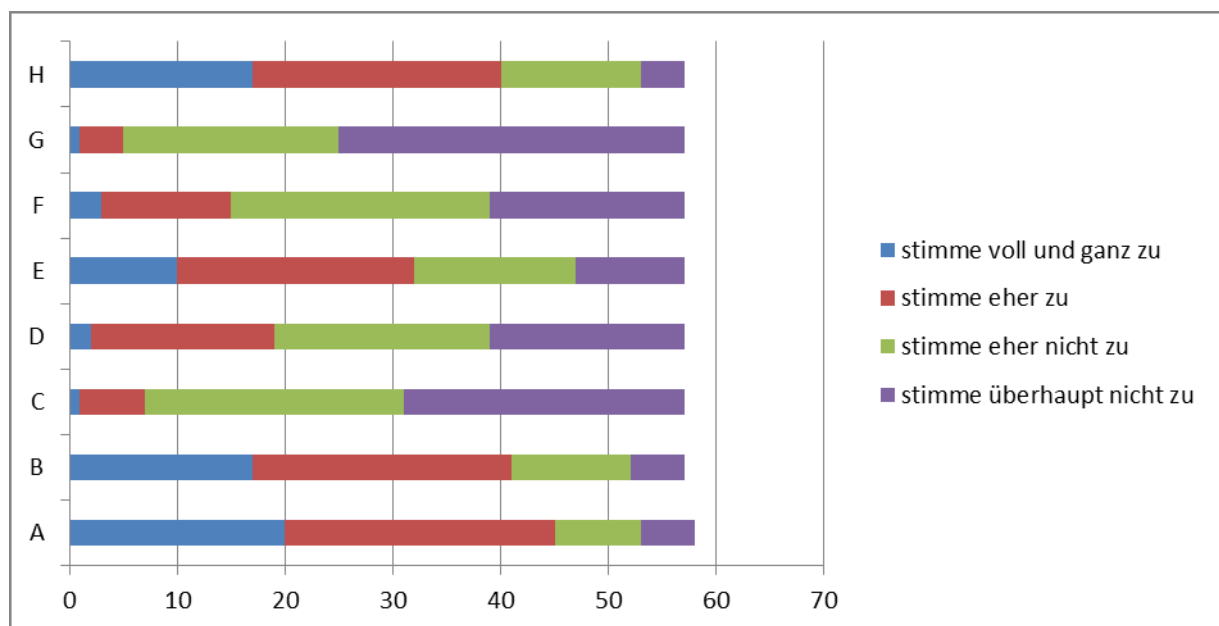
H: Spiele, Tests, Horoskop, etc.

I: Foto-, Videoalben

Frage		AW1	AW2	AW3	AW4	AW5	Gesamte Antworten
NO	A	11	19	14	8	5	57
NO	B	6	24	20	5	2	57
WO	C	4	8	19	15	10	56
WO	D	6	15	25	7	3	56
O	E	1	15	20	17	4	57
O	F	2	24	20	9	2	57
O	G	1	24	18	9	3	55
NO	H	2	4	3	4	43	56
WO	I	2	6	18	24	6	56

A	19,3% (11)	33,3% (19)	24,6% (14)	14,0% (8)	8,8% (5)	57
B	10,5% (6)	42,1% (24)	35,1% (20)	8,8% (5)	3,5% (2)	57
C	7,1% (4)	14,3% (8)	33,9% (19)	26,8% (15)	17,9% (10)	56
D	10,7% (6)	26,8% (15)	44,6% (25)	12,5% (7)	5,4% (3)	56
E	1,8% (1)	26,3% (15)	35,1% (20)	29,8% (17)	7,0% (4)	57
F	3,5% (2)	42,1% (24)	35,1% (20)	15,8% (9)	3,5% (2)	57
G	1,8% (1)	43,6% (24)	32,7% (18)	16,4% (9)	5,5% (3)	55
H	3,6% (2)	7,1% (4)	5,4% (3)	7,1% (4)	76,8% (43)	56
I	3,6% (2)	10,7% (6)	32,1% (18)	42,9% (24)	10,7% (6)	56

Frage 7: Stimmen Sie folgenden Aussagen zu?



A: Facebook gehört zu meinem Alltag.

B: Facebook ist Teil meiner täglichen Aktivität

C: Ohne Facebook fühlt man sich von der Realität abgeschnitten.

D: Ich fühle mich als Teil der Facebook-Gemeinschaft.

E: Facebook ist Teil meines persönlichen Alltags geworden.

F: Facebook ist fixer Bestandteil meines Lebens.

G: Auf Facebook vertreten zu sein ist ein Muss.

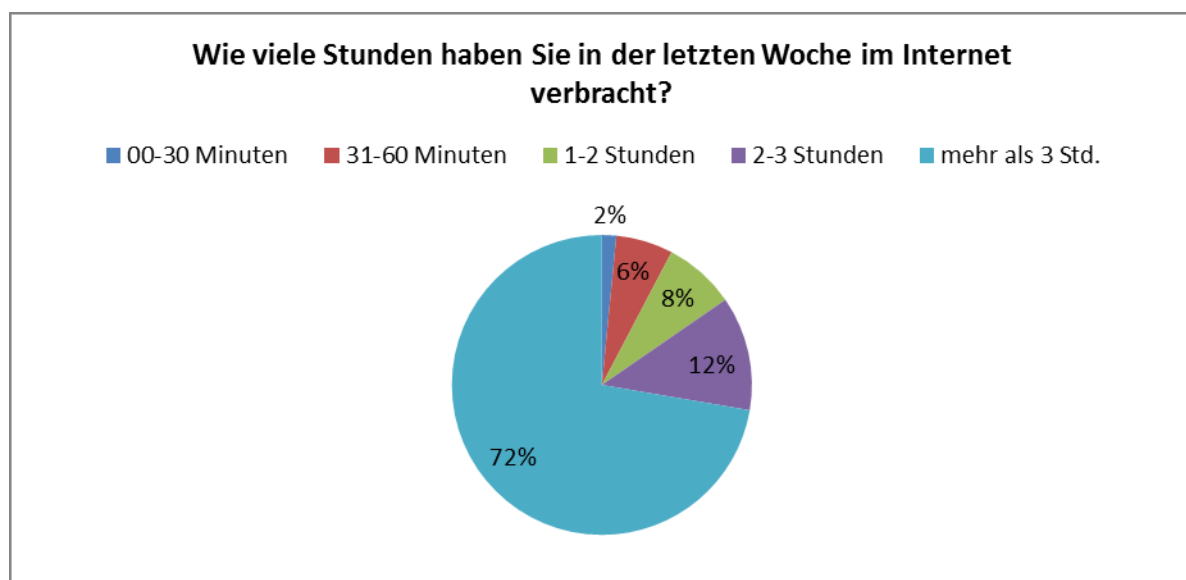
H: Auch wenn man nicht auf Facebook registriert ist, ist man im Alltag immer damit konfrontiert.

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	20	25	8	5	58
B	17	24	11	5	57
C	1	6	24	26	57
D	2	17	20	18	57
E	10	22	15	10	57
F	3	12	24	18	57
G	1	4	20	32	57
H	17	23	13	4	57

A	34,5% (20)	43,1% (25)	13,8% (8)	8,6% (5)	58
B	29,8% (17)	42,1% (24)	19,3% (11)	8,8% (5)	57
C	1,8% (1)	10,5% (6)	42,1% (24)	45,6% (26)	57
D	3,5% (2)	29,8% (17)	35,1% (20)	31,6% (18)	57
E	17,5% (10)	38,6% (22)	26,3% (15)	17,5% (10)	57
F	5,3% (3)	21,1% (12)	42,1% (24)	31,6% (18)	57
G	1,8% (1)	7,0% (4)	35,1% (20)	56,1% (32)	57
H	29,8% (17)	40,4% (23)	22,8% (13)	7,0% (4)	57

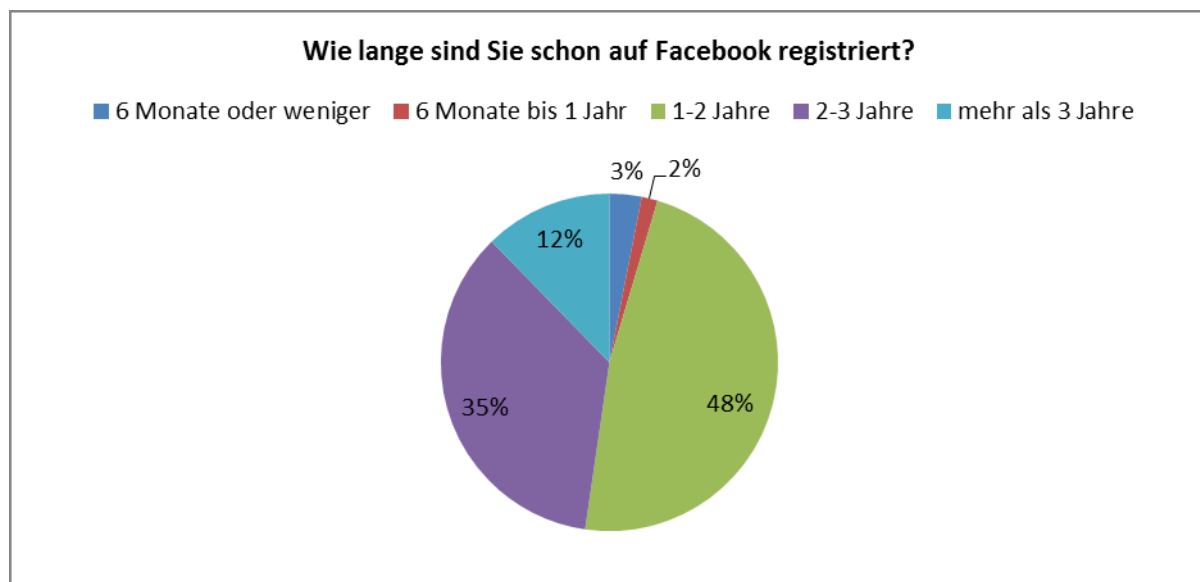
2: Annäherungstendenzen an fremde Personen und Gruppen

Frage 1: Wie viele Stunden haben Sie in der letzten Woche im Internet verbracht?



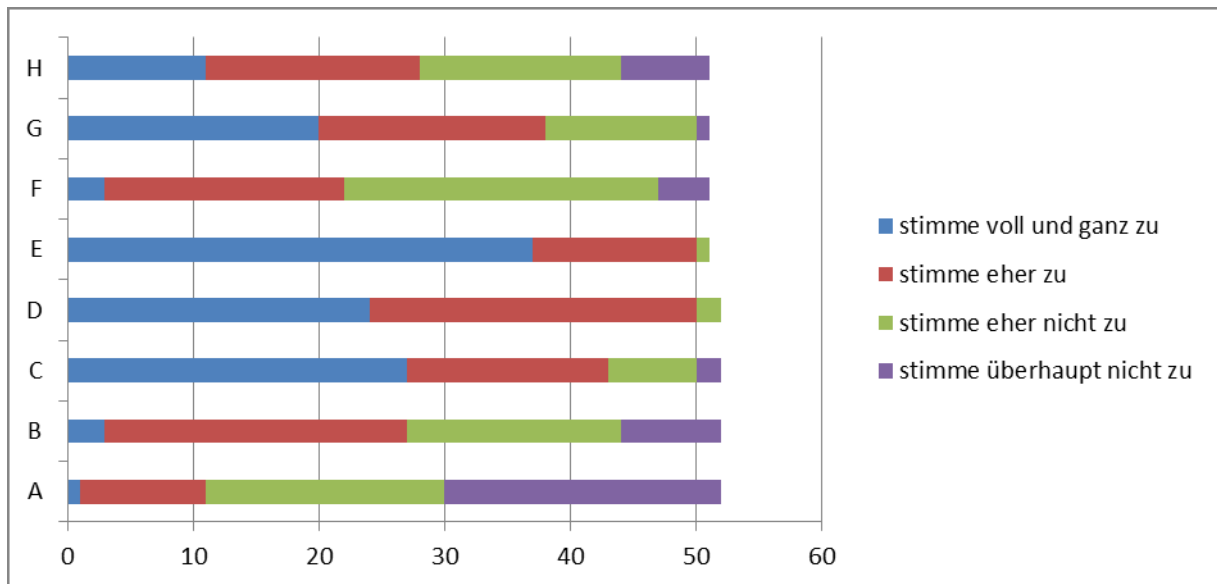
00-30 Minuten	1	1,50%
31-60 Minuten	4	6,20%
1-2 Stunden	5	7,70%
2-3 Stunden	8	12,30%
mehr als 3 Std.	47	72,30%

Frage 2: Wie lange sind Sie schon auf Facebook registriert?



00-30 Minuten	21	32,30%
31-60 Minuten	17	26,20%
1-2 Stunden	10	15,40%
2-3 Stunden	10	15,40%
mehr als 3 Std.	7	10,80%

Frage 8: Facebook bietet auch die Möglichkeit, sich einer virtuellen Gruppe anzuschließen. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.



A: Facebookgruppen sind auf die Interessen der Mitglieder abgestimmt. Ich bin auch mit Gruppen befreundet, die nicht meinen Interessen entsprechen.

B: Über Facebook-Gruppen kann ich Leute kennen lernen, die meine Interessen teilen.

C: Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben.

D: Man kann Gruppen beitreten, die den eigenen Interessen entsprechen.

E: Wenn ich mich einer Gruppe anschlieÙe, will ich vorher wissen, wofür sie steht.

F: Seine Interessen in einer Gruppe mit anderen zu teilen erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

G: Bevor ich mich mit einer Gruppe befreunde, will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat.

H: Ich schlieÙe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne.

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	1	10	19	22	52
B	3	24	17	8	52
C	27	16	7	2	52
D	24	26	2	0	52
E	37	13	1	0	51
F	3	19	25	4	51
G	20	18	12	1	51

H	11	17	16	7	51
---	----	----	----	---	----

A	1,9% (1)	19,2% (10)	36,5% (19)	42,3% (22)	52
B	5,8% (3)	46,2% (24)	32,7% (17)	15,4% (8)	52
C	51,9% (27)	30,8% (16)	13,5% (7)	3,8% (2)	52
D	46,2% (24)	50,0% (26)	3,8% (2)	0,0% (0)	52
E	72,5% (37)	25,5% (13)	2,0% (1)	0,0% (0)	51
F	5,9% (3)	37,3% (19)	49,0% (25)	7,8% (4)	51
G	39,2% (20)	35,3% (18)	23,5% (12)	2,0% (1)	51
H	21,6% (11)	33,3% (17)	31,4% (16)	13,7% (7)	51

Perzi:

- ✓ "Naja, das ist eigentlich recht banal, also das Wesentliche war sicher einmal 1918 der Zerfall des gemeinsamen Staates. Das ist aber immer so, wenn ein gemeinsamer Staat zuerfällt, dass dann die Tegebiete auseinanderdriften." (S1)
- ✓ "[...] natürlich diese 13, berühmten 13 Gemeinden, damals abgetrennt worden sind von Niederösterreich, wobei da muss man ja auch wieder differenzieren, weil 13 Gemeinden nach der damaligen Sicht, damals war aber noch jeder Ort [...] eine Gemeinde [...]. Das war sicher ein lokalhistorisches Ereignis aber das hat glaube ich kaum Auswirkung gehabt auf das österreich-tschechische Verhältnis im Großen und Ganzen." (S1)
- ✓ Also sozusagen hat es einen negativen Beigeschmack gehabt, eine Monarchie; durch die deutsche Besatzung, die man dann den Deutschen eben quasi zugeschrieben hat, nicht in Österreich; vor allem aber dann durch die Entwicklung nach 45 hat sich das Österreichbild ja zum Positiven gewandelt. Nach 45. In der tschechischen Durchschnittsbevölkerung, auch durchs Fernsehen.
- ✓ "Mitleidseffekt" (Es hätte auch uns, W4, treffen können), ist überhaupt nicht verankert. Den gibt es nicht, glaube ich... // Vor allem dadurch dass hier doch relativ viel Vertriebene in Grenznähe gelebt haben, war das eher dann Schadenfreude. So quasi schauts jetzt habts uns hinausgeschmissen, was habt ihr jetzt davon. Ich glaube das war eher der Tenor, also (?dass wer gesagt hätte, das hätte uns auch so treffen können?), wäre mir noch nie persönlich untergekommen,
- ✓ Ab wann haben die Tschechen und die Österreicher angefangen eine eigene Geschichte zu schreiben? Dass sie wirklich nur ihre Nationalgeschichte festgeschrieben haben?
- ✓ "...im 19. Jahrhundert. Also eine richtige österreichische Gesamt-Geschichte, Österreichgeschichte, hat es eigentlich kaum gegeben. Also das hat angefangen mit der sogenannten nationalen Wiedergeburt [...] ich meine die Tschechen haben 1918 alles gehabt was ein Staatsvolk hat, außer eben einen Staat, sonst war das ja eine komplett ausgebildete Gesellschaft. (hat sich, vor allem nach Ausgleich mit Ungarn, kaum an Monarchie gekoppelt (emotional

und gesellschaftlich), hat sich mehr auf sich selbst konzentriert, auch wenn sie zur Monarchie gehört haben).

- ✓ Mit Geschichte, mit Partei, mit allem. Also, es war eigentlich nur der Staat hat gefehlt zur Unabhängigkeit (CZ): es war eine Staatsform ohne Staat. Die Österreicher (in Monarchie) viel weniger, weil Österreich hat sich sehr viel mehr identifiziert mit dem Gesamtstaat. Deshalb war die Identitätskrise in Österreich viel stärker nach 1918 oder war überhaupt vorhanden. Ist ja eigentlich erst nach 45 dann gelöst worden, vor 38 hat man ja sowieso mehr noch zum Deutschtum hintendiert, alle Parteien.
- ✓ eigentlich nur der Staat hat gefehlt zur Unabhängigkeit (CZ): es war eine Staatsform ohne Staat. Die Österreicher (in Monarchie) viel weniger, weil Österreich hat sich sehr viel mehr identifiziert mit dem Gesamtstaat. Deshalb war die Identitätskrise in Österreich viel stärker nach 1918 oder war überhaupt vorhanden. Ist ja eigentlich erst nach 45 dann gelöst worden, vor 38 hat man ja sowieso mehr noch zum Deutschtum hintendiert, alle Parteien. Die österreichische Identität in den Grenzregionen war kaum oder sehr schwach ausgebildet; die Tschechische war eigentlich da.
- ✓ die österreichische Monarchie hat sicher einen stärkeren inneren Zusammenhalt gehabt als die EU. Ich meine, immerhin hat die Armee vier Jahre gehalten, aus 15 Nationen; nicht alle [Anm.: Soldaten] aus patriotischen Überlegungen. Und das ist schon was Gigantisches, wenn man sich das überlegt. Dass man vier Jahre Krieg führt gemeinsam unter einer Führung, die man eigentlich nicht will, oder angeblich nicht will, so ist es ja dann projiziert worden. Ich weiß nicht ob die EU einen Krieg führen könnte vier Jahre lang gegen irgendeinen Feind, Außenfeind.
- ✓ "Es wollte (Anm.: nach WK I, Zerfall Monarchie) jeder unabhängig werden. Außer Österreich."
- ✓ Euphorie nach Grenzöffnung (1989), dauerte bis ca 1991 an: dann, von 91 bis 99 => da hat man halt dann gesehen, dass man doch nicht so zueinander passt, weil an und für sich war ja Österreich schon der erste Ansprechpartner für viele Tschechen, also emotional aber auch politisch. Aber dann hat Österreich sich eher Richtung Brüssel orientiert, das war die Phase vorm EU-Beitritt und weniger in Richtung Osten und die Tschechen haben sich halt dann auch eher auf Amerika und Deutschland und NATO-Beitritt konzentriert, sind ja 99 der NATO beigetreten, also so gesehen kann man politisch sicher von einer Entfremdung sprechen in der Periode.
- ✓ Österreich tritt EU bei: und man hat ja auch gesagt, wir müssen der EU beitreten, damit wir früher "also die" sind, das war ja ein Argument, wo man die EU den Leuten verkauft hat, dass man damit wieder einen Vorsprung hatte gegenüber denen, so wie wir eben vor 89 gehabt haben, haben wir jetzt wieder einen. So gesehen hat man sich entfremdet. Oder bei den Sportwettkämpfen, dass immer die Tschechen gewonnen haben
- ✓ 1989 war noch "natürliche" Euphorie gegeben, bei Tschechiens Beitritt zur EU nur mehr sehr verhalten (kein Interesse aus Bevölkerung), war mehr von "oben" (Landesregierung) angeheizt und inszeniert. Nicht nur für die Medien auch für die Leute. Nicht nur für die Medien nach außen, sondern, weil für die Medien hätte es wahrscheinlich gereicht wenn der Pröll und irgendein Tscheche den Grenzbalken aufmachen. Es war schon von oben gewollt, dass da ein riesen Rambazamba jetzt entsteht von der Landespolitik, von der niederösterreichischen. Eben, weil man sagt, jetzt müssen wir uns vertragen

mit den Tschechen, weil jetzt müssen wir gemeinsame Projekte machen. Also ich finde, ich finde das war unehrlich. Halt nichts was spontan jetzt, spontane Begeisterung. Schengen-Beitritt: war eig keine Begeisterung mehr gegeben (wenn überhaupt gewisse Form von Faszination bei älterer Generation, weil sie es nicht gewohnt waren, so einfach über Grenze zu fahren); in den Schülerwettkämpfen waren immer die Tschechen besser, weils noch gedrillt waren vom Kommunismus, also so hat sich das bis ins Kleinregionale sozusagen fortgesetzt diese Entfremdung. Und dann 1999, wie man schon gewusst hat Tschechien wird der EU beitreten, hat man halt vonseiten der Politik wieder versucht die Begeisterung neu anzuheizen; für die Zusammenarbeit, so quasi jetzt müssen wir zusammenarbeiten, weil die treten auch bald bei.

Zimmermann:

- ✓ gemeinsames Eimarschieren in den Ersten Weltkrieg, "gemeinsames Erlebnis für beide Seiten bis Trennung 1918 oder 1920 dann in wirklicher Sicht. [...] Also natürlich waren dann in der Armee große Spaltungen. Da haben sich aucheigene Militärgruppen gebildet, die dann mit Russen kooperiert haben." (S1) = langsamer Weg zur Trennung / aus Sicht d. einfachen Bauern aber eig egal, weil beide gleiches Schicksal
- ✓ "Der letzte Kaiser war nicht so unbedingt interessiert an der tschechischen Geschichte, ließ sich auch nicht in Prag krönen. Also das hat natürlich ein Bild gemacht für die Tschechen über Österreich oder über die österreichische Bürokratie, Regierung und den Nachbarn."
- ✓ "Der Hasek und Schwejk, das ist ein typisches Beispiel für die Beschreibung der tschechischen und österreichischen Geschichte aus der Sicht des normalen tschechischen Menschen. Halt ein bisschen ironisch, zynisch, aber die Realität ist schon auch drin."
- ✓ "Also die Trennung (nach 1918, Anm.) war für die Tschechen natürlich sehr positiv gesehen. Erstens waren wir unabhängig, industriell waren wir sehr stark. Wir hatten ziemlich gute Karten nach der Saint-Germain-Konferenz."
- ✓ Kommunismus: "Die ganze Entwicklung, also wirtschaftliche Entwicklung, war auch positiv gesehen." // Leute hatten alle arbeit, Fabriken waren nicht kaputt oder wenn bombardiert, alles wieder neu aufgebaut // auch Profit für die Tschechen, aber alles unter staatlicher Kontrolle; wirtschaftlich gute Zeiten, aber keine freie Wirtschaft; alles vom Staat kontrolliert (Aufträge) // "Aus kommunistischer Sicht könnte jeder Arbeiter gleich ein Direktor einer großen Fabrik sein. guter Kommunist = guter Job (musst aber gebildete Leute als Assistenten einstellen) //
- ✓ Negativ: alles von Russen kontrolliert (West-Ost-Gefälle dadurch stark bemerkbar) // Motivation der Arbeiter immer weniger geworden
- ✓ Aufschwung in 60er Jahren = Presse freier, Ausreise möglich, Verwandte im Westen besuchen, West-Fernsehen auch möglich (v.a. in Grenzregion, weil starke Signale) => Abschottung nicht in allen Bereichen des Lebens gegeben! (auch Musik, Getränke, Kleidung = war zwas alles im Ost-Stil (also nachgemacht), aber trotzdem da und man kannte alles aus dem Westen) => "Nur die Erreichbarkeit war nicht so leicht. Man musste sich immer komplizierte Wege suchen, die Sachen zu bekommen. [...] vor allem nach dem Prager Frühling 1968 hat sich die Grenze wieder komplett zugesperrt."

- ✓ Vgl. Ungarn-Burgenland / Tschechien-Österreich: Ungarn war auch kommunistisch, aber nicht so geschlossen; "Aber die haben nicht diese Gefahr gespürt, so diese wirklich tödliche Gefahr."
- ✓ Bevölkerungsstruktur im Grenzland: Nach Vertreibungen 1945 => Und hier im Grenzland sind Leute 1945 gekommen. Die, die wirklich bleiben durften, waren sehr wenige. Also es wurde viele Leute ausgewurzelt von irgendwo, mussten sich mit anderen Leute, die wieder wo anders ausgewurzelt wurden, zusammen einleben. // Auch Gewissheit, dass sie in fremden Häusern wohnen verbreitete Unbehagen und tw. Angst. // "Diese Angst war immer da. Und als 1989 die Grenzen geöffnet wurden, waren diese Ängste so stark, dass die Leute diese erste Euphorie [...]" nicht spüren konnten.

3: Annäherungstendenzen auf gesellschaftlicher Ebene

Perzi:

- ✓ die Wurzeln sind der Entfremdung sind im Wesentlichen bereits im 19. Jahrhundert gelegt worden, eben durch die Bilder im Kopf vom armen Tschechen oder dem Ziegelbehm der sozusagen da Wien aufbaut und das halt dann tradiert obwohls schon lange nicht mehr der Realität entsprochen hat // Konzenzeitung greift in ihren Kampagnen gegen Tschechien (zB Temelin) auch dieses Stereotyp aus dem 19.Jhdt heraus & arbeitet damit //Aber diese Bilder von 89, wo halt die Tschechen da mit den Skodas, mit den Giftspritzern sozusagen über die Grenze gekommen sind, hat es sich ja glaube ich so in die Köpfe eingefressen, dass es bis heute im nördlichen Waldviertel herumspukt; also man glaubt ja immer die Tschechen leben am Baum und essen Bananen die sie nicht haben
- ✓ Das ist ja auch symptomatisch, dass man sich eben auf die tschechischen Atomkraftwerke stürzt, weil man halt den Tschechen alles zutraut und nicht dass sie ein Kernkraftwerk quasi sinnvoll oder sicher betreiben können=ich meine dauernd die Verbindung mit Schrottreaktor ist symptomatisch. Das Österreichbild in Tschechien hat natürlich auch jetzt nach 89 war es positiv aber wir tun alles dazu um es wieder ins Negative zu drehen.
- ✓ Also Österreich ist sowieso bei den Jungen überhaupt kein Thema, das hat aber wieder damit zu tun, dass die halt nach Amerika und (...) Deutschland schauen, Österreich gilt als verschlafener, unreformierbarer, seltsamer Bürokraten- und Parteienstaat, mittlerweile.
- ✓ div Knackpunkte in der Geschichte prägen das gegenseitige Bild: Grenzöffnung, Temelin, EU-Beitritt, ... Wie sehr prägen sie wirklih das Bild vom Nachbarn? : Naja sie verstärken, ich meine das mit der Verbindung Kommunismus und Tschechien hat sich schon irgendwie in den Köpfen glaube ich festgemacht in der Bevölkerung, in der österreichischen.
- ✓ sonst glaube ich unter den Jungen, so weit ich in Kautzen [Anm: nahe cz-Grenze] mit jungen Leuten zu tun habe am Fußballplatz oder so oder gehabt habe, ist das glaube ich schon noch ein verhaftetes Bild vom Tschechen als was Niederen oder irgendwie, also nicht so quasi halt hinterwäldlerisch und so, ich glaube das Bild hat sich schon noch immer in den Köpfen auch der

jungen Leute, dass das weitergegeben wird. Keine Ahnung wie das in Wien bei Studenten der Fall ist, aber ich glaube bei Waldviertler Jugendlichen und wennst fragst, was sie von den Tschechen halten, weiß ich nicht was für Antworten kommen. // Ob da diese Bilder noch immer tradiert werden, das kann ich nicht sagen. Aber ich glaube es gibt ja irrsinnig viel Erasmus-Studenten, aber ich glaube in Tschechien noch immer relativ wenig oder allgemein in früheren Oststaaten, noch immer relativ weniger Interesse als nach Westeuropa zugehen, glaube ich schon oder?

- ✓ Oder wie viel Leute lernen Tschechisch, zum Beispiel. Das ist ja auch immer ein Zeichen, wie viel Wichtigkeit man dem zumisst. Ob die Waldviertler Gymnasien glaube ich, haben noch immer Französisch als zweite Fremdsprache // in CZ bis vor einigen Jahre viel Deutsch unterrichtet, Pflichtsprache (tw auch heute noch), aber Trend geht nun verstärkt hin zu Englisch... "sogar in Grenznähe im Unterricht"
- ✓ ja, bin von dem sicher auch nicht frei, dass man sich halt da aufführen kann, mehr wie da, also dass alle,..., dass sie froh sein sollen, dass man in ihr Land kommt; sobald man die Grenze überschreitet, ist mehr erlaubt wie im eigenen Land oder es fallen Hemmungen. Nein aber es stimmt, nein es ist so, glaube ich. Schon das Bild, hat man, ich meine ich zumindest, meine Generation, dass man da halt sich mehr erlauben kann in jeder Hinsicht als hier.
- ✓ Sprachliche Barrieren: Tschechisch-Unterricht in der HAK irgendwann einmal in den 70-er Jahren, aus dem Grund, dass sie noch keinen Franzosen gehabt haben.
- ✓ Weils keinen Lehrer gehabt haben, jetzt haben sie Tschechisch-Unterricht eine Zeit lang witzigerweise. Das war eine Zeit wo überhaupt kein Bedarf war, weil eben der Austausch nicht da war. Aber heute nur mehr in der HAK, nicht in grenznahen Gymnasien... (nur in Gmünd?!)
- ✓ es gibt vielleicht jetzt schon eine Wandlung in der Hinsicht, dass viele die halt dann doch sozusagen hinfahren, um den Sprachausdruck zu gebrauchen, die Gängigen, die dann doch überrascht zurückkehren, was es dort auch schon alles gibt. Also oder sogar mehr wie da, wenn man sieht dieses Wertsystem (...) dass halt die Geschäfte rund um die Uhr offen haben und 24 Stunden, sieben Tage in der Woche. // Aber man muss halt einmal auch rüberfahren und sich ein bisschen konfrontieren mit der Realität, mit der jetzigen.
- ✓ Sonst kann man sich nicht, kann man das Bild (...), aber ich glaube, das schreibe ich eh in meinem Aufsatz. So Stereotypen können durch persönliche Begegnungen entweder verstärkt oder auch gewandelt werden.
- ✓ das andere ist wieder das Idealisieren, das gibts ja auch so bildungsbeflüßene Österreicher, die sich ein Tschechien vorgaukeln, das ja auch null mit Realität zu tun hat. Weil in Wahrheit ist Tschechien von heute eine hochproblematische Gesellschaft auch. Durch diesen radikalen Wandel, der irrsinnige Verwerfungen hat mit sozialen Ungleichgewichten und abgesehen von den ganzen Problemen die sie jetzt haben mit den Zigeunern. Also, oder eben einfach mit der, man hat sich halt jetzt voll auf dieses kapitalistische Modell gestürzt, das wird ohne Rücksicht auf Verluste durchgesetzt wird.
- ✓ Temelin: hat sich im Mühlviertel (OÖ) viel mehr abgespielt => hat mehr Reaktion und Resonanz hervorgerufen: "Nein aber ich glaube halt dass letztendlich (...) wie viel Leute waren denn bei den Grenzblockaden 2000 oder jetzt waren die letzten, wann waren die letzten gegen Temelin, nein waren

schon 2006 wieder welche (...) Das war ja minimalst, das hat ja kaum wen hinterm Ofen hervorgeholt im Waldviertel, das ist viel stärker im Mühlviertel gewesen, diese ganze Antiatomgeschichte. Viel stärker im Mühlviertel verankert und wissens warum? Weil dort viel mehr Vertriebene wohnen als da."

- ✓ Die Medien als eine Form von Elite kommunizieren kaum bis gar nichts über Tschechien (weder politisch noch gesellschaftlich), daher fehlt das Wissen über den Nachbarn, was gleichzeitig wieder das Interesse an ihm fördern würde. Im Gegensatz dazu hört man über Deutschland IMMER ALLES und auch zB Ungarisches Medien-Gesetz wurde groß diskutiert.... (Anm: zuletzt, vor Weihnachten, starb Vazlav Havel, das durchaus einige Tage Thema in Medien, auch ORF Sondersendungen!)
- ✓ Tschechen wissen, wie Österreicher, wenig über ihren Nachbarn; aber auf jeden Fall wissen CZ mehr über Ö als umgekehrt.
- ✓ Sprache und "eigene" Geschichte (die sie für sich schon immer in Anspruch genommen haben) waren und sind identitätsstiftend für die Tschechen. Auch für die Österreicher... (im Grunde für alle Staaten)
- ✓ identitätsstiftende Nationalbewusstsein ist das Um und aUf? => Finde ich schon ja, weil sonst wird es keinen funktionierenden Staat geben. Ich glaube, solange es kein Nationalbewusstsein gibt wirds auch mit der EU nicht so richtig hinhauen oder man wird das immer reduzieren eben wie viel bringts uns. Bei einem Nationalstaat fragt ja keiner wie viel bringt uns der
- ✓ Identitätsbildung einfacher, wenn man das Trennende vor das Gemeinsame stellt? (V&S, Theorie): "Man braucht was Gemeinsames für die eigene Gruppe und ein Trennendes um sich von anderen Gruppen abzugrenzen."
- ✓ aber durch was würden Sie sagen grenzen sich die Leute ab, zu Tschechien jetzt?
- ✓ => "Nein ich glaube schon auch durch die materiellen Dinge. Dass man halt den österreichischen Wohlstand noch immer vergleicht mit dem tschechischen Lebensniveau. #Mhm# Also weniger jetzt mit Geschichte und Kultur und so. Ich meine natürlich man grenzt sich von der Sprache ab, das ist eh ganz klar, das ist das Naheliegenste, aber ich glaube letztendlich schon auch durch das vorwiegend."
- ✓ Perzi spricht in seinem Aufsatz von "atmosphärischer Entfremdung zw. CZ und Ö. Was ist damit genau gemeint? // "Also, atmosphärische Entfremdung: dass man sich halt, ja, entfremdet, wie in einer Beziehung. Dass man zwar korrekte Beziehung pflegt, aber man geht getrennte Wege, so wie die Beziehung auseinandergeht, geht auch jeder seiner Wege und man entfremdet sich
- ✓ Das heißt nicht, dass man sich hassen muss, man entfremdet sich einfach, wendet sich anderen Dingen zu." "Wenn ein Staat zerfällt, dann entfremdet man sich einfach..."
- ✓ hat sich auch in kleinregionalen Geschichten (Euphorie nach Grenzöffnung) schnell wieder aufs Normale reduziert, nachdem die meisten Leute gemerkt haben, Tschechisch ist sehr schwer, am Anfang waren ja die Tschechisch-Kurse überfüllt
- ✓ Aber ich glaube es fahren noch immer nicht sehr viele Jugendliche aus Österreich nach Tschechien in die Disco oder umgekehrt, eben. So gesehen kann man sagen dass vielleicht noch immer die Grenze da ist. Aber eben Lepschi, die fahren ja bewusst, die machen das ja bewusst; ist aber dann

auch wieder die Grenze, wenn man es bewusst überschreitet dann ist sie auch da, sonst würde man sie ja nicht bewusst überschreiten wollen, sonst wäre es ja wurscht.

- ✓ Sind ja noch immer zwei Staaten, aber halt wirtschaftlich nicht mehr. Sind ja sehr viele Österreicher oder österreichische Landwirte, die auch in Tschechien Felder bewirtschaften; aber für die ist es dann wahrscheinlich nicht mehr so außergewöhnlich. Ich glaube es wird immer mehr in Richtung abnehmender Bedeutung gehen letztendlich (die "Grenzen im Kopf" sind auch nur inszeniert... die Leute haben gar nicht das große Interesse an der großen vermeintlichen Wiedervereinigung!)
- ✓ Eine sprachliche Barriere ist noch immer da ja. Ja, aber da versucht man halt auf Englisch sich zu einigen. // "Grenzen im Kopf": Ja das sicher, weil die reale gibts nicht mehr (...) als Tourist sagen wir so. Aber Grenzen im Kopf ist halt auch so ein Schlagwort von der Politik, dass die jetzt halt weg müssen die Grenzen im Kopf. (politische Inszenierung... sie weiter oben ad Schengen-Beitritt) "Grenzen im Kopf - das hat man vor nicht wirklich gehört."

Zimmermann:

- ✓ "Früher haben die Tschechen in Grenzregion den deutschen Dialekt ganz normal gelernt, jetzt (in der Zwischenkriegszeit, Anm.) war es umgekehrt, haben auch die Kinder der deutschen Familien den tschechischen Dialekt oder die tschechische Schrift gelernt [...]."
- ✓ "Aber die Region hat eigentlich ihre Grenzen nicht wirklich verloren. Also die Leute haben sich immer weiter besucht und immer weiter kommuniziert. Das Leben wurde nicht getrennt."
- ✓ Zeit zwischen 1945 und 1989: die meisten trennende Aspekte enthalten => "Natürlich. Wir müssen auch den Aspekt nehmen, nach dem Zweiten Weltkrieg ist eine riesige Emigrationswelle gekommen. [...] Blutrache, das war auch nach dem Krieg ziemlich stark ausgeprägt. Also bei den Vertreibungen sind auch viele Leute ums Leben gekommen. Nicht alle waren schuldig, sehr viele waren unschuldig. Dabei Kinder, alte Menschen. Und es waren wirklich nur die Bauern oft. Also die mussten wirklich innerhalb einer Stunde oder einer halben Stunde den Bauernhof so verlassen, wie er war, nur mit 30kg Gepäck. Das ist nicht gerade das Positive, was da bleibt (Eindruck f Flüchtlinge, Anm.) also ich denke in der Erinnerung der deutschsprachigen Einwohner, also der deutschsprachigen Tschechen. Natürlich war die Grenze nicht sofort geschlossen. Dazu ist es erst 1948 gekommen."
- ✓ "Wenn sie Arbeiter waren, die immer an den Kommunismus geglaubt haben, haben sie nicht dieses Bedürfnis gehabt, nach westlichem Leben zu suchen. Sie waren einfach damit zufrieden, was war."
- ✓ Nicht alle Leute waren neg. eingestellt // Manche haben es positiv aufgenommen, weil zusammen manches leichter ist (va. Alleinstehende Frauen, Oma-Bsp.) // es ist auch regional unterschiedlich, ob Stadt oder Land (Südböhmen viele Bauern, eher ärmere Gegend => dadurch eher Zufriedenheit mit Kommunismus, weil agrar. Arbeit zusammen leichter und ertragreicher) // "In den Städten war das vielleicht anders als auf dem Land."
- ✓ Kommunismus und damit einhergehende Themen werden anders gesehen: Bauern: "Also nicht gebildete Leute, denen war das wirklich egal" / "Leute in der Stadt, die wirklich gebildet waren und haben Bedürfnisse, mehr Wissen und

- wollten nicht mehr warten. Viele wollten dann natürlich weg, auch aus politischen Gründen. Habe sich eingeschränkt gefühlt, nicht frei."
- ✓ Das ist tw noch immer in den Leuten. V.a. Generation des Zweiten WK verbreitet diese Gefühle noch immer. Junge Generation hat dies schon relativiert und geht anders mit Nachbarn um. "Materielle Angst ist immer noch da. Also die Offenheit ist immer noch irgendwie beschränkt. Kindersehen das schon wieder ein bisschen anders."
 - ✓ Tschechen: gewisse Form von Neid oder Eifersucht ist nach wie vor da, weil zB Lehrerin für gleiche oder mehr Arbeit ein Drittel weniger Lohn bekommt. // Aber es beginnt von dem einzelnen Menschen mit seinem Lohn. [...] Sie wissen, dass die Österreicher ganz andere Löhne haben. [...] Hier (Ö) sind die Leute auch mehr wirtschaftlich, denke ich, was in Tschechien noch nicht überall wirklich so ausgeprägt ist." // "Also die Region ist immer getrennt. Es ist zwar ohne Grenzen. Es ist die Grüne Grenze da, man kann frei reisen, man kann auch frei mit den Leuten sprechen, aber wie? // "Viele Leute haben wirklich die Vorstellung, den Österreichern geht es besser - oder den Tschechen geht es schlechter - je nach dem... - und wie viele Leute sehen das realistisch?"
 - ✓ Eindruck, wenn man nach CZ fährt: "Aber irgendwie, wenn man die Leute anschaut, die schauen ein bisschen anders aus, eher so skeptisch, irgendwie depressiver. [...] Es ist mehr anonymisiert in Tschechien. In Österreich sind Vereine stärker. [...] Und ich denke, dieser Faktor ist auch trennend."
 - ✓ sichtbare Korruption ist auch Faktor, warum Tschechen "unglücklicher" sind... nicht alle gleich Rechte (wenn so deutlich sichtbar, bleibt nicht mal der theoretische Eindruck)
 - ✓ Förderung grenzüberschreitender Dialog: "Also man kann das schon fördern, aber das muss nicht nur von unten gehen, dass muss auch von oben gehen." // Denn von unten kann man mit der Sprache beginnen (Unterricht in der Schule, ev auch in Volksschule), auch zB gemeinsame Fußballvereine f Kinder => Sprache spielerisch erlernen und die "fremde" Kultur kennen lernen, vor allem im Grenzraum naheliegend... "Die längste Grenze in Tschechien ist deutschsprachig. Also auch von der Regierung muss da dieses Signal kommen. [...] mein Eindruck ist: von Niederösterreich ist nicht dieses Interesse da. Es wird alles abgebaut. [...] Also jetzt ist die Region noch da, weil da nichts verbunden wurde."
 - ✓ Ist die Grenze grundsätzlich abschreckend? Soll ich da wirklich drüber? => "Ja, das ist natürlich so."
 - ✓ Vgl.: BRD und DDR: die Wiedervereinigung ist nach wie vor nicht bei allen gewollt, viele aus BRD sehen die ehem. DDR als "Parasiten", die durch Solidarabgabe mitfinanziert werden... Dort geht aber Vereinigung schneller, weil die Sprache die gleiche ist [Anm.: CZ und Ö waren immer zwei Nationen (bis auf KuK), daher auch weniger leichter eine "Vereinigung" im übertragenen Sinne machbar.] // "[...] denn Sprache ist schon eine Grenze. Sprache macht Grenzen."
 - ✓ seit Grenzöffnung waren viel Leute noch gar nicht in CZ [Anm.: siehe Umfrage Temper] // schon gar nicht in Prag, weil sie sagen: ich kann die Sprache nicht, ich kann mich nicht verständigen. // Zwei Komponenten, die die Nationen nicht zusammenführen lassen: gewisser wirtschaftlicher Neid und die sprachlichen Barrieren

- ✓ Idee einer grenzüberschreitenden Zeitung (zweisprachig) oder zumindest verstärkte regionale Berichterstattung über/mit dem Nachbarn => weniger Interesse (laut Zimmermann), eher grenzüberschreitende Vereine fördern (Fußball oder Ähnliches) => so sind Kinder aber auch Eltern "sanft" dazu gezwungen, sich mit dem Nachbarn auseinanderzusetzen und sich ihm anzunähern.

Götz:

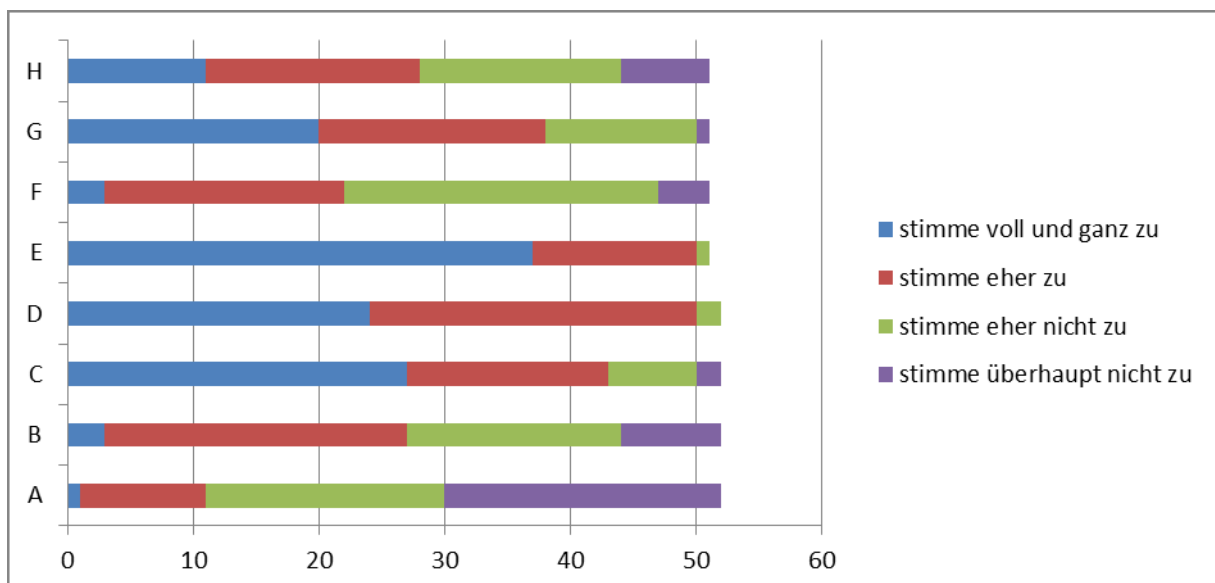
- ✓ "[...] dann gibt man ihnen auch ein bisschen die Möglichkeit, sich dort zu beschäftigen. Also wie in einem Verein, wie früher halt [...] diese Vereine funktionieren in Österreich. Die sind aber halt sehr abgeschlossen." Durch FB Räumlichkeitsgrenzen aufgehoben, "dass das dann auch so bei Grenzüberschreitung leicht funktioniert."
- ✓ Sprachbarriere (S7) in diesem Zusammenhang auch angesprochen, ev einzige große Hürde, aber kein Hindernis. "[...] aber wenn der Verein auch niemanden hat, der Tschechisch spricht und vielleicht auch ab und zu etwas auf Tschechisch postet, wird es schwierig."

Pfabigan:

- ✓ Der Großteil der Leute, die sich für Verein interessieren ist aus der Region Waldviertel, tschechischer Anteil eher gering(auch auf FB bei "Freunden" zu sehen). Größte Problematik ist die Sprachkenntnis in Tschechisch. "Aber trotzdem sollte die Kommunikation effizienter betrieben werden, indem beide Sprachkanäle (D & CZ, Anm.) eigentlich abgedeckt werden sollen." (S10) => Sprachbarriere eine von den größten Barrieren!

3.1: Annäherungstendenzen auf elektronischer Eben (durch elektronische Medien)

Frage 8: Facebook bietet auch die Möglichkeit, sich einer virtuellen Gruppe anzuschließen. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.



A: Facebookgruppen sind auf die Interessen der Mitglieder abgestimmt. Ich bin auch mit Gruppen befreundet, die nicht meinen Interessen entsprechen.

B: Über Facebook-Gruppen kann ich Leute kennen lernen, die meine Interessen teilen.

C: Facebookgruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben.

D: Man kann Gruppen beitreten, die den eigenen Interessen entsprechen.

E: Wenn ich mich einer Gruppe anschlieÙe, will ich vorher wissen, wofür sie steht.

F: Seine Interessen in einer Gruppe mit anderen zu teilen erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

G: Bevor ich mich mit einer Gruppe befreunde, will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat.

H: Ich schlieÙe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne.

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	1	10	19	22	52
B	3	24	17	8	52
C	27	16	7	2	52
D	24	26	2	0	52
E	37	13	1	0	51
F	3	19	25	4	51
G	20	18	12	1	51
H	11	17	16	7	51

A	1,9% (1)	19,2% (10)	36,5% (19)	42,3% (22)	52
B	5,8% (3)	46,2% (24)	32,7% (17)	15,4% (8)	52
C	51,9% (27)	30,8% (16)	13,5% (7)	3,8% (2)	52
D	46,2% (24)	50,0% (26)	3,8% (2)	0,0% (0)	52
E	72,5% (37)	25,5% (13)	2,0% (1)	0,0% (0)	51
F	5,9% (3)	37,3% (19)	49,0% (25)	7,8% (4)	51
G	39,2% (20)	35,3% (18)	23,5% (12)	2,0% (1)	51
H	21,6% (11)	33,3% (17)	31,4% (16)	13,7% (7)	51

Zimmermann:

- ✓ grenzüberschreitender Dialog über Internet/Computer... über virtuelle Netzwerke => Über Computer ist man vielleicht mehr ohne Barriere, ohne Emotion oder mehr emotional, aber es könnte auch viel gespielt werden. [...]

Facebook ist schon gut, wenn man sich mit Freunden irgendwie verabreden will, wenn man irgendwie gemeinsame Erinnerung auf etwas zusammen teilt auf einem Foto oder durch irgendeinen Schmäh. [...] Facebook ist auch immer die Gefahr, dass das irgendwie auch auf die negative Seite umkippt und dann kann das wieder sehr schnell explodieren und dann zugrunde gehen, weil die Leute sich nicht wirklich persönlich kennen."

- ✓ Anders, wenn man sich vorher kennt und virtuell Kontakt aufrecht erhalten will: "Das kanns schon anders sein, denn ich habe dahinter schon eine persönliche Erfahrung, die ich mit dem Menschen gemacht habe. Ich kann mich schon mit ihnen identifizieren. [...] Aber wenn das am Anfang nur aus Facebook herausgeht und... Man kann sich natürlich dann treffen, verabreden, wirklich, aber die Frage ist: wie viele Leute kommen wirklich dazu? Also viele Leute treffen sich wirklich nur virtuell, nicht real."

Pfabigan:

- ✓ "Grundkommunikation ist sicher [...] Mundpropaganda und E-Mail und unterstützend eben Facebook und Newsletter. Aber wie viel der gelesen wird und wie viel er wirklich angenommen wurde, ist eine andere Frage." // Face-to-Face-Kommunikation: "Dann würde ich sagen, das ist eigentlich das Wichtigste und die Hauptsache (für die Bewerbung und den Bekanntheitsgrad des Vereines, Anm.)"
- ✓ Kommunikationsmittel, um Verein und seine Veranstaltungen bekannt zu machen: Flyer, Zeitungsartikel (regional), Mundpropaganda und Facebook (seit rund 3 Jahren) (S3); Mundpropaganda: "so funktioniert das eigentlich am besten [...] wenn es (...) dann einem Freund/einer Freundin erzählt wird, ist das vielleicht dann doch ganz etwas anderes und vielleicht vertrauenswürdiger." (also Flyer zB, Anm.)
- ✓ meist nur ein paar "likes", "aber dann waren es meistens Leute aus unserem Umfeld oder die uns relativ nahestehen von österreichischer oder tschechischer Seite." (S7); nicht tiefgreifend, keine Diskussion zustande gekommen (keine Interaktion!), "Das haben wir wahrscheinlich nicht geschafft oder nicht wirklich in die Richtung bewegen können, dass sich jetzt Leute mit dem Grundgedanken - es geht ja eigentlich um den Grundgedanken - auseinandergesetzt haben." (S7)

Götz:

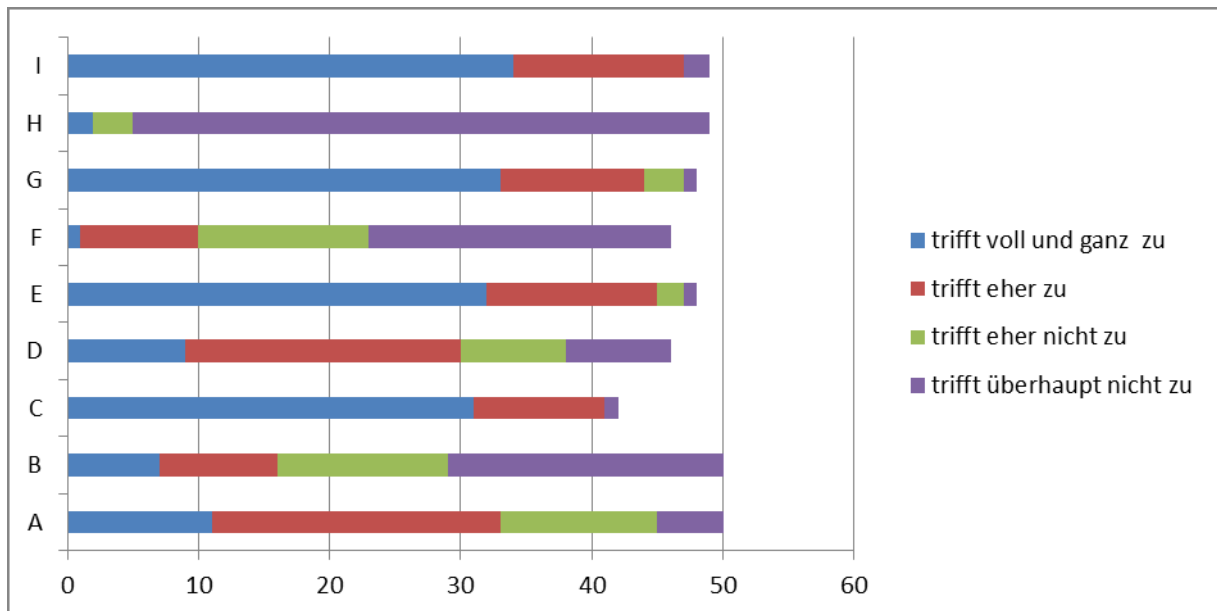
- ✓ verkürzte Sprache: Fans/Freunde muss das Posting/die Aussage auf den ersten Blick interessieren; Posting muss die Leute miteinbeziehen
- ✓ Einbeziehen der Leute: kurze, aussagekräftige Schlagzeile; Foto oder Link mit Aussage verknüpfen (kann als Vertiefung oder als zusätzliche Anregung ausgelegt werden)
- ✓ Einbeziehen soll dazu führen, dass die Fans/Freunde interagieren; "Aufforderung zur Interaktion" (S2) => "Was will ich überhaupt, dass jetzt passiert? [...] ...es muss auch alles sehr verkürzt sein und eben gleich ersichtlich beim ersten Mal hinschauen, um was es geht und was auch gewollt ist." => man muss die Reaktionen der Fans/Freunde schon beim Formulieren der Aussage mitdenken, um gewollte Reaktionen zu generieren
- ✓ Facebook kann verschiedene Funktionen für den Betreiber einnehmen, lt Experten (S4): *Fangemeinde* (Kunden sammeln), *Marktforschungs-Tool*

(Stimmung am Markt bzw. unter Fangemeinde einfangen), Imagemaßnahme (Austausch mit den Kunden) **kursiv: für Lepschi brauchbar**

- ✓ "Also wenn man es schafft, dass dann wirklich sich mehrere Leute dort engagieren und interagieren, dann lernen sich die über - sagen wir - einen Zeitraum von zwei Jahren oder länger dann kennen und da machet man vielleicht ein Fantreffen oder so wo sie sich dann sehen."
- ✓ "[...] dann gibt man ihnen auch ein bisschen die Möglichkeit, sich dort zu beschäftigen. Also wie in einem Verein, wie früher halt [...] diese Vereine funktionieren in Österreich. Die sind aber halt sehr abgeschlossen." Durch FB Räumlichkeitsgrenzen aufgehoben, "dass das dann auch so bei Grenzüberschreitung leicht funktioniert."
- ✓ "Ich mache eine Werbeanzeige, die ist auf Tschechisch formuliert und das sehen dann nur die Leute aus Znaim zum Beispiel. Und dann mache ich eine auf Deutsch, die sehen nur die vom anderen Grenzzort in Österreich und die verlinken aber beide auf dieselbe Seite, dann geht es schon. Man muss sich halt nur bemühen."

4: Selbst- und Fremdbild des Untersuchungsgegenstandes (des Vereines KV Lepschi)

Frage 10: Bitte bewerten Sie folgende Aussagen über den "KV Lepschi".



- A: *Der KV Lepschi ermöglicht es mir, Kontakt mit Menschen aus meinem Nachbarland aufzubauen.*
- B: *Wofür der KV Lepschi steht, ist mir nicht ganz klar.*
- C: *Der KV Lepschi ist im Grenraum Waldviertel / Tschechien aktiv.*
- D: *Der KV Lepschi ist durch seine Tourismusinitiativen in der Lage, die Beziehung zwischen Tschechien und Österreich zu verbessern.*

- E: Die soziale Vernetzung und die kulturelle Vielfalt im Grenzraum zu fördern, ist ein Leitgedanke vom KV Lepschi.*
- F: Der KV Lepschi organisiert vor allem z.B. Sprachkurse und Schulausflüge in das benachbarte Land*
- G: Vor allem durch die grenzüberschreitenden Kulturveranstaltungen, Festivals und Parties hat sich der KV Lepschi einen Namen gemacht.*
- H: Ich habe noch nie etws über den KV Lepschi gehört.*
- I: Der KV Lepschi unterstützt die Subkultur im Grenzraum Waldviertel / Tschechien*

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	11	22	12	5	50
B	7	9	13	21	50
C	31	10	0	1	48
D	9	21	8	8	46
E	32	13	2	1	48
F	1	9	13	23	46
G	33	11	3	1	48
H	2	0	3	44	49
I	34	13	0	2	49

A	22,0% (11)	44,0% (22)	24,0% (12)	10,0% (5)	50
B	14,0% (7)	18,0% (9)	26,0% (13)	42,0% (21)	50
C	77,1% (37)	20,8% (10)	0,0% (0)	2,1% (1)	48
D	19,6% (9)	45,7% (21)	17,4% (8)	17,4% (8)	46
E	66,7% (32)	27,1% (13)	4,2% (2)	2,1% (1)	48
F	2,2% (1)	19,6% (9)	28,3% (13)	50,0% (23)	46
G	68,8% (33)	22,9% (11)	6,3% (3)	2,1% (1)	48
H	4,1% (2)	0,0% (0)	6,1% (3)	89,8% (44)	49
I	69,4% (34)	26,5% (13)	0,0% (0)	4,1% (2)	49

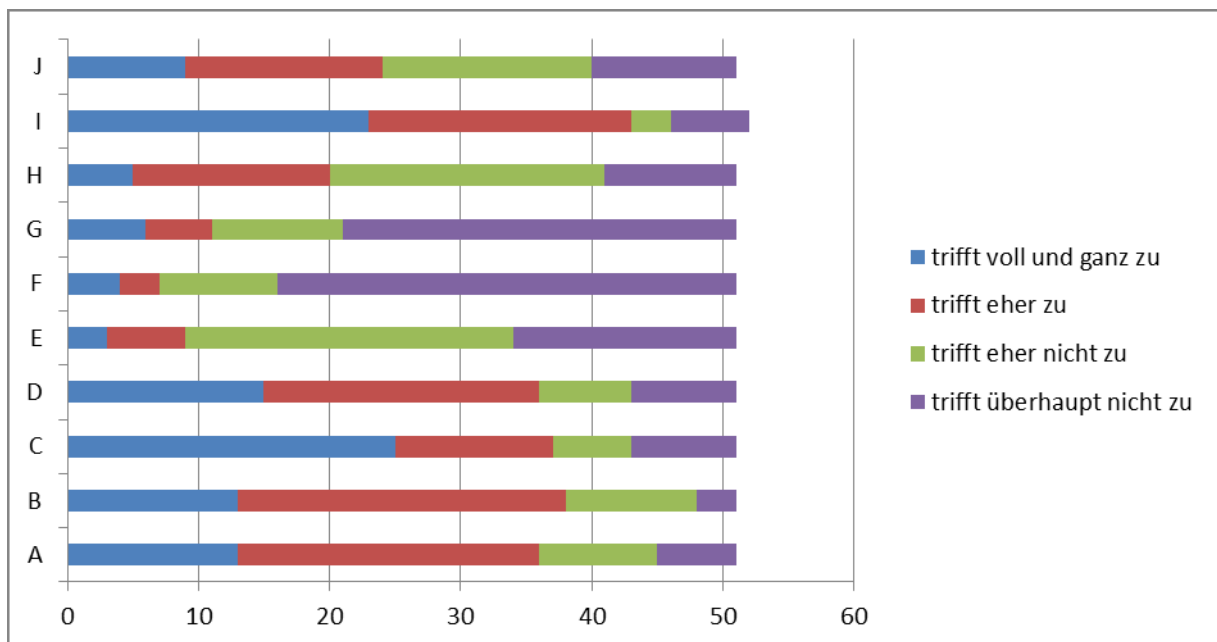
Pfabigan:

- ✓ "... Raum zu schaffen, [...] wo sich Leute aus Österreich und Tschechien eigentlich immer miteinander treffen, kennenlernen, connecten, starten, heiraten, was auch immer können."

- ✓ Gründung spontan beschlossen, aus Schulalltag mit tschechischen Mitschülern heraus, von rund 10 Gründungsmitgliedern nur noch 3 übrig geblieben
- ✓ "Zielgruppe [...] sind eigentlich alle Menschen, die offen sind, aus der Grenzregion." (S2); regionaler Verein
- ✓ Interesse d. Vereins eigentlich eher Jugendliche, aber Publikums sehr breit gefächert => 14-40 Jahre; nicht nur rein Jugendkultur, auch sub- und hochkulturell

4.1: Rolle des KV Lepschi in zu untersuchender Region

Frage 9: Sie sind mit der Gruppe "KV Lepschi" befreundet. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.



A: Viele meiner Freunde sind in der Gruppe vertreten und haben mir die Seite empfohlen.

B: Hier findet man immer gute Veranstaltungstipps.

C: Der KV Lepschi hat mich als Freund/in hinzugefügt.

D: Ich kenne viele Leute, die hier vertreten sind, deshalb bin ich auch mit dem KV Lepschi befreundet.

E: Mit der Gruppe befreundet zu sein, erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.

F: Eigentlich weiß ich nicht, wer hinter dem KV Lepschi steht.

G: Ich engagiere mich selber beim KV Lepschi und daher bin ich hier vertreten.

H: Ich kann hier Leute kennen lernen, die dieselben Interessen teilen wie ich.

I: Das Engagement von KV Lepschi außerhalb von Facebook halte ich für sehr gut, deshalb zeige ich auch online mein Interesse.

J: Ich habe hier die Möglichkeit mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die weiter weg wohnen / die ich nicht regelmäßig persönlich sehen kann.

Frage	AW1	AW2	AW3	AW4	Gesamte Antworten
A	13	23	9	6	51
B	13	25	10	3	51
C	25	12	6	8	51
D	15	21	7	8	51
E	3	6	25	17	51
F	4	3	9	35	51
G	6	5	10	30	51
H	5	15	21	10	51
I	23	20	3	6	52
J	9	15	16	11	51

A	25,5% (13)	45,1% (23)	17,6% (9)	11,8% (6)	51
B	25,5% (13)	49,0% (25)	19,6% (10)	5,9% (3)	51
C	49,0% (25)	23,5% (12)	11,8% (6)	15,7% (8)	51
D	29,4% (15)	41,2% (21)	13,7% (7)	15,7% (8)	51
E	5,9% (3)	11,8% (6)	49,0% (25)	33,3% (17)	51
F	7,8% (4)	5,9% (3)	17,6% (9)	68,6% (35)	51
G	11,8% (6)	9,8% (5)	19,6% (10)	58,8% (30)	51
H	9,8% (5)	29,4% (15)	41,2% (21)	19,6% (10)	51
I	44,2% (23)	38,5% (20)	5,8% (3)	11,5% (6)	52
J	17,6% (9)	29,4% (15)	31,4% (16)	21,6% (11)	51

Pfabigan:

- ✓ "Zielgruppe [...] sind eigentlich alle Menschen, die offen sind, aus der Grenzregion." (S2); regionaler Verein

- ✓ Interesse d. Vereins eigentlich eher Jugendliche, aber Publikums sehr breit gefächert => 14-40 Jahre; nicht nur rein Jugendkultur, auch sub- und hochkulturell
- ✓ "Also das Mittel - [...] - diesen Raum zu schaffen, war eigentlich breit gefächert, jetzt mit den verschiedensten Methodiken, quasi über normale Musikveranstaltungen bis hin zu gemeinsamen Projekten, wo Leute an einem bestimmten Thema [...] arbeiten."
- ✓ Feedback über Facebook von FB-Freunden, Intensität: "Und obwohl meiner Meinung nach das dargebotene Programm sehr ansprechend war, ist eigentlich ziemlich wenig zurückgekommen, außer vielleicht von uns befreundeten Leuten (auch in Realität befreundete!, Anm.), die sich etwas darunter vorstellen haben können. [...] Das war eher immer sehr gering."
- ✓ wurde Grundgedanke von Lepschi-Verein über FB gut transportiert? => "(...) ist es uns wahrscheinlich nicht so gut gelungen, vielleicht hätte es noch eine intensivere Beschäftigung damit gebraucht." (S6) "(...) der Hälfte von uns war Facebook eigentlich ziemlich egal. (...) Deswegen ist das vielleicht auch ein bisschen stiefmütterlich behandelt worden." (S6) [Im Sinne von: wenig Zeit investiert, wenig ernst genommen; Anm.]
- ✓ Der Großteil der Leute, die sich für Verein interessieren ist aus der Region Waldviertel, tscheschischer Anteil eher gering(auch auf FB bei "Freunden" zu sehen). Größte Problematik ist die Sprachkenntnis in Tschechisch. "Aber trotzdem sollte die Kommunikation effizienter betrieben werden, indem beide Sprachkanäle (D & CZ, Anm.) eigentlich abgedeckt werden sollen." (S10) => Sprachbarriere eine von den größten Barrieren!

5: Grundregeln für den erfolgreichen Einsatz von Facebook

Götz:

- ✓ Facebook bietet die Möglichkeit eines Rückkanals, Fans/Freund können auf Aussagen reagieren
- ✓ nützt man Facebook, muss eine "neue" Art der Kommunikation angewendet werden; anders als im PR- oder Zeitungsbereich nützt Facebook eine verkürzte Sprache
- ✓ was kann Facebook: Community aufbauen, ist ein soziales Medium; Community ist nach gewisser Zeit an Marke (bzw. das, womit sich FB-Seite beschäftigt) gebunden; FB "ist ein Mittel, Menschen zur Interaktion zu bewegen."
- ✓ eine schnelle Antwort auf Reaktionen ist bei Facebook sehr wichtig => "Wenn du dann aber eine Woche brauchst, um vom Vorstand eine Antwort irgendwie abnehmen zu lassen, dann wächst sich das halt aus, dann passieren halt Dinge, die ... dann fühlen die sich nicht ernst genommen und dann geht es erst richtig los. Währenddessen, wenn man gleich antworten würde, wäre das im Keim erstickt."
- ✓ vor Erstellen der Facebook-Seite muss ein Entscheidungsbaum entworfen werden. Für jede Art von Reaktion oder Frage muss immer klar sein, wer wie

antworten kann/darf. "[...] für den Fall gewisse Vorgangsweisen irgendwie festgelegt hat."

- ✓ Intensive und Regelmäßige Betreuung der Seite ist unumgänglich: "[...] es ist in Wirklichkeit eine mehr oder weniger Live-Situation in der Betreuung. (...) Also müsste es theoretisch jemand sein, der wirklich sich erstens mit Facebook auskennt und selbst dort aktiv ist und weiß, wie das technisch funktioniert, (...) der das auch wirklich regelmäßig irgendwie verfolgt." (S5) => keine Praktikanten, keine Neulinge, Leute müssen auch entsprechende Befugnisse haben
- ✓ "Also wenn man es schafft, dass dann wirklich sich mehrere Leute dort engagieren und interagieren, dann lernen sich die über - sagen wir - einen Zeitraum von zwei Jahren oder länger dann kennen und da machet man vielleicht ein Fantreffen oder so wo sie sich dann sehen."
- ✓ "... je regionaler, desto weniger groß ist die Hürde, dass man dort auch mitmacht..."
- ✓ "Natürlich ist es so, je moralinsauer die Geschichte wird, desto unattraktiver wahrscheinlich, vor allem für die jüngere Zielgruppe. (...) wenn man versucht, sich dem auf eine unterhaltsame Weise zu nähern (...) kann es schon funktionieren natürlich. Was man natürlich sehr gut immer bedienen kann, ist das Wirgefüh."
- ✓ Sozial-Media kein junges Medium, größte Gruppe = zwischen 20 und 29 Jahren (lt Social Media Radar); FB kann bis zu einem hohen Grad die F2F-Kommunikation zw Menschen ersetzen => "Denn ich kann mir aussuchen, wann ich kommuniziere. Ich kann aber sehr persönlich kommunizieren, ich kann es jederzeit aufdrehen und ich bin in so einer Wolke der Privatheit drin."
- ✓ **Facebook-Seite funktionieren, wenn aufgebaute Community auch zu Interaktion bereit ist (wenn sie aktiv ist und auch WILL); es funktioniert nicht von alleine, "Das ist eben das Wichtigst. Also es reicht nicht, eine Facebook-Seite zu machen und dann zu glauben, da wird jetzt die hölle los sein. Das funktioniert nicht."**

5.1: Umsetzung der Grundregeln in der Praxis der zu untersuchenden Seite

Pfabigan:

- ✓ Kommunikationsmittel, um Verein und seine Veranstaltungen bekannt zu machen: Flyer, Zeitungsartikel (regional), Mundpropaganda und Facebook (seit rund 3 Jahren) (S3); Mudprobaganda: "so funktioniert das eigentlich am besten [...] wenn es (...) dann einem **Freund/einer Freundin** erzählt wird, ist das vielleicht dann doch ganz etwas anderes und **vielleicht vertrauenswürdiger**." (also Flyer zB, Anm.)
- ✓ "Ein Ziel war sicher, erstens mal den Bekanntheitsgrad von dem Verein, von der Idee eigentlich zu verbreiten. [...] gerade über Freund eman dan mit vielleicht mehr Leute erreich kann oder dannhalt auch Veranstaltungen damit bewerben kann (...)." => Popularität und Bekanntheitsgrad steigern!
- ✓ Facebook ein Muss? => als Infomationsquelle wichtig geworden, persönlich sehr kritisch gegenüber stehen (Befragte selber); es wäre sicher Nachteil,

würde man FB nicht einsetzen => Marketinginstrument für Bewerbung v Events

- ✓ "... mit relativ wenig Mitteln oder mit wenigen Ressourcen, außer ein bisschen Zeit, eine breite Masse damit erreichen kann eigentlich und so die Streuung viel besser habe."
- ✓ "Eigentlich betreue ich sie und ich glaube Marcel [ebenfalls leitendes Mitglied in Verein, Anm.] schaut auch ab und zu noch rein. Da der Verein jetzt nicht so viele rege Aktivitäten hat, [...] tut sich ja auf der Facebook-Seite eher weniger." (S5); Wie rege war Aktivität auf FB zu "Hoch-Zeiten"? -> "Ich würde sagen, man kann es ja eigentlich immer nur im Vergleich zu anderen ähnlichen Seiten sagen, würde ich sagen, war da eher sehr gering."
- ✓ Feedback über Facebook von FB-Freunden, Intensität: "Und obwohl meiner Meinung nach das dargebotene Programm sehr ansprechend war, ist eigentlich ziemlich wenig zurückgekommen, außer vielleicht von uns befreundeten Leuten (auch in Realität befreundete!, Anm.), die sich etwas darunter vorstellen haben können. [...] Das war eher immer sehr gering."
- ✓ wurde Grundgedanke von Lepschi-Verein über FB gut transportiert? => "(...) ist es uns wahrscheinlich nicht so gut gelungen, vielleicht hätte es noch eine intensivere Beschäftigung damit gebraucht." (S6) "(...) der Hälfte von uns war Facebook eigentlich ziemlich egal. (...) Deswegen ist das vielleicht auch ein bisschen stiefmütterlich behandelt worden." [Im Sinne von: wenig Zeit investiert, wenig ernst genommen; Anm.]
- ✓ "Wir wollten das sicher eher dezent einsetzen, eher mehr informationsbasiert und nicht so quasi auf bashing, quasi herumspamen." (VGL DAZU DIE AUSSAGEN VON G. GÖTZ => SO FUNKTIONIERT ES EBEN NICHT!!!)
- ✓ meist nur ein paar "likes", "aber dann waren es meistens Leute aus unserem Umfeld oder die uns relativ nahestehen von österreichischer oder tschechischer Seite." (S7); nicht tiefgreifend, keine Diskussion zustandegekommen (keine Interaktion!), **"Das haben wir wahrscheinlich nicht geschafft oder nicht wirklich in die Richtung bewegen können, dass sich jetzt Leute mit dem Grundgedanken - es geht ja eigentlich um den Grundgedanken - auseinandergesetzt haben."**
- ✓ vor allem im Veranstaltungsbereich in Grenzregion (v.a. Waldviertel) einige Veränderungen. "Also das Angebot hat sich in den letzten Jahren eher differenziert. Von daher finde ich es eigentlich schon wichtig, dass man sich auch gerade in den sozialen Netzwerken positioniert und dort wiederfindbar ist. [...] Facebook ist eine Möglichkeit, diese Beschränkungen (ökonomische und strukturelle Benachteiligung in der Grenzregion, Anm.) vielleicht teilweise zu lindern und eigene Netzwerke dadurch eigentlich aufzubauen."
- ✓ "... es ist ein Muss dabei zu sein, oder auch nicht. Und wer nicht dabei ist, verschließt sich eigentlich dieser Welt und existiert quasi nicht. Aber da hat man auch gesehen, es war vor zwei Jahren erst der Hype, vielleicht ist dieser Hype auch schon wieder bald vorbei."
- ✓ "Also ich würde sagen, es funktioniert mit bestimmten Leuten, wo man vielleicht ein mehr oder weniger privates Interesse hat oder vielleicht auch ein kulturelles (...). [...] Aber das hängt nicht von Facebook ab. [...] Also ich sehe nicht, dass wir Facebook unbedingt dazu brauchen, um jetzt bestehende Kontakte aufrechtzuerhalten." // FB ist in den Augen von Lepschi eher Anlaufstelle, aber nicht zum tiefergehende Kontakte zu pflegen

- ✓ "Grundkommunikation ist sicher [...] Mudpropaganda und E-Mail und unterstützend eben Facebook und Newsletter. Aber wie viel der gelesen wird und wie viel er wirklich angenommen wurde, ist eine andere Frage." // Face-to-Face-Kommunikation: "Dann würde ich sagen, das ist eigentlich das Wichtigste und die Hauptsache (für die Bewerbung und den Bekanntheitsgrad des Vereines, Anm.)"

Interview mit Gustav Götz (25. Oktober 2011):

Dieses transkribierte Interview wird exemplarisch für die vier geführten Experteninterviews angeführt, wobei die weiteren Interviews (mit Jidka Zimmermann, Christian Pfabigan und Niklas Perzi) als Audiodatei und als Transkription jederzeit bei der Verfasserin der Arbeit einsehbar sind.

I: Seit wann beschäftigst du dich mit Social Media? Seit wann bist du beratend tätig für Unternehmen und wie bist du dazu gekommen?

B: Also Beratung seit zwei Jahren und mit Social Media beschäftige ich mich eigentlich, seitdem es Facebook gibt. Also ich meine, es gibt es schon länger, aber seit es halt so in Europa populär geworden ist. Ich weiß gar nicht so genau, wann das war. Das muss so vor drei/dreieinhalb Jahren gewesen sein, weil ich da mit „Ö 3“ sehr viel auch mit Fankontakt usw. zu tun gehabt habe. Und gut, na, dann sagen wir vier Jahre, denn vorher war ja noch Myspace. Da war ich dann auch noch. Das gibt es ja jetzt schon gar nicht mehr, dieses Netzwerk. Und wir sind halt immer auf der Suche nach irgendwelchen Plattformen, wo wir uns halt auch an unsere Fans irgendwie wenden können und wo es auch einen Rückkanal gibt. Und darauf gekommen, Firmen zu beraten, bin ich deshalb, weil es sich halt sehr gut ergibt. Wenn man halt schon Erfahrung hat im Medienbereich und auch da irgendwie unter den Ersten war, die das dann wirklich verwendet haben, kann man halt sehr viel dann weitergeben.

I: Also aus der Erfahrung heraus?

B: Ja und vor allem auch aus unserer Routine, weil wir halt ... Ich bin ungefähr täglich zwei Stunden auf Facebook – beruflicher Natur. Und da lernt man halt sehr viel und auch sehr viel über diese Kommunikation, die direkt auf Facebook rennt. Das ist ja auch ein bisschen eine eigene Sprache geworden oder halt eine ganz andere Art der Kommunikation, als jetzt im PR-Bereich zum Beispiel oder in Zeitungen oder in sonstigen Medien eigentlich.

I: Inwiefern andere Kommunikation?

B: Na ja, indem man halt nicht so sehr einfach Presstexte verbreiten kann, die halt zuerst ewig lang laber, laber und dann unten ist halt die Aufforderung oder das Thema, sondern es muss die Leute auf den ersten Hinkucker interessieren, sonst lesen sie es ja gar nicht durch. Und das erreicht man dann vielleicht mit einer guten Schlagzeile, aber auch mit ... irgendwie erst kürzer mit einem Foto dabei, mit einer ... irgendetwas, was man dazuhängt oder halt auch mit ... Wie soll ich sagen? Indem man die Leute auch gleich einbezieht, also dass das nicht einfach nur so eine Botschaft ist, die man dann einfach hinstellt, sondern dass diese Botschaft einfach verknüpft ist meistens mit der Aufforderung zur Interaktion. Und man muss halt die eigentliche Botschaft ein bisschen subversiv unter die Leute bringen. Also du brauchst einen Hintergedanken: Was will ich überhaupt, dass jetzt passiert? Und dann muss man sein Posting so formulieren, dass eben das herauskommt, was man möchte. Und das geht eben nicht so, dass man eine E-Mail schreibt oder eine

Presseaussendung, sondern es muss auch alles sehr verkürzt sein und eben gleich ersichtlich beim ersten Mal hinschauen, um was es geht und was auch gewollt ist.

I: Welche Unternehmen berätst du bzw. welche Firmen können Facebook oder Social Media überhaupt verwenden? Ich kann mir vorstellen, dass jetzt nicht jede Firma mit jedem x-beliebigen Produkt ... dass es Sinn macht.

B: Ja. Also ich sage mal so, prinzipiell würde ich mal schon sagen, dass es fast jede Firma verwenden kann. Es ist immer nur eine Frage des Aufwands. Wenn ich jetzt eine Firma bin, die ... Also tendenziell schwer haben es Pharmafirmen, weil die ziemlich in der Kritik stehen. Stichwort Tierversuche usw. Die sind eigentlich sehr großen Lobbys gegenüber oder Bürgeranliegen, die halt dann auf Facebook auch dementsprechend behandelt werden müssen. Und die bräuchten dann Abteilungen mit 100 Leuten, wo die alle sitzen und diese ganzen Anfragen beantworten. Und da ist es halt immer so eine Kosten-Nutzenfrage. Tut man sich das an oder nicht? Und wenn der berühmte Shitstorm dann kommt oder nicht, dann muss man auch irgendwie die personelle Empower haben, das zu erheben bzw. die Entscheidungsstrukturen. Weil es ja dann oft so ist, es gibt bei Facebook irgendeine kleine Anfrage, die eine mehr oder weniger nichtssagende Kritik hat oder sich einfach irgendwer ein bisschen ausheult oder auskotzt – wenn man es jetzt stark formuliert. Wenn du dann aber eine Woche brauchst, um vom Vorstand eine Antwort irgendwie abnehmen zu lassen, dann wächst sich das halt aus, dann passieren da halt Dinge, die ... dann fühlen die sich nicht ernst genommen und dann geht es erst richtig los. Währenddessen, wenn man gleich antworten würde, wäre das im Keim erstickt. Nur das geht halt oft bei den Firmen nicht. Also das muss eine Firma sein, die im besten Fall Produkte anbietet, die man auf Social Media gut herüberbringen kann. Ich würde jetzt einmal sagen, eine Firma, die Klobrillen herstellt, ist vielleicht ein bisschen schwieriger. Also auf der anderen Seite, wenn jetzt zum Beispiel der Billa bei Facebook ist, dann tut er sich leicht. Die haben immer Angebote, da gibt es Rezepte. Du kannst so viel Schichten rund um diese Produkte machen, dass es natürlich für die sinnvoller ist, auf Facebook zu sein oder in Social Media zu sein.

I: Aber ist jetzt Social Media allgemein – obwohl Twitter da vielleicht wieder ein bisschen auszuschließen ist - ist das überhaupt ein Medium, wo man sagt, da kommt so viel Feedback?

B: Ja, wenn man es gut macht, schon. Wenn man es eben nur als Art Verteilstation für seine Pressemeldungen irgendwie sieht, dann wahrscheinlich nicht, denn da reagiert auch keiner. Aber wenn du wirklich deine Community aufbaust – und das ist eben die große Chance für Firmen in Social Media, dass sie sich eine Fangemeinde bauen mit wirklichen Leuten, die sie dann auch verteidigen gegen wen auch immer, dann wird das ganz intensiv. Also wie gesagt, ich habe pro Tag eine Stunde zu tun und ich bin jetzt – sagen wir mal so – kein super Promi und ich habe auch keine Produkte. Und die Kommunikation ist einfach: Wie man in den Wald hineinruft, kommt es dann auch zurück. Und wenn du halt gescheit hineinrufst, dann wirst du viele Antworten bekommen. Und theoretisch müsste man diese Antworten dann alle wieder bearbeiten. Und aus diesen Antworten ergibt sich ja dann meistens erst ein Dialog, denn dann sehen die erst: Ah, da antwortet wer, jetzt schreibe ich mal wirklich meine Frage hin. Also das potenziert sich dann sehr schnell. Also theoretisch kann man da ganz viel erreichen und ganz viel Kommunikation anregen.

I: Welche Bestrebungen grundsätzlich – und ich meine jetzt eher deine Erfahrungen, die du gemacht hast, weil Bestrebungen können ja viele dahinterstehen, dass man sagt, okay, gut, ich probiere es jetzt über Facebook. Welche Ziele kann man überhaupt damit erreichen? Denn die Ziele können ja vielseitig sein und jeder glaubt wahrscheinlich: Na, Facebook, das ist eh leicht. Da stelle ich ein Bild online und dann wird das schon.

B: Also die Ziele sind ... wahrscheinlich darf man nicht erwarten, dass man dann irrsinnig viel mehr verkauft zum Beispiel als Firma, denn das wird wahrscheinlich nicht so sein. Das wahre Ziel müsste eigentlich sein, seine treuesten Kunden zu sammeln und die ein bisschen als Marktforschungs-Tool zu verwenden. Also dass ich sage, ich habe jetzt die, die von mir als Marke wirklich begeistert sind, und dann kann ich jetzt auch ein bisschen hineinhören in den Markt. Und wenn jetzt schon meine wirklichen Fans sagen, na ja, das erwarten wir eigentlich nicht, dann ist es vielleicht ein Zeichen, dass generell niemand das erwartet. Und es ist auch eine Imagemaßnahme, dass man halt ... Ich meine, es ist natürlich, wenn jetzt ... Der Billa hat in Österreich wahrscheinlich ... Ich glaube, die haben eine Fanzahl zwischen 50.000 und 100.000 Leuten. Das ist natürlich viel weniger als sie tatsächlich Kunden haben. Aber das wächst ja noch. Die jungen Kunden, die nachwachsen, für die wird das vielleicht in 20 oder in zehn Jahren ganz normal sein, dass man mit einer Firma auch so irgendwie einen Austausch hat. Das Spannende, was viele noch nicht wissen, ist: Wie lange geht das jetzt? Also dass es jetzt keine Eintagsfliege ist, das ist glaube ich schon irgendwie durch, aber die Frage ist eben: Wie lange hält Facebook oder wie lange halten diese Plattformen an?

I: Ja, von vielen Seiten hört man schon, dass sie dem ein bisschen überdrüssig sind, weil Facebook ja schon viel mehr kann, als es den meisten lieb ist, sagen wir mal so.

B: Natürlich. Aber es ist auch auf der anderen Seite glaube ich so, dass Facebook jetzt langsam beginnt, das Internet in Beschlag zu nehmen, weil die Leute eigentlich nicht mehr eigene Seiten ansurfen, sondern erst mal ihr Facebook aufmachen und dort die Links, die dort gepostet werden, dann verfolgen. Also jeder hat ja nur eine begrenzte Zeit fürs Internetsurfen über. Und wenn jetzt von – ich sage mal – meiner Stunde, die ich im Internet bin, eine halbe Stunde von Facebook in Beschlag genommen wird, verdrängt das ja andere. Das heißt, Facebook ist so eine Art Einstiegsportal. Und natürlich ist es gut, wenn man in dem Einstiegsportal mit dabei ist und nicht erst hinten.

I: Du hast es vorhin angesprochen – die Betreuung einer solchen Seite. Wer sollte das betreuen? Also im Sinne von: Kann ich da jetzt auch einen Praktikanten hinsetzen? Oder sollte es schon ein – unter Anführungszeichen – „Gelernter“ sein? Und wie gehört sie betreut, wie intensiv, wenn wir jetzt von einem mittleren Unternehmen ausgehen?

B: Also für die Praktikantenfrage bin ich dankbar, denn es ist eben kein Praktikanten-Job, also „ohne Göd ka Musi“, wie man in Österreich schon sagt. Also natürlich kann es auch der Praktikant mitrennen lassen, nur dann wird halt nie etwas passieren und dann kann es sogar passieren, dass es umschlägt, und dass der vielleicht irgendwie eine blöde Antwort gibt, weil es ihm eh egal ist, weil er in zwei Monaten eh nicht

mehr bei der Firma ist und er findet auch, es sind Halsabschneider und Ausbeuter. Und dann postet er etwas und dann ist es halt nicht so toll. Prinzipiell ist es glaube ich auch so, dass man das nicht so sehen kann, mit „am Montag ist Facebook-Tag“, dann posten wir halt irgendwas und nächsten Montag schauen wir dann, was daraus geworden ist. Sondern es ist in Wirklichkeit eine mehr oder weniger Live-Situation in der Betreuung. Das heißt, es kann sein, dass am Mittwoch am Abend jemand etwas postet, eine Frage, und wenn mir das nicht am Donnerstag um 8 Uhr in der Früh auffällt, dann ist das eine vergebene Chance. Also es müsste theoretisch jemand sein, der wirklich sich erstens selbst mit Facebook auskennt und selbst dort aktiv ist und weiß, wie das technisch funktioniert, also jetzt von den Funktionen und zweitens jemand, der das auch wirklich regelmäßig irgendwie verfolgt. Sonst ist es mehr oder weniger verlorene Liebesmühe eigentlich.

I: Und wahrscheinlich auch jemand, der gewisse Befugnisse hat, sage ich einmal.

B: Ja. Und was auch sehr wichtig ist und wo man eigentlich erkennen kann, welche Firmen oder welche Betreiber das professionell machen, nicht dass es dann auch eine – wie sagt man? – einen Entscheidungsbaum gibt, dass ich entscheiden kann: Ah, das übersteigt jetzt meine Kompetenz, daher frage ich jetzt den Nächsthöheren. Also dass das mal durchgedacht ist, die ganze ... alles, was theoretisch passieren kann, dass man sich das vorher einmal überlegt hat und eben für den Fall gewisse Vorgangsweisen irgendwie festgelegt hat. Und eben nicht, dass dann der Praktikant sagt, mir ist aufgefallen, da hat einer irgendwie über uns irgendetwas gesagt und der Abteilungsleiter sagt dann, warten wir mal, schauen wir mal, vielleicht merkt es ja keiner. Und nach einem Monat finden es dann 100 Leute extrem witzig, auf dieser Seite immer nur noch das zu posten, und dann ist es aber schon zu spät. Dann ist es halt irgendwie nicht so gut gelaufen.

I: Kannst du mir vielleicht einmal kurz zusammenfassend sagen: Was kann eine Facebook-Seite können? Also was kann ich damit machen, erreichen? Also jetzt nicht nur, was will ich damit tun, sondern was kann ich, was ist sinnvoll?

B: Eine Community aufzubauen. Das ist eigentlich in Wirklichkeit das, was man ... Es heißt ja auch Social Media. Also dass es ein soziales Medium ist, dass man eine Community aufbaut, die dann an die Marke gebunden ist oder an was auch immer. Also zusammenfassend ist Facebook ein Mittel, um Menschen zu Interaktionen zu bewegen.

I: Perfekte Überleitung. Das bringt mich jetzt zu meinem Verein. Ich habe mir gestern von der Homepage noch mal quasi ihre Ideale da zusammenkopiert. Und das Erste, was sie schreiben, ist: Vorurteile zwischen beiden Gesellschaften abzubauen, Informationsaustausch, soziale Vernetzung, kulturelle Vielfalt, Lösungsansätze etc. Sind diese Punkte – jetzt sehr verkürzt gesagt – kann man das über Facebook transportieren, wenn man jetzt ... Das muss ich noch kurz dazusagen, der Verein besteht im Kern aus zehn Mitgliedern, wobei die diesen Verein aus einer - ja – aus einer Situation heraus, sage ich jetzt mal vielleicht ein bisschen negativ, gegründet haben und sich vielleicht ihrer kompletten Verantwortung nicht so bewusst waren.

B: Na, kann man schon. Ich würde sogar sagen, das geht sogar sehr gut – eben weil sich die Leute, die dann auf dieser Seite oder in dieser Gruppe sind, gegenseitig

kennenlernen. Ich habe zum Beispiel bei „Ö 3“ eine Seite, wo ... also nicht eine Seite, sondern meine Sendung, die ich mache, ist die Hitparade. Und da gibt es eine Community auf unserer Facebook-Seite, die posten exakt die Hitparade live auf unserer Facebook-Seite – warum auch immer. Sie fühlen sich dann wichtig und posten auch das, was ich sage 1:1 ins Facebook rein. Ich habe das entdeckt, habe mich darüber gefreut und habe die auch regelmäßig irgendwie betreut und so eine Art Zusammenhaltsgefühl entwickelt für die. Und da hat sich jetzt sogar eine Beziehung ergeben, dass die sich irgendwie kennengelernt haben. Das ist ein Typ, der postet, und ein Mädel, das da immer postet, die sind jetzt zusammen. Und die haben sich über diese Gruppe kennengelernt. Und da sieht man einfach ... Also das beantwortet ja schon die Frage. Also wenn man es schafft, dass dann wirklich sich mehrere Leute dort engagieren und interagieren, dann lernen sich die über – sagen wir – einen Zeitraum von zwei Jahren oder auch länger dann kennen und da macht man vielleicht auch einmal so eine Art Fan-Treffen oder wo sie sich dann in echt irgendwie sehen. Und dann kennen sie sich schon von den Postings, und dann können die wirklich zusammenwachsen. Also dann entsteht wirklich eine Gruppe und die sind eben in diesem Fall sogar örtlich getrennt. Das sind Burgenländer, Steirer, Oberösterreicher, die halt über diese Gemeinsamkeit „wir interessieren uns für die Hitparade“ zusammengefunden haben, und sich dann halt auch wirklich gegenseitig besucht haben. Und dann haben sie mal Fotos gepostet. Das ist die Top-40-Posterrunde und wir sind halt in Linz und so. Und haben wirklich so eine Art Wandertag gemacht. Und das war halt super, weil das eben diese Macht von Social Media schön zeigt. Oder ein anderes Beispiel: Ich habe für eine Seite, die der Jakob auch betreut ... die machen ja den „Onliner“, diese Zeitung. Und wir haben im Internet für die so eine kleine Lobby, also auf Facebook so eine kleine Lobby gemacht. Und dann gab es da jemanden, der am Flughafen Wien Gepäckarbeiter ist. Und der hat sich da ein bisschen engagiert. Und jetzt schreibt er eben auch für diese Zeitung. Und so kann das entstehen. Dann hat man jemanden in so einer Community und der sagt dann: Hey, ich finde das auch super, was ihr da macht und kann ich da ein bisschen mitmachen? Und dann sagt man: Ja, du kannst gerne, wir bringen eine Zeitung heraus – was auch immer. Und du bekommst so einen halboffiziellen Status und du darfst dann halt dort auch posten und so. Dann begeistert man andere Leute für die Sache, dann gibt man ihnen ein bisschen auch die Möglichkeit, sich dort zu beschäftigen. Also wie in einem Verein, wie früher halt – oder jetzt immer noch – diese Vereine funktionieren in Österreich. Die sind aber halt sehr abgeschlossen. Und da kann man vielleicht nicht so Leute interessieren. Also der Brieftaubenzüchterverein Horn wird kaum jemanden finden in Vorarlberg, der auch zu denen fährt. Aber auf Facebook geht das halt, weil da eben diese Räumlichkeitsgrenzen aufgehoben sind. Und insofern glaube ich auch, dass das dann auch so bei Grenzüberschreiten leicht funktioniert, denn Facebook kann man in Tschechien auch aufmachen und hineinschauen. Vielleicht ist die Sprachbarriere noch da, dass das halt immer irgendwie ... dass die einen das andere nicht lesen können und umgekehrt, aber das kann man ja zum Beispiel dann auch in diese Seite einbauen und dann irgendwie so einen Sprachkurs machen für die, die dabei sind und so. Also da gibt es wirklich viele Möglichkeiten. Und eben durch diese Kommunikation wachsen die Leute dann zusammen. Und im besten Fall ist es so, dass sich dann der Administrator oder der, der das irgendwie ursprünglich angeregt hat, eigentlich total ausmischt aus der ganzen Geschichte und die Leute dann untereinander agieren und man selbst eigentlich gar nicht mehr so viel machen muss.

I: Das mit der Sprachbarriere, das ist in den letzten Interviews – die ich geführt habe – schon ... also das war eigentlich der einzige Grund, den die Leute gesehen haben, dass es nicht funktionieren kann. Es ginge ja auf Englisch, aber wenn der Verein auch niemanden hat, der Tschechisch spricht und vielleicht auch ab und zu etwas auf Tschechisch postet, wird es schwierig.

B: Na klar.

I: Ich habe mir die Seite gestern noch einmal genau angeschaut. Das Einzige, was man online findet, sind Veranstaltungen, die gepostet werden, die wohl ihren Zweck erfüllen, sprich sie finden im Grenzraum statt, sind auch grenzüberschreitend etc., aber nicht mehr. Die Leute, die das liken oder kommentieren, sind – das weiß aber nur ich, weil ich sie kenne – Leute aus dem Verein. Mehr als zwei Kommentare findet man selten und da steht dann: super Sache, tolles Event – Punkt. Das ist wahrscheinlich zu wenig. Was ich mir gestern gedacht habe, meine Laienmeinung, und da will ich dir jetzt nicht die Antwort in den Mund legen, aber das ist nur so eine Anregung von mir: Ist das vielleicht zu regional?

B: Also ich glaube, es ist fast so, je regionaler, desto weniger groß ist die Hürde, dass man dort auch mitmacht, denn dann kennt man halt die Leute und so. Ich sage mal so, wenn man sich ein bisschen auch mit den Möglichkeiten von Facebook beschäftigt, es gibt ja dann auch die Werbeanzeigen, die man ... Viele wissen das nicht, aber man kann ja eine Werbeanzeige auf Facebook wirklich 1:1 auf ... Ich kann sogar Ortsnamen eingeben, dass ich sage, es können nur Menschen, die in Horn leben, diese Werbeanzeige sehen. Und wenn ich das jetzt zum Beispiel so mache, dass irgendwie ... Ich mache eine Werbeanzeige, die ist auf Tschechisch formuliert und das sehen dann nur die Leute aus Znaim zum Beispiel. Und dann mache ich eine auf Deutsch, die sehen nur die vom anderen Grenzort in Österreich und die verlinken aber beide auf dieselbe Seite, dann geht es schon. Man muss sich halt nur bemühen. Also es wird wahrscheinlich nicht reichen, einfach nur diese Seite zu gründen und dann darauf zu warten, dass irgendwer dann dort dazukommt. Das passiert dann nicht, sondern man muss dann als Seite zum Beispiel auf nächstgrößere Facebook-Seiten posten von irgendwelchen regionalen Medien oder von Autohäusern oder von ... Also man muss von sich aus aktiv werden und andere anwerben in der Anfangsphase. Das ist eben wichtig. Wenn man das nicht macht, dann wird nichts passieren.

I: Also das ist wie in einem Unternehmen, wenn ich meine Kunden nicht betreue, dann wird auch keiner bei mir kaufen.

B: Ja. Und wenn ich auch nicht ... wer nicht wirbt, der stirbt. Also genauso ist es auf Facebook. Also wenn ich mich nicht irgendwie aktiv bemühe, andere zu bekommen, dann wird auch nichts passieren.

I: Ich habe es vorhin schon angesprochen, dass diese Werte oder diese Ziele dieses Vereins ja eigentlich sehr – ja, fast schon moralische Werte. Man will Vorurteile abbauen etc. Das ist jetzt nicht das neue Red Bull mit einem Geschmack, das sich irgendwie der Community zur Verfügung stellt und sagt: Klickt drauf, dann gewinnt ihr

– keine Ahnung was. Also wie kann man solche Werte in Wahrheit bewerben? Kann das überhaupt funktionieren über Social Media?

B: Natürlich ist es so, je moralinsaurer die Geschichte wird, desto unattraktiver wahrscheinlich, vor allem für die jüngere Zielgruppe. Aber sagen wir mal so, wenn man versucht, sich dem auf eine unterhaltsame Weise zu nähern und das irgendwie witzig macht, kann es schon funktionieren natürlich. Was man natürlich sehr gut immer bedienen kann, ist das Wirgefühl. Das ist auch auf Social Media, wie es überall ist – in Österreich zumindest. Ich glaube, dass es in Tschechien wahrscheinlich genauso ist. Das ist in jedem Land so, über dieses Wir-müssen-zusammenhalten kann man schon etwas bewegen. Also es ist halt, wenn die ganze Geschichte ... Und auch das hat, glaube ich, mit Social Media wenig zu tun jetzt per se. Je bevormundender die Sache ist, desto schwieriger wird es. Also ich glaube, dass das da keinen Unterschied macht, ob man auf Social Media ist oder woanders, sondern Bevormundung, aus moralistischen Gründen gemachte Sachen, sind immer schwierig.

I: Das heißt, wenn ihr den Leuten sagt – jetzt nur für mich zusammengefasst – eigentlich habt ihr alle Vorurteile gegen euch, setzt euch zusammen, baut sie ab und dann können wir weiterreden.

B: Ja. Also so wird es wahrscheinlich nicht funktionieren. Dann wäre es fast schon so, dass man sagt, wenn es so provokant ist, funktioniert es schon wieder, weil sich dann Leute irgendwie irritiert fühlen und dann ... Das kann auch ein Beweggrund für ein Posting sein, dass mir irgendetwas nicht passt und ich poste das dann denen. Das geht schon auch. Es ist die Frage, ob das dann kippt irgendwann. Und wenn man dann noch irgendwie eine blöde Antwort zurückschreibt, dann ... Also sagen wir so, wenn es kein Konzept ist, dass ich sage, ich provoziere ein bisschen die Leute, um sie dann irgendwie anzuregen und dann löse ich das aber auf und gebe ihnen das Gefühl, dass sie eigentlich eh bei mir gut aufgehoben sind, weil der erste Schritt schon getan ist usw., dann könnte es schon funktionieren. Und was ich noch dazusagen wollte, ist, dass Social Media ja witzigerweise nicht unbedingt ein junges Medium ist. Also es sind zum Beispiel die 20- bis 29-Jährigen die größte Gruppe auf Facebook, also laut Social-Media-Radar. Ich weiß nicht, ob du das kennst?

I: Ich kenne das.

B: Die haben so eine Statistik. Und das ist eben die größte Gruppe und nicht so die Teenies. Die Teenies sind die zweitgrößte Gruppe und die drittgrößte sind dann die über 29-Jährigen. Wobei diese Gruppen fast gleich groß sind. Also es ist eben nicht so ein Teenager-Phänomen, wo man sagen kann, mit Erwachsenenthemen kommt man da soundso nicht weiter, sondern ... also das würde schon gehen.

I: Okay. Und jetzt abschließend das große Statement, das sich immer wieder herauskristallisiert hat. Wenn wir jetzt bei diesem Verein und bei seinen Werten bleiben, wie sehr kann Social Media den Face-to-Face-Kontakt ersetzen oder bis zu welchem Grad?

B: Ziemlich. Also um ein Beispiel zu bringen, ich habe unlängst einen Artikel gehabt, da ging es um Menschen, die jetzt wieder aufs Land ziehen, auch zum Beispiel ins

Waldviertel, weil es dort billig ist, schön, und weil sie über diese Social-Media-Kanäle zum allerersten Mal die Möglichkeit haben, sich nicht einsam zu fühlen, weil sie am Leben anderer teilhaben können. Und da fällt mir nicht, wenn ich im Waldviertel auf einem einsamen Bauernhof bin, am Sonntagabend die Decke auf dem Kopf, denn ich gehe ins Facebook und sehe meine ganzen Freunde und sehe deren Bilder usw. Und das würde jetzt, wenn man es zwischen den Zeilen liest, ja sogar irgendwie implizieren, dass Facebook ja vielleicht sogar besser ist, als der echte Face-to-Face-Kontakt. Denn ich kann mir aussuchen, wann ich kommuniziere. Ich kann aber sehr persönlich kommunizieren, ich kann es jederzeit aufdrehen und ich bin in so einer Wolke der Privatheit drin. Ich sehe irgendwie Privatfotos von meinen Freunden. Ich sehe deren Urlaubsfotos. Ich sehe deren ... Ich kann mit denen ... Meistens ist immer einer online. Also ich finde immer jemanden. Also ich glaube, dass es für manche fast sogar besser funktioniert, als der wirklich echte persönliche Kontakt. Wobei ich das jetzt nicht bewerten würde. Also ob das jetzt gut oder schlecht ist, weiß ich nicht. Muss jeder für sich wissen, ob er dann jetzt wirklich echte Freunde hat oder eben nur Facebook-Freunde. Aber eben das Gefühl, immer von netten Menschen umgeben zu sein, die sich für einen interessieren, bekommt man eben sehr stark in Social-Media-Kanälen.

I: Wenn man die Leute vorher schon kennt.

B: Ja. Und man lernt auch Leute kennen über Social Media. Angenommen ich bin auf Facebook und habe einen einzigen Freund auf Facebook und sehe dessen Postings. Und dann sehe ich andere Leute, die dort dazu posten. Und ich poste auch etwas. Dann kenne ich die ja schon eher mal, und dann befreunde ich mich vielleicht mit denen. Diese Dreieckskommunikation löst sich dann auf und ich kommuniziere direkt mit demjenigen, also mit Person X, Y und Z. X und Y haben eine Kommunikation, Z postet dazu. Dann posten X und Z unter die Themen von Y. Und irgendwann posten nur noch X und Z und Y ist draußen. Dann habe ich eigentlich schon einen Freund mehr gewonnen oder jemanden, den ich mehr kenne. Ich kann sagen, dass ich aus meiner persönlichen Erfahrung mittlerweile auch erschreckend festgestellt habe, dass ich oft über meine Ö3-Fans mehr Bescheid weiß, als über meine eigenen Freunde, die nicht auf Facebook sind und ich lese das nicht täglich. Das heißt, es kann passieren, ich sehe den einen Monat lang nicht und weiß nichts aus seinem Leben. Wogegen ich von meinen Facebook-Fans mehr oder weniger alles weiß, auch Dinge, die ich eigentlich gar nicht wissen müsste unbedingt oder will. Aber ich sehe es halt. Also insofern ist das schon eine ziemlich starke Sache und das erklärt auch den Erfolg, weil es einfach süchtig macht, wenn man in dieser Wolke der sogenannten Freunde ... es tut sich immer etwas. Es gibt nicht die einsamen Momente, denn du findest immer einen anderen Wahnsinnigen, der auch um 4 Uhr in der Früh wach ist und postet. Und das gab es ja früher nicht.

I: Ja. Okay, also kann man zusammenfassend sagen: Facebook-Fanseiten funktionieren. Man baut sich eine Community auf. Es funktioniert aber nur dann weiter, wenn die Community auch aktiv ist, wenn sie auch will, mitmachen will.

B: Genau.

I: Und wenn sie nicht will, muss man sie anregen.

B: Ja. Also es funktioniert nicht von alleine. Das ist eben das Wichtige. Also es reicht nicht, eine Facebook-Seite zu machen und dann zu glauben, da wird jetzt die Hölle los sein. Das funktioniert nicht.

I: Okay.

Ende der Aufnahme

Online-Fragebogen (deutsch),

erstellt und verschickt über Onlineplattform www.monkeysurvey.com

Liebe Facebook NutzerInnen,

vielen Dank, dass Sie sich ein paar Minuten Zeit nehmen, um an der kurzen Umfrage zur Facebooknutzung teilzunehmen. Bitte lesen Sie sich die Fragen genau durch und kreuzen jene Antworten an, die Sie für zutreffend halten. Die Umfrage wird nur rund 10 Minuten Ihrer Zeit in Anspruch nehmen.

Ihre Angaben werden selbstverständlich streng vertraulich und vollkommen anonym behandelt. Sie dienen ausschließlich den wissenschaftlichen Zwecken meiner Diplomarbeit.

Ich bedanke mich schon im Voraus für Ihre Mühe!

1) Wie viele Stunden haben Sie in der letzten Woche im Internet verbracht?

- 1 = 0 – 30 Minuten
- 2 = 31 – 60 Minuten
- 3 = 1 – 2 Stunden
- 4 = 2 – 3 Stunden
- 5 = mehr als drei Stunden

2) Wie vielen Stunden haben Sie in der letzten Woche im Durchschnitt pro Tag Facebook genützt?

- 1 = 0 – 30 Minuten
- 2 = 31 – 60 Minuten
- 3 = 1 – 2 Stunden
- 4 = 2 – 3 Stunden
- 5 = mehr als drei Stunden

3) Wie lange sind Sie schon auf Facebook registriert?

- 1 = 6 Monate oder weniger
- 2 = 6 Monate bis ein Jahr
- 3 = 1 - 2 Jahre
- 4 = 2 – 3 Jahre
- 5 = mehr als 3 Jahre

4) Warum haben Sie sich auf Facebook registiert? Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

- 1: *stimme voll und ganz zu*
 - 2: *stimme eher zu*
 - 3: *stimme eher nicht zu*
 - 4: *stimme überhaupt nicht zu*
-
- Auf Facebook vertreten zu sein, ist heute eigentlich Pflicht.
1 – 2 – 3 – 4
 - Ich kann über Facebook mit meinen Freunden ständig in Kontakt sein.
1 – 2 – 3 – 4
 - Meine Freunde haben ebenfalls ein eigenes Facebook-Profil.
1 – 2 – 3 – 4
 - Wenn man auf Facebook vertreten ist, kann einem kaum etwas entgehen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Wenn man Teil einer Gemeinschaft sein will, muss man auf Facebook vertreten sein.
1 – 2 – 3 – 4
 - Bei Facebook vertreten zu sein erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.
1 – 2 – 3 – 4
 - Wenn man kein Facebook-Profil, hat man das Gefühl etwas zu verpassen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook bietet die Möglichkeit, neue Leute kennen zu lernen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook nutze ich, weil heute kein Weg daran vorbei führt.
1 – 2 – 3 – 4
 - Wenn man auf Facebook aktiv ist, kann man sehr leicht neue Freunde finden

5) Welche drei Facebook-Anwendungen nutzen Sie am häufigsten? Bitte kreuzen Sie diese an.

- Chat
- Persönliche Nachricht
- Gruppenfunktionen
- Veranstaltungen suchen / finden / gründen
- Pinnwandeintrag auf dem eigenen Profil / Statusmeldung posten
- Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden / deren Statusmeldungen kommentieren
- Kommentarfunktion auf der eigenen Pinnwand oder auf jener von Freunden
- Spiele, Tests, Horoskope, etc.
- Foto- und Videoalben

6) Wie häufig nutzen Sie folgende Facebookanwendungen? Bitte kreuzen Sie die zutreffende Antwort an.

- 1: *täglich*
- 2: *mehrmals pro Woche*
- 3: *mehrmals pro Monat*

- 4: *seltener als ein Mal pro Monat*
- 5: *nie*

Chat

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Persönliche Nachricht

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Gruppenfunktionen

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Veranstaltungen suchen / finden / gründen

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Pinnwandeintrag auf dem eigenen Profil / Statusmeldungn posten

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Pinnwandeintrag auf Profilen von Freunden / deren Statusmeldungen kommentieren

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Kommentarfunktion auf der eigenen Pinnwand oder auf jener von Freunden

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Spiele, Tests, Horoskope, etc.

1 – 2 – 3 – 4 – 5

Foto- und Videoalben

1 – 2 – 3 – 4 – 5

7) Stimmen Sie folgenden Aussagen zu?

- 1: *stimme voll und ganz zu*
 - 2: *stimme eher zu*
 - 3: *stimme eher nicht zu*
 - 4: *stimme überhaupt nicht zu*
- Facebook gehört zu meinem Alltag. 1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook ist ein Teil meiner täglichen Aktivität. 1 – 2 – 3 – 4
 - Ohne Facebook fühlt man sich von der Realität abgeschnitten. 1 – 2 – 3 – 4
 - Ich fühle mich als Teil der Facebook-Gemeinschaft. 1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook ist Teil meines persönlichen Alltages geworden. 1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook ist fixer Bestandteil meines Lebens. 1 – 2 – 3 – 4
 - Auf Facebook vertreten zu sein ist ein Muss. 1 – 2 – 3 – 4
 - Auch wenn man nicht auf Facebook registriert ist, ist man im Alltag immer damit konfrontiert. 1 – 2 – 3 – 4

8) Facebook bietet auch die Möglichkeit, sich einer virtuellen Gruppe anzuschließen. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an.

- 1: *stimme voll und ganz zu*
 - 2: *stimme eher zu*
 - 3: *stimme eher nicht zu*
 - 4: *stimme überhaupt nicht zu*
-
- Facebook-Gruppen sind auf die Interessen der Mitglieder abgestimmt.
1 – 2 – 3 – 4
 - Ich bin auch mit Gruppen befreundet, die nicht meinen Interessen entsprechen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Über Facebook-Gruppen kann ich Leute kennen lernen, die meine Interessen teilen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Facebook-Gruppen kann man nicht so ernst nehmen, wie Gruppen im realen Leben.
1 – 2 – 3 – 4
 - Man kann Gruppen beitreten, die den eigenen Interessen entsprechen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Wenn ich mich einer Gruppe anschließe, will ich vorher wissen, wofür sie steht.
1 – 2 – 3 – 4
 - Seine Interessen in einer Gruppe mit anderen zu teilen erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.
1 – 2 – 3 – 4
 - Bevor ich mich mit einer Gruppe befreunde, will ich wissen, welche Person oder Gemeinschaft sie gegründet hat.
1 – 2 – 3 – 4
 - Ich schließe mich nur jenen Facebook-Gruppen an, die ich auch aus dem realen Leben kenne.
1 – 2 – 3 – 4

9) Sie sind mit der Gruppe "KV Lepschi" befreundet. Bitte kreuzen Sie zutreffendes an:

- 1: *trifft voll und ganz zu*
 - 2: *trifft eher zu*
 - 3: *trifft eher nicht zu*
 - 4: *trifft überhaupt nicht zu*
-
- Viele meiner Freunde sind in der Gruppe vertreten und haben mir die Seite empfohlen.
1 – 2 – 3 – 4
 - Hier findet man immer gute Veranstaltungstipps.

- 1 – 2 – 3 – 4
- Der KV Lepschi hat mich als Freund/in hinzugefügt.
1 – 2 – 3 – 4
- Ich kenne viele Leute, die hier vertreten sind, deshalb bin ich auch mit dem KV Lepschi befreundet.
1 – 2 – 3 – 4
- Mit der Gruppe befreundet zu sein, erzeugt ein Gemeinschaftsgefühl.
1 – 2 – 3 – 4
- Eigentlich weiß ich nicht, wer hinter dem KV Lepschi steckt.
1 – 2 – 3 – 4
- Ich engagiere mich selber beim KV Lepschi und daher bin ich hier vertreten.
1 – 2 – 3 – 4
- Ich kann hier Leute kennen lernen, die dieselben Interessen teilen wie ich.
1 – 2 – 3 – 4
- Das Engagement von KV Lepschi außerhalb von Facebook halte ich für sehr gut, deshalb zeige ich auch online mein Interesse.
1 – 2 – 3 – 4
- Ich habe hier die Möglichkeit mit Leuten in Kontakt zu bleiben, die weiter weg wohnen / die ich nicht regelmäßig persönlich sehen kann.
1 – 2 – 3 – 4

10) Bitte bewerten Sie die folgenden Aussagen über den "KV Lepschi":

- Der KV Lepschi ermöglicht es mir, Kontakt mit Menschen aus meinem Nachbarland aufzubauen.
1 – 2 – 3 – 4
- Wofür der KV Lepschi steht, ist mir nicht ganz klar.
1 – 2 – 3 – 4
- Der KV Lepschi ist im Grenzraum Waldviertel / Tschechien aktiv.
1 – 2 – 3 – 4
- Der KV Lepschi ist durch seine Tourismusinitiativen in der Lage, die Beziehung zwischen Tschen und Österreichern zu verbessern.
1 – 2 – 3 – 4
- Die soziale Vernetzung und die kulturelle Vielfalt im Grenzraum zu fördern ist ein Leitgedanke vom KV Lepschi.
1 – 2 – 3 – 4
- Der KV Lepschi organisiert vor allem z.B. Sprachkurse und Schulausflüge in das benachbarte Land.
1 – 2 – 3 – 4
- Vor allem durch die grenzüberschreitenden Kulturveranstaltungen, Festivals und Parties hat sich der KV Lepschi einen Namen gemacht.
1 – 2 – 3 – 4
- Ich habe noch nie etwas über den KV Lepschi gehört.
1 – 2 – 3 – 4
- Der KV Lepschi unterstützt die Subkultur im Grenzraum Waldviertel / Tschechien.
1 – 2 – 3 – 4

Abstract deutsch

Sozialen Netzwerken wird die Eigenschaft zugeschrieben, die Menschen in aller Welt vernetzen zu können, so dass es für den einzelnen ein Leichtes ist, Kontakte aufzubauen und zu pflegen, egal wo das Gegenüber wohnt. Aus dieser Eigenschaft heraus hat sich auch das Forschungsinteresse generiert: Ist es durch den Einsatz Sozialer Netzwerke auch möglich die Menschen in der Grenzregion Waldviertel/Südböhmen in der Art zu vernetzen, die wiederum zu einem "normalen", gleichberechtigten Miteinander führt? Gleichberechtigtes Miteinander - ohne den sprichwörtlichen Grenzen im Kopf, die durch politisch und gesellschaftlich turbulente Zeiten seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges kontinuierlich aufgebaut und verfestigt scheinen.

Viele Faktoren spielen bei der politischen und gesellschaftlichen Entwicklung dieser Region eine wichtige Rolle. Wie kam es dazu, dass sich die beiden Nationen voneinander wegbewegt haben? Welche gesellschaftlichen und politischen Faktoren spielen dabei eine Rolle? Welche Rolle kamen Vorurteilen und Stereotypen – wie sie unweigerlich in Gemeinschaften vorherrschen - in dieser Region zu?

All diese Fragen spielen im Vorfeld eine wichtige Rolle und wurden durch eine breit angelegte theorienbasierte Literaturanalyse weitestgehend beantwortet, bevor mittels Experteninterview und einem Online-Fragebogen auf die konkrete Fragestellung eingegangen wurde.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Grenzraum Südböhmen/Waldviertel einen Spezialfall auf der historischen Landkarte darstellt. Die Wege der beiden Länder haben sich auf gravierende und oft sehr extreme Weise voneinander weg entwickelt. Erst durch die Mitgliedschaft in der EU sind beide Nationen wieder Teil eines Nationenbundes geworden und somit wieder miteinander verbunden. Doch das scheint heute nicht mehr die Bedeutung zu haben wie noch zur Zeit der Monarchie. Die Wege haben sich nur scheinbar wieder aufeinander zubewegt, die Realität birgt ein anderes Bild: die teilweise idealisierte Vorstellung, Österreich und Tschechien würden sich vor dem Hintergrund der gemeinsamen historisch gewachsenen Vergangenheit wieder vereinigen und die geographischen und geistigen Grenzen für nichtig erklären, wird in absehbarer Zeit und trotz aller politischen und gesellschaftlichen Bemühungen, nicht Realität werden.

Die Untersuchung zeigt, dass sich jede Nation auf sich selbst, auf die eigenen Probleme und gesellschaftlichen Umstände, bezieht. Ein Miteinander, das einer Euphorie ähnlich jener nach dem Fall des Eisernen Vorhanges gleich kommt, wird es weder auf politischer noch auf gesellschaftlicher Ebene „von alleine“ nicht geben.

Wie die Untersuchung ergeben hat, ist es aber nicht zielführend, eine solche Wiedervereinigung im virtuellen Raum herbeiführen zu wollen. Das reale Leben und dort geknüpfte Bekanntschaften werden nach wie vor bevorzugt. Daher kann der Einsatz von neuen Medien zur Intensivierung des grenzüberschreitenden Dialogs zwar erfolgreich sein, aber nur wenn ihm intensive Bemühungen vorausgehen, die Mitglieder der beiden nationalen Gemeinschaften im realen Leben einander anzunähern. Diese Bemühungen müssen sich in Form von engagierten Initiativen und einem stetigen Kommunizieren mit den Nutzern seitens der Betreiber, aber auch mit einem gesteigerten Interesse der Zielgruppe für soziale Netzwerk UND die Nachbarn auszeichnen.

Abstract English

Social networks are said to have the feature that they can connect people all over the world, so that it is an easy task to get to know people and keep in touch with them, no matter where they live. Exactly this feature was the reason for the research interest: Is it possible, with the help of social networks, to connect people in the border region of the Waldviertel/South of the Czech Republic in such a way that can lead to a “normal”, equal togetherness? Equal togetherness – without the proverbial boundaries in one’s head that seem to have originated in the political and social turbulent times in the beginning of the First World War and that have been reinforced since.

Many factors play an important role in the political and social development of this region. Which factors lead to the disassociation of these two nations? Which political and social factors play a role? Which roles play prejudices and stereotypes – like they inevitably exist in a society?

In the forefield, all these questions play an important role and they have been mostly answered through an extensive literature analysis. After that, the concrete question has been tackled by an expert interview and an online questionnaire.

Summarizing, it can be said that the border region of South-Bohemia/Waldviertel constitutes a special case on the historical maps. Both countries have diverged in grave and often really extreme ways from each other. Only through the membership of the EU both nations have become part of an association of nations again and are thus again closely connected. However, this does not seem to have the same significance as at the time of the monarchy. The paths of the two countries only seem to have become closer again, reality reveals a different picture: the partly idealistic perception that Austria and the Czech Republic would reunite against the background of a communal historical past and would terminate the geographical and mental boundaries, is, despite of political and social efforts, not going to become true in the nearer future.

The study shows that each nation addressing its own problems and social circumstances. A “togetherness”, resembling the euphoria after the fall of the Iron Curtain, will is not going to happen “on its own”, neither on the political nor on the social level.

However, the study indicates that trying to bring about this reunion in a virtual room is unrewarding. Real life and its relationships are still preferred. Consequently, the employment of new media to intensify the transborder dialogue can only be expedient, if there are intensive efforts in the forefield that try to bring the members of the two countries closer together in real life. These efforts have to be characterised not only by dedicated initiatives and a constant communication with the users on the side of the operators, but also by an increased interest of the target group into social networks AND the neighbours.

Curriculum Vitae

Zur Person:

Victoria Anna Kadernoschka

Geburtsdaten: 25. November 1986, Waidhofen/Thaya (NÖ)

Ausbildung

Volksschule in Blumau/Wild und Aigen bei Raabs (NÖ)

1997: Neusprachliches Gymnasium in Waidhofen/Thaya (NÖ)

2005: Matura am Neusprachlichen Gymnasium in
Waidhofen / Thaya

*Fächer: Deutsch, Englisch (schriftlich und mündlich), Mathematik,
Psychologie/Philosophie & Geschichte*

WS 2005/06: Studium an der WU Wien (Betriebswirtschaft)

SS 2006: Studium an der Uni Wien (Publizistik- und
Kommunikationswissenschaften)

Juli 2009: Abschluss des Bakkalaureatsstudiums

WS 2011: Abschluss Magisterstudium Uni Wien (Publizistik- und
Kommunikationswissenschaften)